3 1761 04616254 1

v. Archenholtz

Geschichte des siebenjährigen Krieges

Geschichte

des

Siebenjährigen Krieges

in Deutschland

von

J. W. von Archenholtz
vormals Hauptmann in königl. preuß. Diensten

nach den neuesten
geschichtlichen Forschungsergebnissen
umgearbeitet

von

v. Duvernoy
Königl. Württemberg. Oberst a. D.

Zweite Auflage

Leipzig
C. F. Amelangs Verlag
1914

10/385

LIBRARY
OCT 4 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

DD
411
A68

Copyright 1910 by C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Vorbericht[1].

Die großen und an Mannigfaltigkeit so reichen Begebenheiten des Siebenjährigen Krieges sind von einer solchen Art, daß sie nur sehr abgekürzt in ein Kalenderbuch[2] gebracht werden konnten; daher die dort mit Einschränkung erzählte Geschichte dieser Epoche hier gehörig erweitert erscheint. Ich bin indes von meinem vorigen Plan nicht abgegangen, der auf die Lektüre aller gebildeten und halbgebildeten Volksklassen abzweckte; daher die militärischen Operationen der Heere hier nicht ausgedehnt worden sind. Ein solcher Krieg, oder keiner, mußte für alle Krieger der Mitwelt und Nachwelt lehrreich sein, und diese Belehrung hat der Oberst von Tempelhof, ein mit großen Kenntnissen und seltenen Fähigkeiten begabter Offizier, der dem ganzen Kriege beiwohnte, in seiner vortrefflichen Geschichte übernommen. Seit Nationen Krieg führen, sind kriegerische Taten und die Entwürfe der Heerführer niemals so umständlich entwickelt worden als von ihm, diesem von Friedrich selbst wegen seiner Kriegstalente ausgezeichneten Befehlshaber; daher von dieser Seite jetzt nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Mein Augenmerk war verschieden. Ich wollte bloß das Charakteristische der Kriegsoperationen, und überhaupt alle Züge dieser großen Weltbegebenheit darstellen, ohne den vielen Heeren bei allen ihren Bewegungen zu folgen, wobei Einförmigkeit und folglich Schwächung des Interesses unvermeidlich ist. Dabei aber war meine Absicht auch auf die politische und

[1] Zur vom Verfasser besorgten Buchausgabe von 1791. Hier gekürzt.

[2] Die erste Fassung erschien als Kalenderbeitrag; siehe S. VIII.

Zivilgeschichte dieses Krieges gerichtet. Vorzüglich war zuverlässige Beiträge zur letzteren zu erhalten mein unablässiges Bestreben, das mir auch großenteils geglückt ist. Eine Anzahl der respektabelsten Personen von Rang und Talenten hat mich dabei durch Berichte, durch Bemerkungen, durch Auflösung von Zweifeln großmütig unterstützt, und wenn gleich meine Fähigkeiten eingeschränkt waren, so hat doch wenigstens mein Fleiß diesen Bemühungen entsprochen. Mit mehr Taktik als hier befindlich ist, würde dies Werk aufhören ein Lesebuch für alle Stände zu sein, so wie weniger taktische Entwicklung der Kriegsvorfälle als man in Tempelhofs Geschichte findet, den Endzweck des militärischen Unterrichts verfehlen würde. Es ist indes für mich eine Genugtuung, daß ich mit diesem so erfahrenen Offizier in Ansehung der großen Feldszenen fast durchgehends übereinstimme.

Es war hohe Zeit, dergleichen Nachrichten von Augenzeugen zu sammeln, da die Generation der Menschen, in deren Lebenstagen so außerordentliche Dinge auf deutschem Boden geschahen, anfängt auszusterben. Wenn daher je eine Geschichte als Volksbuch unter allen Ständen der deutschen Nation verbreitet zu werden verdient, so ist es wohl diese vaterländische, die Deutschland in so vieler Rücksicht Ehre macht und den Geist des Volkes zu erhöhen vermögend ist. Sie wird dem preußischen Patrioten von jedem Stande, selbst vom niedrigsten, eine sinnliche Erinnerung sein an die moralische Größe seines Volkes und an die erhabenen Tugenden eines höchst seltenen Regenten. Dem deutschen Patrioten anderer Provinzen aber wird sie ein Beweis sein, was die auf einen Zweck gerichteten Bestrebungen einer ganzen

Nation unter einer weisen Regierung zu bewirken vermögend sind.

Nun noch einige Worte, die Qualifikation des Geschichtschreibers zu dieser Unternehmung betreffend. Ich habe vom Dezember 1758 an dem Kriege bei Friedrichs eigenem Heere beigewohnt. Obgleich damals sehr jung und folglich unfähig aus Mangel an Erfahrung, selbst richtig zu urteilen, hörte ich doch wißbegierig auf die Urteile alter Krieger, deren Wert ich hernach in einem reiferen Alter näher prüfte. Ohne je an die Abfassung einer solchen Geschichte zu denken, sammelte ich auf meinen Reisen viele damit verbundene Nachrichten, da sie einen Zeitpunkt meines jugendlichen Lebens illustrierten, und der Siebenjährige Krieg nach dem Maße, daß ich die Jahrbücher der Nationen studierte, mir immer merkwürdiger wurde. Hier habe ich davon Gebrauch gemacht und die am Ende kritisch angeführten Werke dabei benutzt[1].

Geschrieben Berlin, den 31. März 1791.

v. Archenholtz.

[1] Die Literatur ist — als jetzt überholt — hier weggeblieben. v. D.

Vorwort des Herausgebers.

Als ich vor Jahresfrist von der Verlagshandlung aufgefordert wurde, die Umarbeitung des trefflichen Werkes zu übernehmen, ging ich nur nach Bekämpfung ernster Bedenken an diese Arbeit. Bei der überaus großen Volkstümlichkeit, deren sich der „Archenholtz" heute noch erfreut, werde ich die Gründe für diese Bedenken nicht näher auseinanderzusetzen nötig haben. Dennoch sah ich ein, daß das Werk in seiner bisherigen Fassung, sowohl was Inhalt als Stil und Ausdrucksweise betraf, einer gründlichen Durchsicht bedurfte, wenn es noch ferner für ein größeres Publikum eine genießbare und insbesondere eine nutzbringende Lektüre bilden sollte. Daß der Verfasser, wenn ihm auch zuweilen eine gewisse Unbeholfenheit in Stil und Ausdruck anhaftet, dennoch für seine Zeit und weit darüber hinaus in nüchterner, unparteilicher Sachlichkeit und ungekünstelter Einfachheit der Darstellung das denkbar Beste geboten hat, das beweisen die vielen Neudrucke und Bearbeitungen, die zwölf Jahrzehnte hindurch erschienen sind. Wir dürfen sein Werk darum getrost den klassischen Erscheinungen unserer geschichtlichen Literatur zuzählen.

Im „Historisch-genealogischen Calender für 1789" (Leipzig, zur Messe bei Haude & Spener) erschien die erste, kurze Fassung der Geschichte des Siebenjährigen Krieges auf 290 winzigen Seiten, illustriert mit den unumgänglichen Kupfern von Daniel Chodowiecki. Es folgten noch im Jahre 1788 berechtigte und unberechtigte Neudrucke und dann 1791 die erste Ausgabe der wesentlich erweiterten zweiten Fassung, abermals Nachdrucke, neue Auflagen und Über-

setzungen, sogar eine wiederholt gedruckte lateinische. Ich möchte bei Erwähnung dieses Umstandes die Hoffnung aussprechen, daß sich vielleicht auch heute ein moderner Pädagoge finden möge, der diese Neubearbeitung ins Lateinische überträgt, denn ich bin der Ansicht, daß es gar nichts schaden könnte, wenn unsere Jugend sich gelegentlich ihrer Sprachstudien nicht nur mit den Kämpfen und Heldentaten des Altertums befassen müßte, sondern auch etwas vaterländische Geschichte betriebe. Als nachahmenswertes Beispiel möchte ich hier anführen, daß laut Nr. 33 der „Berliner Nachrichten" von 1827 die Archenholtzsche Geschichte als Lesebuch im deutschen Unterricht an den englischen Kriegsschulen eingeführt war.

Ich habe mich grundsätzlich bei Aufzählung der Ereignisse an die vom Verfasser eingeschlagene Reihenfolge gehalten; vor allem ist die von ihm gewählte Einteilung des Stoffes in Bücher unverändert geblieben. Ebenso habe ich auch da den Gang der Erzählung einzuhalten gesucht, wo er nicht chronologisch ist. Stilistisch habe ich nur da eingegriffen, wo mir der Text für den heutigen Geschmack gar zu schleppend und schwerfällig erschien. Derartige Stellen haben auch mitunter eine wesentliche Kürzung erfahren, tatsächlich Unrichtiges oder Stellen, die mir als unwesentlich für das Verständnis des Lesers erschienen, habe ich ganz gestrichen.

Als Ersatz für solche fortgelassenen Teile des Textes habe ich geglaubt, besonders charakteristische Stellen aus dem Briefwechsel König Friedrichs sowohl als anderer handelnder bedeutender Persönlichkeiten anführen zu sollen. Damit wird dem Verständnis des Lesers wohl besser gedient sein, als mit

langen philosophischen Betrachtungen im Stile der damaligen Zeit.

Bei der Schilderung der Ereignisse haben die Ergebnisse der neueren Forschung, besonders die der kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes, der ja sämtliche europäischen Archive für diesen Zweck zur Benützung offenstehen, teilweise zu recht abweichender Darstellung geführt, was niemand, der einigermaßen mit Geschichtsforschung vertraut ist, wundern wird. Auch hier glaube ich aber mit der wünschenswerten Pietät gegen den Verfasser verfahren zu sein, indem ich alle richtigen Stellen seiner Darstellung dem Sinne nach mit in die meinige verflochten habe. Seine recht zahlreichen Vergleiche mit der Geschichte des Altertums habe ich ausnahmslos, allerdings mitunter wesentlich gekürzt, aufgenommen. Wenn auch derartige Parallelen häufig hinken, so wollte ich sie schon deshalb schonen, um dem Werke nicht mehr von seiner Originalität zu rauben, als mir durchaus notwendig erschien. Dasselbe ist der Fall bei den kulturgeschichtlichen Betrachtungen des Verfassers.

Ich glaube für die Richtigkeit sämtlicher Änderungen eintreten zu können, höchstens könnten sich hinsichtlich der Stärkeangaben der Russen in den letzten Jahren des Krieges noch Schwankungen ergeben, weil ich hierbei mich an Maslowski halten mußte, der bekanntlich nicht durchaus zuverlässig ist. Die aus den russischen Archiven stammenden Quellen sind im Generalstabe noch nicht so weit bearbeitet, daß sie mir zugänglich gewesen wären.

Bei der Darstellung der Kampftätigkeit der verschiedenen Gegner bin ich grundsätzlich nicht weiter gegangen als der Verfasser früher auch, der ja in seinem auch hier abgedruckten Vorworte die Gründe

für dieses Verfahren ausdrücklich auseinandersetzt. Wo ich bei einzelnen Anlässen von dem vorerwähnten Grundsatze Archenholtz' abgegangen bin, geschah dies in dem Bewußtsein, daß das heute lebende Geschlecht um vieles kundiger in militärischen Fragen ist als das, das zur Zeit des Verfassers lebte, denn heute sind wir ein Volk in Waffen. Jedenfalls ist kein weiteres Kartenmaterial erforderlich, um den Gang der Ereignisse zu verfolgen, als die dem Buche beigegebene Übersichtskarte. Bei Orten, die auf dieser Karte nicht angegeben sind, habe ich in der Regel einen in dessen Nähe liegenden Ort und seine Entfernung von diesem genannt.

So hoffe ich, daß der alte Archenholtz im neuen Gewande sich die alten Freunde erhalten und zahlreiche neue, besonders unter der reiferen Jugend sich erwerben werde, daß er, wie die einstige Originalausgabe, ein rechtes und echtes Volksbuch bleiben möge, an dem alt und jung nach Uhlands Worten „sich an der Väter Taten mit Liebe erbauen" mögen.

Johann Wilhelm von Archenholtz, dessen Vater im Kriegsdienste der freien Stadt Danzig stand, wurde am 3. September 1745 in der dortigen Vorstadt Langfuhr geboren und ist im Kadettenhause zu Berlin erzogen. Im Dezember 1758 wurde er, noch nicht 14 Jahre alt, mit 39 seiner Kameraden ins Hauptquartier des Königs nach Breslau berufen und dort von diesem dem Regiment Forcade zugeteilt. 1760 zum Offizier befördert, nahm er während des Juli an der Belagerung von Dresden teil, kämpfte in der Schlacht bei Liegnitz am 15. August und bei Torgau am 3. November auf den Süptitzer Höhen. Hier wurde er verwundet und war den Winter über in Leipzig. Nach seiner Wiederherstellung stieß er

im März 1761 in Altenburg wieder zu seinem Regimente und bezog mit diesem 1762 die Winterquartiere zu Breslau. Nach dem Friedensschlusse von Hubertusburg nötigte ihn seine Verwundung, den Abschied zu erbitten, der ihm unter Verleihung des Charakters als Hauptmann gewährt wurde.

Archenholtz begab sich nun auf Reisen und durchstreifte in 16 Jahren fast ganz Europa; nahezu zehn Jahre brachte er davon in England zu. Während seines Aufenthaltes in Italien hatte er das Unglück, durch einen Sturz mit dem Pferde ein Bein zu brechen, und infolge schlechter ärztlicher Behandlung trat eine Lähmung ein, die auch der Gebrauch der Schwefelbäder zu Pisa nicht mehr beseitigte. Zunächst kehrte er nach Deutschland zurück, wo er abwechselnd bald in Berlin, Dresden und Leipzig lebte; 1791 zog er nach Paris. Von 1792 ab lebte er dauernd in Hamburg, wo er sich bald den in der Nähe der Stadt gelegenen schönen Landsitz Oyendorf erwarb. Er starb am 28. Februar 1812 und hinterließ einen Sohn neben zwei Töchtern.

Bis zu seinem Lebensende war er schriftstellerisch tätig. Sein reger Beobachtungsgeist und seine ungewöhnliche Welt- und Menschenkenntnis und die Beherrschung mehrerer lebender Sprachen unterstützten ihn hierin wesentlich.

Berlin, im September 1910.

v. Duvernoy.

Über die Einrichtungen der am Kriege beteiligten Armeen.

Archenholtz bringt nur gelegentlich des ersten Auftretens des schwedischen Heeres einiges über dessen durchaus mangelhafte innere Einrichtung, ebenso erwähnt er bei dem des russischen die Organisation der Kosaken und Kalmücken und bei dem des britischen Hilfskorps, das im Sommer 1758 beim Heere des Herzogs Ferdinand von Braunschweig eintrifft, einiges über die Uniformierung. Auf die Eigentümlichkeiten der übrigen am Kriege beteiligten Heere, so verschieden sie in vielen Beziehungen von deren heutiger Einrichtung sind, geht er dagegen gar nicht ein. Um den organischen Zusammenhang der Darstellung möglichst wenig zu unterbrechen, habe ich die betreffenden Schilderungen, selbstverständlich berichtigt und ergänzt, an ihren ursprünglichen Stellen gelassen und gebe nachstehend im Zusammenhange das Wissenswerteste über die Armeen der größeren Mächte.

v. D.

Preußen.

Allgemeines. Für sämtliche Waffen gab es im Frieden keine höheren Truppenverbände als das Regiment. Daher wurden die Generale, um ihnen eine bestimmte dienstliche Tätigkeit zu geben, zu Chefs der Regimenter ernannt, und dieses nahm mit der Verleihung den Namen seines Chefs an. Der Regimentschef war für den ganzen Dienstbetrieb dem König gegenüber verantwortlich. Diese Verantwortlichkeit trat bei den alljährlich im Laufe des Sommers abgehaltenen General- und Spezialrevuen ein, vor denen in der ganzen Armee eine heilsame Furcht herrschte. Vom Jahre 1753 an hielt Friedrich außer diesen

Revuen noch größere Herbstübungen bei Spandau, im allgemeinen auf dem Gelände des heutigen Truppenübungsplatzes Döberitz ab. Hierzu wurden 1753 49 Bataillone, 61 Eskadrons und 585 Mann Feldartillerie mit 51 schweren Kanonen, das heißt die Truppen aus sämtlichen märkischen Garnisonen, herangezogen. Zudem waren hierbei, außer den mit ihren Truppenteilen erschienenen Vorgesetzten, 127 meist höhere Offiziere anwesend. Um alle unbefugten Zuschauer fernzuhalten, ward ein Gelände westlich der Havel von 80 km im Umkreise durch die Fußjäger und die „Unrangierten der Garde“[1] abgesperrt. 1755 fanden im Anschlusse an die Übungen bei Spandau auch in der Gegend südöstlich von Breslau größere Herbstübungen statt, zu denen 16 Bataillone, 75 Eskadrons beigezogen wurden. Jedes Regiment hatte während des Friedens also nur seinen Chef und den König als Vorgesetzte; die Gouverneure und Kommandanten hatten ebenfalls keinerlei dienstliche Einwirkung auf die in ihrem Befehlsbereiche stehenden Truppen.

Die Infanterie bestand durchweg aus Regimentern von zwei Bataillonen, mit alleiniger Ausnahme des vom Fürsten Leopold von Dessau errichteten Regiments Anhalt, später Anhalt-Bernburg, das 3 Bataillone hatte. Das Bataillon hatte 5 Musketier- oder Füsilier- und 1 Grenadierkompagnie. Bei der Garde hießen diese Kompagnien Flügelkompagnien. Bei Beginn des Krieges waren vorhanden:

[1] Dieses Korps stand ebenfalls in Potsdam und war rund 400 Mann stark. Im Herbst 1757 ward es ganz zur Vervollständigung des bei Kolin so furchtbar gelichteten 1. Bataillons Leibgarde (vergl. S. 66) verwendet und vorläufig nicht wieder errichtet.

4 Gardebataillone: das 1. Bataillon Leibgarde, das 2. und 3. Bataillon Garde oder Regiment Garde und das Grenadier-Gardebataillon Retzow, später Saldern.

91 Bataillone der 45 Infanterieregimenter.

29 Grenadierbataillone zu 4 Kompagnien. Diese wurden bei der Mobilmachung aus den Grenadierkompagnien zweier Regimenter zusammengestellt, auch aus den Grenadierkompagnien einzelner Garnisonregimenter. Außerdem bestanden bereits im Frieden 6 stehende Grenadierbataillone.

2 Bataillone des Pionierregiments Sers, das im Herbste 1758 in das Füsilierregiment Diericke umgewandelt ward.

126 Bataillone.

Dazu kam noch das Füsilierregiment Hessen-Kassel, dessen Errichtung erst am 10. August befohlen war.

Der Unterschied zwischen Musketieren und Füsilieren bestand nur in der Bekleidung. Die Füsiliere trugen als Kopfbedeckung eine der Grenadiermütze ähnliche, nur niedrigere Mütze, die Musketiere trugen Hüte. Die Bewaffnung bestand aus dem Steinschloßgewehr mit aufzupflanzendem Düllenbajonett und eisernem, konischem Ladestock. Dieser, eine Erfindung des „alten Dessauers", und der ungeheure Exerzierdrill ermöglichte das überraschend schnelle Laden (2 Schüsse in der Minute)[1]. Außerdem trug jeder Gemeine einen kurzen Säbel mit Messinggefäß. Zur Ausrüstung der Mannschaft gehörte noch das über die Weste geschnallte

[1] Beim Laden mit scharfen Patronen. Das Laden mit blinden Patronen ging selbstverständlich erheblich rascher. Beim Hinunterstoßen der Kugel traten in den durch Pulverschleim verunreinigten Läufen bereits nach wenigen Schüssen Hemmungen ein.

Säbelgehenk mit dem kalbfellenen, über die rechte Schulter getragenen Tornister, der Brotbeutel, Schnappsack genannt, und die Patronentasche, die an einem Riemen über der linken Schulter hing. Die Unteroffiziere führten außer dem Säbel das Kurzgewehr, die Offiziere außer dem Degen das Sponton, beides waren eine Art kurzer Hellebarde. Ferner gehörte zur Ausrüstung des Offiziers wie des Unteroffiziers der Rohrstock. In der Patronentasche trug der Mann 60 Patronen, weitere 60 waren auf den bei der Artillerietrains befindlichen Infanteriemunitionswagen verladen. Das Musketier- oder Füsilierbataillon zählte 750, das Grenadierbataillon 634 Köpfe. Die Aufstellung war dreigliedrig. Das Musketierbataillon hatte 615, das Grenadierbataillon 528 Gewehre in der Front. Die Bataillonsgeschütze[1] führten in einer Kastenprotze 108 Stückkugeln und 22 Kartätschen und erforderten 8 Mann Bedienung[2].

Kavallerie. Von dieser Waffe waren bei Beginn des Krieges vorhanden:

1 Eskadron Gardes du Corps[3],
60 „ Kürassiere in 12 Regimentern,
70 „ Dragoner in 10 Regimentern zu 5 und 2 zu 10 Eskadrons[4],

131 zum Übertrag.

[1] Vergl. S. 19, Fußnote.

[2] Betreffend die 10 Regimenter, die aus den bei Pirna kapitulierenden Sachsen errichtet wurden, vergl. S. 27.

[3] Die Gardes du Corpseskadron wurde durch die bei Pirna kapitulierenden Sachsen auf ein Regiment zu 3 Eskadrons vermehrt. Bald nachher wurden die sächsischen Mannschaften unter die Kürassierregimenter verteilt und die beiden Schwadronen durch Abgaben dieser und der Dragonerregimenter neu errichtet.

[4] Friedrich hatte bei seinem Regierungsantritte nur 45 Eskadrons vorgefunden, die anderen neu errichtet.

131 Übertrag.

80 Eskadrons Husaren[1] in 8 Regimentern zu 10 Eskadrons.

211 Eskadrons Kavallerie.

Die Kürassier- und Dragonerschwadron zählte 178, die Husareneskadron 115 Köpfe. Als Bewaffnung diente den Kürassier- und Dragonerregimentern der zweischneidige Pallasch, den Husaren ein krummer Säbel. Sämtliche drei Waffengattungen hatten Karabiner, die Husarenschwadron 10 gezogene, die Dragoner führten ein aufzupflanzendes Bajonett.

Artillerie. Das zur Bedienung des schweren Geschützes vorhandene Feldartillerie-Regiment war 2 Bataillone zu je 6 Kompagnien stark. Das schwere Geschütz bestand aus zwölf- und vierundzwanzigpfündigen Kanonen, zehnpfündigen Haubitzen, diese drei Geschützarten hatten je 6 Mann Bedienung, ferner aus fünfundzwanzig- und fünfzigpfündigen Mörsern. Diese beiden Arten fanden in der Regel nur vor Festungen und stark befestigten Feldstellungen Verwendung. Sie erforderten 6 beziehungsweise 9 Bombardiere zur Bedienung. Stärke des Regiments im August 1756: 53 Offiziere, 119 Unteroffiziere, 57 Spielleute, 164 Bombardiere und 1330 Kanoniere[2].

[1] Der König fand bei seinem Regierungsantritte nur 9 Eskadrons Husaren vor. Die Erfahrungen in seinen beiden ersten Kriegen, daß die Österreicher ihm an leichten Truppen überlegen seien, veranlaßten ihn zu dieser starken Vermehrung. Leichte Infanterie hoffte er sich im Mobilmachungsfalle durch Anwerbung von Freibataillonen rascher beschaffen zu können. Er errichtete auch im Jahre 1756 noch 4, 1757 2 Freibataillone und vermehrte diese Truppen in den weiteren Kriegsjahren fortgesetzt. Die Husaren wurden damals immer von der übrigen Kavallerie getrennt aufgeführt.

[2] 1758 wurde die Feldartillerie um 2 Kompagnien vermehrt. Wegen Errichtung der reitenden Brigade vergl. S. 479.

Technische Truppen. Außer dem bereits genannten Pionierregimente waren 2 Kompagnien Mineure und 1 Kompagnie Pontoniere vorhanden.

Garnisontruppen. An solchen waren im ganzen 26 Bataillone vorhanden. Sie dienten in der Hauptsache zu Besatzungszwecken und hatten die älteren und weniger dienstfähigen Mannschaften.

Stärke des Feldheeres. Eine Mobilmachung im heutigen Sinne kannte man im 18. Jahrhundert nicht. Die preußischen Regimenter hatten bestimmungsmäßig jahr aus, jahr ein die volle Etatsstärke, nur waren mit Ausnahme der sechswöchentlichen Exerzierzeit im Frühjahre jeden Jahres die entbehrlichen Inländer fast alle beurlaubt. Sie brauchten bei drohender Kriegsgefahr nur eingezogen zu werden. Die Gesamtstärke des preußischen Feldheeres bei Ausbruch des Krieges betrug 126000 Mann. Die für den Krieg aufgestellte „Ordre de Bataille" wurde fast zu jeder Schlacht anders in Brigaden und Divisionen eingeteilt.

Österreich.

Der Sollbestand an Infanterie betrug beim Ausbruche des Krieges 54 Infanterieregimenter und 1 Bataillon mit: 126610 Köpfen

Die meisten Regimenter hatten 2, einzelne auch 3 Bataillone, 1 Garnisonbataillon und 2 Grenadierkompagnien. Diese befanden sich grundsätzlich bei den Feldbataillonen und wurden nur zu besonderen Gelegenheiten in größere Verbände zusammengestellt. Die Feldbataillone hatten 6,

Zum Übertrag 126610 Köpfe

	Übertrag	126 610 Köpfe
die Garnisonbataillone nur 4 Kompagnien. Die Füsilierkompagnie zählte 126, die Grenadierkompagnie 100 Köpfe. Hierzu kam ein Drittel der Grenzinfanterie (Kroaten) mit[1]	15 600	„
		142 210 Köpfe
Der Sollbestand an Kavallerie betrug: 18 Kürassier-, 12 Dragonerregimenter zu 6 Eskadrons und einer Karabinier- beziehungsweise Grenadierkompagnie[2], 10 Husarenregimenter zu 5 Eskadrons. Das Kürassier- oder Dragonerregiment zählte rund 815, das Husarenregiment 615 Köpfe[3].	30 678	„
Dazu ein Drittel der Grenzhusaren	1 000	„
		173 888 Köpfe
Feldartillerie in 24 deutschen und 8 niederländischen Kompagnien	3 072 Köpfe	
Mineure u. Pontoniere	484 „	3 556 „
		177 444 Köpfe

Diese Zahlen waren im August 1756 bei weitem nicht vorhanden. Trotz aller aufgewandten Anstrengungen fehlten allein bei der Infanterie rund 10 000 Mann.

[1] Das ganze Grenzeraufgebot durfte gesetzlich nur bei einem Kriege gegen die Türken verwandt werden, sonst nur ein Drittel. Diese Bestimmung wurde im Laufe des Siebenjährigen Krieges mehrfach überschritten.

[2] Diese wurden in der Regel zu einem besonderen Elitereiterkorps vereinigt.

[3] Die Husarenregimenter wurden im Winter 1757/58 um je eine Eskadron vermehrt.

Frankreich.

Die gesamte Heeresmacht dieses Staates bestand in 80 Nationalregimentern mit 202, 35 Fremdregimentern mit im ganzen 63 Bataillonen[1]. Die Bataillone der Nationalregimenter waren 742 Köpfe stark und in 1 Grenadier- und 16 Füsilierkompagnien eingeteilt. Die Bataillone der Fremdregimenter hatten eine Durchschnittsstärke von 700 Mann; die Zahl der Kompagnien war verschieden. An Kavallerie waren außer 15 Eskadrons Garde 57 Nationalregimenter, von denen mit Ausnahme von dreien, die stärker waren, alle nur 2 Eskadrons hatten. An Fremdregimentern waren vorhanden: 4 deutsche, 1 irisches, 1 wallonisches zu 2 bis 4 und 17 Dragoner-, 4 Husarenregimenter zu 4 Eskadrons. Die Stärke eines Regiments zu 2 Schwadronen betrug rund 350, die eines Dragonerregiments 700, eines Husarenregiments 320 Reiter. Das Artilleriekorps war eingeteilt in 6 Bataillone zu 2 Sapeur-, 9 Kanonier- und 5 Bombardierkompagnien zu je 56 und in 6 selbständige Handwerker- und Mineurkompagnien zu 44 bis 66 Köpfen. Außerdem waren eine Anzahl leichter Korps und Miliztruppen, diese in 33 Bezirke eingeteilt, vorhanden.

Rußland.

Infanterie. Die kaiserliche Garde bestand aus 1 Leibkompagnie und 3 Regimentern, eines zu 4, die anderen zu 3 Bataillonen und je 1 Grenadierkompagnie. Ferner waren vorhanden: 4 neuerrichtete Grenadierregimenter zu 2 Bataillonen zu 5 Kompagnien und

[1] Die Fremdregimenter zerfielen in 14 deutsche, 11 schweizerische, 6 irische, 2 schottische und 2 italienische.

46 Musketierregimentern zu 3 Bataillonen zu 4 Musketierkompagnien; bei den ersten beiden Bataillonen war noch je 1 Grenadierkompagnie. Sollstärke eines Grenadierbataillons 1135, eines Grenadierregiments 2501 Köpfe, davon 220 Nichtkämpfer. Sollstärke eines Musketierbataillons 648, eines Regiments 2526 Köpfe, davon 233 Nichtkämpfer. An regulärer Kavallerie waren vorhanden: 1 Leibgarderegiment, 6 Kürassier- und 6 Grenadierregimenter zu Pferde zu 5 Eskadrons, sowie 20 Dragonerregimenter zu 1 Grenadier- und 5 Dragoneresкadrons. Eine Kürassier- oder Grenadierschwadron sollte 169, ein Regiment 947 Köpfe stark sein, darunter 150 Nichtkämpfer. Die Dragonerschwadron hatte gleiche Stärke, das Dragonerregiment sollte 1166 Köpfe, worunter 163 Nichtkämpfer, stark sein. Die tatsächlichen Stärken blieben während des ganzen Krieges weit hinter diesen Zahlen zurück. 1758 waren von den Kürassierregimentern nur 3 bis 4, von sämtlichen Dragonerregimentern nur 3 Eskadrons im Felde. Die Stärke eines solchen Regiments betrug ungefähr: 15 Offiziere, 40 Unteroffiziere und 415 Dragoner. Feldartillerie: 2 Regimenter zu 2 Bataillonen, 1 „geheimes Haubitzkorps", für die von Graf P. J. Schuwalow erfundenen „Geheimhaubitzen" zu 3 Kompagnien, wovon eine dem Reserve- oder Observationskorps zugeteilt ward. Außerdem gehörte zur Feldartillerie noch ein 3 Kompagnien starker Train. Für genanntes Reservekorps waren die Mannschaften nur mit größter Mühe aufzubringen; es rückte erst beim Feldzug 1758 nach. Es bestand aus 1 Grenadierregiment zu 2 und 5 Musketierregimentern zu 3 Bataillonen, die Regimenter waren ungeheuer stark mit Artillerie bedacht, bei einem jeden waren 4 Sekrethaubitzen, 2 einviertel- und 12 ein-

halbpudige Einhörner. Nach Ansicht des Grafen Schuwalow sollte den Geschützen der Hauptanteil am Kampfe zufallen und beim Reservekorps den geringeren Gefechtswert ausgleichen [1].

Die Sollstärke der russischen Feldarmee war 208 700 Mann. Sie ist in allen Kriegsjahren weit dahinter zurückgeblieben und hat höchstens 150 000 bis 160 000 Mann erreicht, deren Menschen- und Pferdebestand schon beim jedesmaligen Vormarsche reißend abnahm.

England.

Das stehende Heer war durch Parlamentsbeschluß vom Jahre 1689 ins Leben gerufen worden. Über seine Stärke hatte die Volksvertretung alljährlich neu zu beschließen. Die Offiziersstellen waren mit nur geringen Ausnahmen käuflich, die festgesetzten Preise sehr hoch, z. B. kostete eine Oberstleutnantsstelle 111 000 Mark nach deutschem Gelde. Die freiwillig gegen Handgeld geworbenen Mannschaften sollten nach dem Wortlaute des Gesetzes Engländer und Protestanten und zwischen 17 und 25 Jahre alt sein. Verbrecher, Trinker und Vagabunden waren ausgeschlossen. Von diesen Bedingungen durfte jedoch in Kriegszeiten, wenn erhöhter Bedarf eintrat, abgewichen werden. Bei den großen Verlusten, die allmählich auf dem amerikanischen Kriegsschauplatze entstanden, genügte aber die freiwillige Meldung nicht mehr, und die Werber griffen zu allerlei Kniffen. Hierunter litt auch auf dem deutschen Kriegsschau-

[1] Das Korps hatte beim Betreten des Kriegsschauplatzes eine Gefechtsstärke von 12 000 Mann. Nach der Schlacht bei Kunersdorf war es so schwach, daß es in die Operationsarmee eingereiht wurde. Betreffend die leichten Truppen vergl. S. 95—97.

platze die Mannszucht allmählich, und Meutereien waren keine Seltenheit.

Das stehende Heer hatte 1758 folgende Stärken: Infanterie: 3 Garde-, 83 Linienregimenter, mit Ausnahme der Garde- und des 1. Linienregimentes sämtlich nur 1 Bataillon zu 8 Musketier- oder Füsilier- und 1 Grenadierkompagnie stark. Die Kompagnie hatte im Frieden 2—4 Offiziere, 30—70 Mann, im Kriege wurde sie auf 70—100 Mann verstärkt. 25 englische und 4 irische selbständige Invalidenkompagnien dienten zur Besetzung der Küstenplätze. Die Kavallerie bestand aus schweren Regimentern zu Pferde, sowie schweren und leichten Dragonern. Diese wurden öfters auch Husaren genannt. Es waren vorhanden: 3 Leibgarde- und 4 Reiterregimenter, 3 Garde- und 14 Liniendragonerregimenter; von 1759—60 wurden 8 weitere Dragonerregimenter aufgestellt. Die Stärke eines Kavallerieregimentes war 2—3 Eskadrons zu 3 Offizieren, 165 Mann. Artillerie. Diese bestand aus 2 Bataillonen zu je 13 Kompagnien und einer selbständigen irischen Kompagnie. 1759 ward ein neues Bataillon zu 10 und weitere 4 irische Kompagnien errichtet. Die Kompagnie war 7 Offiziere, 100 Mann stark. Außer der Bedienung der Geschütze lag der Artillerie auch die Ausübung des Pontonier- und Mineurdienstes ob. Jedes Infanteriebataillon führte auch hier 2 leichte Geschütze. Die nach Deutschland gesandten schweren Geschütze waren „mittlere" und „leichte" Zwölfpfünder, Haubitzen und Sechspfünder.

Wesentlich vom Ersatze dieses stehenden Heeres unterschied sich der der schottischen Regimenter. Die unerschrockenen, tapferen Söhne dieses Gebirgsvolkes hatten den Briten durch ihren zähen Widerstand so

viel zu schaffen gemacht, daß ihnen nach dem Aufstande von 1715 sogar das Waffentragen verboten worden war. Aus der damals organisierten Polizeitruppe hatten sich im Laufe der Jahre Kompagnien gebildet, die 1740 zu einem Regimente zusammengestellt worden waren. Aber erst Pitt verstand es, diese Volkskraft ganz auszunützen. Aus den sich massenhaft freiwillig Meldenden wurden mehrere Regimenter zusammengestellt, die sämtlich auch einheimische Offiziere erhielten. Die Uniform bestand aus der bekannten schottischen Nationaltracht. Die tapferen, genügsamen Bewohner eines rauhen, gebirgigen Landes, voll von Ehrgefühl und Kampfesfreude, dabei von tiefer Frömmigkeit und ruhigem, kaltblütigem Wesen, verließen ihre Offiziere auch in den schwierigsten Lagen nicht. 1760 folgten den ursprünglich in Deutschland verwendeten 3 Kompagnien noch 2 Bataillone zu je 8 Kompagnien nach.

Die innere Einrichtung der kleineren Kontingente, die zur verbündeten Armee unter Ferdinand von Braunschweig gehörten, der hannoverischen, braunschweigischen, hessischen usw. Truppen war ähnlich der preußischen Armee.

Erstes Buch. 1756.

Der Aachener Friede hatte nach einem langen Kriege allen Völkern Europas Ruhe verschafft; die Künste des Friedens blühten wieder, und man glaubte die Erneuerung kriegerischer Ereignisse auf viele Jahre entfernt[1]. Indessen waren die größten Beherrscher dieses Weltteiles zu dieser Zeit nichts weniger als friedlich gesinnt. Nie ward in den Kabinetten erfolgreicher gearbeitet, dem Dämon des Krieges neue Opfer zu bringen. Nicht die Überlegung weiser Staatskunst, sondern Parteileidenschaften diktierten die geschlossenen Bündnisse. König Friedrich von Preußen, der mit Lorbeeren gekrönt bereits in jungen Jahren zwei Kriege geendigt hatte[2], auf den die Augen aller Nationen gerichtet waren, dessen hohe Geistesgaben allgemeine Bewunderung hervorriefen, hatte damit auch den Neid und die Mißgunst so manchen Staates erregt. So entstand ein Krieg, der zu den außerordentlichsten gehört, die jemals die Erde verwüstet haben. Er war dies sowohl in Ansehung der großen Menge der Armeen von so verschiedenen Volksstämmen und Sprachen,

---

[1] Der Friede zu Aachen, der den österreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748) beendete, wurde am 18. Oktober 1748 geschlossen. Die hauptsächlichsten Bedingungen waren: Gewährleistung Schlesiens für Preußen, Anerkennung der Pragmatischen Sanktion, d. i. der Unteilbarkeit des Reiches, der Thronfolge Maria Theresias für Österreich und der britischen Thronfolge für das Haus Hannover. v. D.

Diese und die folgenden mit v. D. unterzeichneten Anmerkungen sind solche des Bearbeiters; die mit v. A. unterzeichneten rühren vom Verfasser her.

[2] Erster Schlesischer Krieg 1741—1742, zweiter Schlesischer Krieg 1744—1745. v. D.

als auch der erstaunlichen Ungleichheit der beteiligten Mächte, der Feldherren und ihrer Taten. Er war dies ferner in bezug auf die dabei angewandte verfeinerte Kriegskunst, auf die blutigen Schlachten und Belagerungen zu Lande und zu Wasser, auf die sonderbaren Begebenheiten so mannigfacher Art und auf die Ausdehnung in allen Weltteilen und Meeren.

Schlesien, ein schönes, mit arbeitsamen Einwohnern bevölkertes Land, das Friedrich II., König von Preußen, gleich nach seiner Thronbesteigung erobert, und mit dem Schwerte sowohl im Breslauer als im Dresdener Frieden behauptet hatte, war ein zu großer Verlust, als daß er so leicht von der Kaiserin-Königin Maria Theresia verschmerzt werden konnte. Sie war gezwungen worden, es dem Sieger zu überlassen, einem wegen seines beschränkten Staatenbesitzes nicht als furchtbar geachteten Monarchen, dessen Haus erst seit zwei Generationen in den glänzenden Herrscherzirkel Europas aufgenommen worden war. Er war nach ihrem Regierungsantritt von allen ihren gekrönten Feinden zuerst mit den Waffen in der Hand erschienen, hatte unerwartete Forderungen gestellt, und seine Rechte durch fünf gewonnene Schlachten bewiesen. Der Wert des Verlorenen wurde erst in seinem ganzen Umfang erkannt, als Friedrich die Erzeugnisse dieses Landes und die Industrie seiner Bewohner auf eine ihm eigene Art ausnutzte. Es erschien leicht, dies Land durch mächtige Verbindungen wieder zu erobern. Maria Theresia war bereits seit 1746 mit Rußland verbündet. Kaunitz, den sie 1753 zum Reichskanzler ernannte, war als Bevollmächtigter Österreichs beim Friedensschlusse zu Aachen tätig gewesen und hatte dort den Eindruck gewonnen, daß die französischen Staats-

männer über Preußens Verhalten verstimmt seien. Nach Rückkehr aus Aachen hatte er seiner Gebieterin eine Denkschrift eingereicht, worin er ein Bündnis mit Frankreich und einen Rachekrieg gegen Preußen befürwortete. 1750 zum Botschafter in Paris ernannt, war es ihm gelungen, die Marquise v. Pompadour, die sich durch ihr hinterbrachte spöttische Äußerungen Friedrichs beleidigt fühlte und damals die Rolle einer politischen Beraterin König Ludwigs XV. spielte, für seine Pläne zu gewinnen. Ebenso gelang es ihm von 1753 an, allmählich auch Theresia von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen, so daß diese im August 1755 unter dem Anerbieten, einen Teil ihrer Niederlande an den Infanten Don Philipp, Schwiegersohn Ludwigs, abzutreten, anfragte, ob Frankreich Preußen im Falle eines österreichischen Angriffes preisgebe. Die Pompadour hatte Ludwig zu bestimmen gewußt, ihren Günstling, den Abbé Bernis, für die Unterhandlungen mit Österreich zu wählen. Ludwig hatte zwar kein Interesse, Preußen zugrunde zu richten, mag aber aus religiösen Gründen und aus Abneigung gegen Friedrich allmählich gewillfahrt haben. Seit dem Frühjahr 1755 war der Krieg in Amerika zwischen Frankreich und England im vollen Gange. König Georg II. von England, der um sein Kurfürstentum Hannover besorgt war, war Preußen in neuester Zeit auffallend entgegengekommen. Ende 1755 erklärte er sich bereit, nicht allein die früher übernommene Gewähr für den Besitzstand Preußens zu erneuern, sondern auch engere Verbindungen einzugehen. Ebenso mußte Friedrich allmählich an die Sicherheit Preußens denken, und da das bis jetzt mit ihm verbündete Frankreich absichtlich mit seinen Erklärungen zurückhielt, so ent-

schloß er sich zum Abschlusse eines Defensivbündnisses mit England am 16. Januar 1756, bekannt unter dem Namen des Vertrages von Westminster. Kaunitz gelang es mit Unterstützung des ebenso gewandten österreichischen Botschafters am französischen Hofe, des Grafen Starhemberg, dieses Bündnis in Paris wie in Petersburg als kriegslustige Gesinnung Friedrichs darzustellen und am 1. Mai erfolgte der Abschluß des Vertrages von Versailles zwischen Österreich und Frankreich, worin sich beide Mächte ihren derzeitigen Besitz gewährleisteten. Da Frankreich durch dieses Bündnis Gelegenheit bekam, Truppen in Hannover einrücken zu lassen, so versprach es, der Kaiserin-Königin ein Hilfskorps von 24000 Mann zu stellen. Dieses wuchs bald durch mancherlei Veranlassung, durch neue politische Grundsätze und abgeänderte Entwürfe zu weit über 100000 Streitern an.

Die Zarin Elisabeth, die selber noch mit England in Unterhandlungen wegen Subsidien stand, war über den Abschluß des Bündnisses mit Preußen aufs Äußerste empört und beauftragte ihren Gesandten in London, dem Lord Holdernesse in den schärfsten Ausdrücken ihren Unwillen über diesen Schritt auszusprechen. Ihre durch England verletzte Eitelkeit und ihr Haß gegen Friedrich, der ebenfalls durch hämische Äußerungen dieses zu beißenden Spötteleien äußerst geneigten Monarchen hervorgerufen war, besiegten selbst ihre Trägheit. Im Februar 1757 beschloß eine russische Staatskonferenz, Österreich zu erklären, Rußland sei bereit, Preußen mit 80000 Mann anzugreifen, falls Theresia dasselbe tun wolle und die Waffen nicht vor der Wiedereroberung Schlesiens niederzulegen. Rußland wird „das königliche Preußen

erobern und es Polen im Austausche gegen Kurland und andere Grenzgebiete abtreten", Sachsen und Schweden, das von Frankreich Hilfsgelder zum Unterhalte seines Heeres bezog, sind zur Teilnahme aufzufordern und ihnen dafür Magdeburg bzw. Pommern zu versprechen.

Dies ungeheure Bündnis so großer Mächte wider eine junge Monarchie war eines aufgeklärten Zeitalters unwürdig und seit vielen Jahrhunderten ohne Beispiel. Der große, unter dem Namen der Ligue von Cambray bekannte Bund im 16. Jahrhundert gegen die damals so reiche als kriegerische Republik Venedig konnte mit diesem nicht verglichen werden, so wenig wie der, den so viele europäische Herrscher wider den mächtigen König Ludwig XIV. schlossen. Der Macht wurde hier wieder Macht und den gegen die französische Herrschsucht verbündeten Nationen die gewaltigen Kräfte des größten Königreiches der Erde entgegengesetzt.

Man suchte jetzt in Wien einen Vorwand zum Kriege und fand ihn bald in dem unbedeutenden Streite, den der König von Preußen damals mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin wegen der Rekrutierung seiner Truppen hatte. Friedrich bezog sich bei dieser Fehde auf gewisse Rechte seines Hauses, die er durch seine Gewalt geltend gemacht hatte. Man nannte dies in Österreich eine Verletzung des Westfälischen Friedens und sprach von Aufrufung aller Mächte, die diesen garantiert hatten. Dies war die äußere Färbung, die dem geheimen großen Teilungsvertrage gegeben wurde, wobei es von seiten so mächtiger Monarchen auf die Beraubung fast aller Länder eines nicht mächtigen Königs abgesehen war. Die Witzlinge sagten daher, daß der eine Teil den

Krieg aus Präkaution und der andere aus Spekulation unternommen habe.

Der Untergang Friedrichs durch dies Bündnis wäre ganz unvermeidlich gewesen, wenn er nicht durch die Verräterei eines sächsischen Kanzleisekretärs Nachricht von der ihm drohenden Gefahr erhalten hätte. Dieser Mensch, namens Mentzel, lieferte dem Preußischen Gesandten in Dresden, Maltzahn, die Urschriften der geheimsten Depeschen zur Abschrift aus. Friedrichs zerstreut liegende Länder, seine größtenteils offenen Provinzen und seine zuversichtliche Sicherheit, alles lud die Verbündeten ein, einen Feldzug anzufangen, der keinen beschwerlichen Krieg, sondern eine Reihe leichter Triumphe in Aussicht stellte. Die zeitige Entdeckung dieser politischen Entwürfe verringerte die Gefahr eines Fürsten außerordentlich, der auf eine bisher in Europa noch nie erhörte Art mitten im Frieden beständig zum Kriege vorbereitet war, der das große Talent eines Heerführers in einem seltenen Grade besaß, der 160000 Mann der geübtesten Soldaten und eine reichlich gefüllte Schatzkammer hatte. Diese Vorteile wußte sein großer Geist aufs beste zu nutzen, als sich der Wiener Hof wiederholt weigerte, ihm auf eine bestimmte Art die verlangten Friedensversicherungen zu geben. Ja, als der Preußische Gesandte Klinggräffen die verratenen Geheimnisse aufdeckte, erhielt er nicht allein die unfreundlichsten Antworten, sondern es wurde alles abgeleugnet. Nun entschloß sich König Friedrich schleunigst, seinen Feinden zuvorzukommen, und griff selbst zuerst zum Schwerte. Friedrich hatte kein anderes Mittel, sich aus der ihm drohenden Gefahr zu retten oder sie abzuschwächen, als sie selbst aufzusuchen.

Die Bundesgenossen hatten damals ihre Zurüstungen kaum angefangen, es fehlte allenthalben an Geld, und die zum Kriege bestimmten Truppen lagen noch größtenteils ruhig in ihren Standquartieren, von den Pyrenäen bis zum Kaspischen Meere, als der König von Preußen im Monat August 1756 sich wie ein Riese von seinem Lager erhob und mit 67000 Mann in Sachsen einfiel. Die Besitznahme dieses Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus notwendig, auch wurde er dadurch Meister von der Elbe und ihrer Schiffahrt, ein Umstand, der ihm große Vorteile gewährte. Alle sächsischen Korps zogen sich in größter Eile zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden ohne Widerstand eingenommen.

Dieser folgenschwere Schritt war begleitet von einem Manifeste zu seiner Rechtfertigung, abgefaßt von Friedrichs eigener Hand, und von einer nicht feindseligen Erklärung seines Gesandten am Sächsischen Hofe über die Notwendigkeit seines Durchzuges nach Böhmen. Er hatte keinen Verbündeten als den König von England, Georg II. und die Vorteile dieses Bündnisses zeigten sich noch sehr in der Ferne. Die Rettung des preußischen Monarchen hing also ganz allein von der Geschwindigkeit und dem Nachdrucke seiner Kriegsoperationen ab. Der Einmarsch in Sachsen war meisterhaft sowohl wegen der dabei beobachteten Mannszucht und Ordnung als der Operationen. Er wurde in drei Kolonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Herzog von Bevern waren, ausgeführt, und diese Kolonnen waren sämtlich bestimmt, sich in der Nähe von Dresden zu versammeln.

Sobald man hier die erste Nachricht vom Aufbruche

der Preußen erhielt, war die Bestürzung des Hofes, der bereits einmal durch Friedrich aus seiner Residenz vertrieben worden war, außerordentlich. Man hielt geheime Ratsversammlungen, bei denen der Graf Brühl den Vorsitz führte, ein Minister, dessen Größe nicht in einer tiefen Staatskunst, sondern lediglich in dem Talente bestand, einen königlichen Aufwand zu machen, und seinen trägen Monarchen unumschränkt zu beherrschen. Er haßte den König von Preußen, der sich gleich nach Antritt seiner Regierung vergebens herabgelassen hatte, ihn zu gewinnen. Friedrich wollte ihm vom Kaiser Karl VII. den Fürstentitel verschaffen, den der Minister sehr wünschte, jedoch ohne Preußens Vermittelung, und so war dieser gegenseitige Haß allmählich gewachsen.

Der sächsische Feldmarschall Graf Rutowsky hatte angesichts der drohenden politischen Lage während des Sommers dem Premierminister Grafen Brühl eine ausführliche Denkschrift eingereicht über den Zustand des Heeres und die Mittel, wie einem feindlichen Einfalle begegnet werden könne. Aber es hatte wiederholter Erinnerungen bedurft, um Brühl aus seiner Sorglosigkeit aufzurütteln und die Einberufung der Beurlaubten durchzusetzen. Im letzten Drittel des August standen die Truppen in ihren Standorten bereit, im Falle eines preußischen Einmarsches mit etwa 20000 Mann ein Lager unweit Pirna zu beziehen. Dieses Lager war an die Elbe gestützt, die sich hier zwischen Felsen brausend durchwindet und einen weiten Bogen macht. In der Nähe liegen sowohl die Festung Königstein als das Fort Sonnenstein und eine Kette hoher Berge und schroffer Felsen. Überhaupt war dessen Lage von Natur außerordentlich stark, und die Kunst tat nun das übrige, um es

unbezwinglich zu machen. Dies Lager wäre sehr wohl gewählt gewesen, wenn man den Österreichern den Eingang in Sachsen hätte verwehren wollen, allein den Preußen gab man durch seine Wahl Dresden und das ganze Kurfürstentum preis. Dabei war der Umfang des Lagers für die sächsische Armee zu groß, man begnügte sich daher, nur die ohnehin schweren Zugänge durch Verhacke, Redouten und Palissaden, wozu die mit Waldungen bedeckten Berge im Bezirke des Lagers das Holz lieferten, noch mehr zu befestigen. Man dachte aber bloß sich gegen das Schwert der Preußen in Sicherheit zu setzen und vergaß darüber einen weit fürchterlicheren Feind von dem Lager zu entfernen, einen Feind, der seit Jahrtausenden so viele Heere besiegt, so viele große Feldherren zur Flucht gebracht, oft die größten Siege vereitelt und die langwierigsten Kriege auf einmal geendigt hat. Das Wort Hunger und dessen schreckliche Wirkung mußten einem Minister unbekannt sein, der, in asiatischem Überfluß zu leben gewohnt, an keinen Mangel dachte, der folglich die unwirksamsten Anstalten zum Unterhalte seiner braven mutigen Truppen traf. Man versah sich mit Palissaden, aber nicht mit Brot und verließ sich auf die Kaiserlichen Truppen, die sich unter dem Kommando des Feldmarschalls Grafen Browne in Böhmen eiligst versammelten. Durch rücksichtslose Beitreibungen aus den umliegenden Ortschaften gelang es, die Truppen notdürftig bis zum 12. Oktober mit Brot zu versorgen; in den Futtervorräten trat schon Ende September Mangel ein.

Indessen war Friedrich in Sachsen eingetroffen und hatte mit dem Könige von Polen einen Briefwechsel angefangen. August, der sich mit seinen beiden ältesten

Prinzen Xavier und Karl und von seinem Minister Brühl begleitet ins Lager bei Pirna geflüchtet hatte, sprach immer in diesen Briefen von Neutralität, Friedrich dagegen von überzeugenden Beweisen, die zu geben jedoch August und Brühl sehr weit entfernt waren. Der preußische Monarch, der den Wert dieses neutralen Anerbietens kannte, traf indessen alle Anstalten, sich in Sachsen zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in Verwahrung nehmen wollte. Dies ist eine Erfindung der neueren Staatskunst, um der Besitznehmung eines benachbarten Landes das Ansehen eines feindlichen Einfalles zu nehmen, während die Gegner sie gewöhnlich mit dem wahren Namen bezeichnen. Es wurden zur Verpflegung der preußischen Truppen große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fourage ausgeschrieben und die Stadt Torgau ward befestigt und mit Kanonen besetzt, die man in den verschiedenen sächsischen Städten gefunden hatte. Einige tausend Bürger und Bauern mußten an diesen Festungswerken arbeiten, wofür sie jedoch anfangs bezahlt wurden. In diese Stadt legte Friedrich sodann das Preußische General-Kriegskommissariat und die Feld-Kriegskasse, und alle Kriegssteuern mußten dahin gezahlt werden.

Der König von Preußen selbst rückte am 10. September ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein und besetzte die Stadt und das königliche Schloß. Sein und seiner Soldaten Betragen bei dieser Gelegenheit kennzeichnete den Geist des Zeitalters, wo man sich bemühte, selbst im Kriege mitten unter harten Demütigungen, unter höchst kränkenden, ja schrecklichen Szenen verfeinerte Sitten, Empfindsamkeit und Höflichkeit walten zu lassen. Friedrich nahm sein Haupt-

quartier in einem Garten in der Vorstadt, in deren Nähe seine Armee lagerte. Er traf alle Maßregeln, um das scheußliche Bild des Krieges in den Augen der bestürzten Sachsen weniger schrecklich zu machen und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Gestalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenosse und als Gast angesehen sein. Den auswärtigen Gesandten erteilte er Audienz, wobei er scherzte und aufgeräumt war. Fast alle Standespersonen, die sich in Dresden befanden, machten ihre Aufwartung, ein gleiches tat der Stadtmagistrat und alle wurden wohl aufgenommen. Der König besuchte auch ganz wider seine Gewohnheit die Kirche und schenkte dem Prediger eine Anzahl Flaschen Champagner. Er hielt öffentliche Tafel, wobei die Sachsen in zahlreichen Scharen als Zuschauer erschienen. Auch ließ er durch den Feldmarschall Keith die Königin und die übrige königliche Familie begrüßen, die dafür nichts schuldig blieben und die Artigkeit so weit trieben, ihn zur Tafel einzuladen und Kammerherren zur Aufwartung anzubieten, was der König jedoch beides höflich ablehnte. Dieser gegenseitigen Aufmerksamkeiten ungeachtet aber wurden in Dresden die Kanzleien versiegelt, die Kollegiensäle verschlossen, das Münzdepartement aufgehoben, einige der vornehmsten Zivilbeamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Zeughause der Residenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache bestimmte sächsische Schweizergarde entwaffnet und im ganzen Lande die kurfürstlichen Kassen in Beschlag genommen. Dabei wurde alle Verbindung zwischen Dresden und dem sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin bloß den mit Lebensmitteln für

des Königs von Polen eigene Tafel beladenen Wagen, den Kurieren der beiden Könige und den abgesandten Trompetern offen blieb. Das Lager bei Pirna selbst war anfangs von 38000 Preußen eingeschlossen, während eine andere ungefähr ebenso starke preußische Armee unter Anführung des Feldmarschalls Keith mit der Front gegen Böhmen aufgestellt war, um die etwa ankommenden Hilfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig erntete indes die ersten Lorbeern in diesem Kriege. Er drang mit der Avantgarde in Böhmen ein und vertrieb den österreichischen General Wied, der mit 8000 Mann bei Peterswalde gestanden hatte.

Obgleich das zum Untergange des Königs von Preußen entworfene Bündnis diesem Monarchen verraten worden war und er auch Abschriften vieler dazu gehöriger wichtiger Papiere hatte, so war doch noch manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntnis der gemachten Entwürfe war ihm aber zu seiner Selbsterhaltung äußerst nötig und hierzu kam die politische Pflicht, seinen Einfall in Sachsen, der alle europäischen Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Urkunden zu rechtfertigen. Er sah sich daher genötigt, sich des sächsischen Archivs zu bemächtigen. Dieses Staatsheiligtum wurde in drei Gemächern des königlichen Schlosses aufbewahrt, die mit einem Privatzimmer der Königin von Polen zusammenhingen. Sie selbst hatte dazu allein den Schlüssel und bewachte das Archiv wie den kostbarsten Schatz. Das Ansuchen Friedrichs, es auszuliefern, schlug daher diese Fürstin, seine erklärte Feindin, rund ab. Der Preußische General Wylich, Kommandant von Dresden, hatte jedoch gemessene Befehle

es in Besitz zu nehmen und schickte den Major Wangenheim mit diesem Auftrage ab. Wangenheim ließ sich die Schlüssel ausbitten, worauf die Königin selbst erschien und nachdrücklich erklärte, daß sie keine Eröffnung erlauben würde. Der Major entfernte sich, und nun begab sich der Kommandant selbst zur Königin. Alle seine Vorstellungen waren vergebens, sie beharrte fest bei ihrem Entschlusse, wobei sie drohte, die Eingangstür durch ihren Körper zu decken. Wylich warf sich vor ihr auf die Knie, sprach von der Notwendigkeit, die Befehle seines Monarchen unbedingt und ohne Verzug zu befolgen, und indem er sie beschwor nachzugeben, gab er zu verstehen, daß er im äußersten Falle Gewalt brauchen müßte. Hierauf wurden die Schlüssel gebracht und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere; sie wurden dem Geheimen Rat, späteren Staatsminister Grafen Hertzberg überliefert, der daraus jene merkwürdigen Staatsschriften verfertigte, die des preußischen Monarchen Schritte bei den Unbefangenen aller Nationen vollkommen entschuldigten [1].

Dieses scheinbar unehrerbietige zwangmäßige Betragen gegen eine Königin war gewiß durch die Umstände gerechtfertigt. Es wurde jedoch als eine Art von seltener Grausamkeit betrachtet, die man noch dadurch erhöht fand, daß sämtliche sächsische Konferenzminister wenige Stunden nachher vom Könige von Preußen ihrer Dienste entlassen wurden. Noch am nämlichen Tage ließ die Königin alle Gesandten zu sich bitten und schilderte ihre traurige Lage in einer leidenschaftlichen Rede, wobei sie ausdrücklich

[1] Es war dies das berühmte, 1756 abgefaßte »Mémoire raisonné«, das in lateinischer, französischer und deutscher Sprache allenthalben verbreitet ward. v. D.

sagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Die Gesandten schilderten den Vorfall ihren Höfen meist in den schwärzesten Farben, und diese Berichte trugen nicht wenig dazu bei, Friedrichs Feinde zu vermehren und viele seiner Freunde kaltsinnig zu machen. Es ist bekannt, daß die damalige Dauphine, Mutter des nachherigen Königs von Frankreich, eine Tochter der gebeugten Königin von Polen, Ludwig XV. in Tränen zerfließend zu Füßen fiel und um seinen Beistand flehte, ihre königlichen Eltern und ihr Vaterland zu retten. Man verlor nunmehr die Grundsätze der Staatskunst am Hofe von Versailles aus den Augen, und Frankreich, das ohnehin durch Österreich unaufhörlich angetrieben wurde, bediente sich nun des Vorwandes, daß der Westfälische Friede durch den Einfall der Preußen in Sachsen verletzt wäre, um sich als Bürge dieses Friedens förmlich wider Friedrich zu erklären, und auch Schweden zum Kriege zu vermögen. So fing die französische Nation ernsthaft an, Anteil an einem Kriege zu nehmen, der so sehr mit ihrem wahren Staatsinteresse stritt, und den man daher in Paris bis jetzt nur wie eine politische Farce betrachtet hatte. Nun wurde es auf einmal Sitte in der Hauptstadt der Moden, den König von Preußen herabzuwürdigen und das Bündnis mit Österreich wegen seiner Neuheit himmelhoch zu erheben. Ja, die französische Akademie scheute sich nicht, die beste Lobschrift in Versen auf diesen Vertrag öffentlich zu einer Preisaufgabe zu bestimmen; diesen poetischen Wettstreit verhinderte aber die Regierung.

Es wurde jedoch immer noch mit großem Eifer gearbeitet, zwischen den Königen von Preußen und von Polen einen Frieden zustande zu bringen, eine Arbeit, woran sich die englischen und holländischen

Gesandten, Graf Stormont und Herr Calkoen, besonders lebhaft beteiligten. Friedrich verlangte vom Könige von Polen zum Beweise der strengsten Neutralität, daß die sächsischen Truppen auseinander gehen, und ihre Quartiere beziehen sollten. August versprach neutral zu bleiben; allein er weigerte sich, diese Zusicherung durch Handlungen zu bestätigen. Bald nach Augusts Ankunft im Lager forderte er seine Truppen durch eine eindringliche Rede auf, sich mit ihm, trotz der Macht des Feindes, durchzuschlagen, um Böhmen zu erreichen. Er sagte, er sei selbst entschlossen, sein Leben dabei aufzuopfern, es gehöre seinen Untertanen, und der Himmel würde das übrige tun. Man bewies ihm aber die Unmöglichkeit, diesen Entwurf auszuführen, worauf er sich mit seinen Prinzen und dem Minister von dem bisherigen Hauptquartier Struppen nach der Festung Königstein begab. Von hier aus sandte er eine neue Aufforderung an seine Armee, worin er sie bat, die Ehre ihres Königs zu retten und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Die getreuen Sachsen waren auch bereit, sich für ihren König aufzuopfern, aber der Mangel herrschte in ihrem Lager bald so sehr, daß der für Menschen und Pferde bestimmte Unterhalt um ein Dritteil vermindert werden mußte. Ihr Mut wuchs jedoch, als sie von der Annäherung der österreichischen Armee hörten, die damals, obwohl in zerstreuten Korps, schon über 70000 Mann in Böhmen stark war.

Der Wiener Hof entfaltete eine außerordentliche Tätigkeit, den Krieg anzufangen. Ein großer Teil der Kavallerie in Böhmen war jedoch noch unberitten und erhielt die Pferde erst am Ende des Augusts, im Lager bei Kolin, zu einer Zeit, da die Preußen sich schon im Königreiche befanden. Ja,

man war noch so wenig zum Kriege vorbereitet, daß es sogar an Pferden fehlte, die Artillerie und Munition nach Böhmen zu schaffen. Thereſia öffnete nun ihre Marſtälle und gab ihre eignen Pferde her, um die Kanonen fortzubringen. Der öſterreichiſche und böhmiſche Adel wetteiferte, dies große Beiſpiel nachzuahmen. Man drängte ſich von allen Seiten herbei, die Pferde zu liefern, und ſo wurde der Transport mit ganz unberechneter Geſchwindigkeit erledigt.

Dieſe Umſtände änderten das Syſtem Friedrichs, der, wenn er ſich auch gegen die Öſterreicher wenden wollte, jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachſen zufrieden ſein konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten. Er beſtand daher auf einem förmlichen Bündniſſe mit Auguſt, wenn er ſeine Truppen befreien wollte, und verſprach ihm dabei, daß, falls das Glück die preußiſchen Waffen begünſtige, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, ſo dürfte Sachſen ein gleiches Schickſal haben. Auguſt aber wollte von keiner Verbindung hören. In ſeiner Antwort, unter dem 12. September, hieß es: „Es ſcheint, daß Ew. Königliche Majeſtät keine andere Sicherheit für Sich finden, als in dem Untergange meiner Armee, entweder durch Eiſen oder Hunger. Es fehlt noch viel zum Verhungern, und was den Kampf betrifft, ſo hoffe ich, daß durch den Schutz des Höchſten und durch die Standhaftigkeit und Treue meiner Truppen, ich für dieſen äußerſten Fall ſicher bin. — — — Ich bin bereit, alles zu tun, um mich mit Ew. Majeſtät über den Punkt zu vergleichen, der Ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, wenn ich es nur ohne Verletzung meiner Ehre tun kann.“

Dieſe Standhaftigkeit eines von Natur trägen Monarchen war unerwartet. Friedrich machte noch

einen Versuch; er schickte seinen Liebling, den General Winterfeldt, einen ebenso vortrefflichen Krieger als feinen Hofmann, an August, um durch seine Beredsamkeit den schriftlichen Vorstellungen Friedrichs das nötige Gewicht zu geben. Noch wünschte dieser Monarch sehnlich eine Verbindung mit Sachsen, „zwischen zwei benachbarten Staaten," wie er sich in seinem Briefe an August ausdrückte, „die einander nicht entbehren können, und deren wahrer Vorteil es erfordert, ewig verbunden zu bleiben." Da aber auch diese Vorstellungen ohne Wirkung blieben und man sich auf Ehre und Gewissen berief, so hieß es in Friedrichs Briefe vom 15. September: „Es tut mir leid, daß ich meine Willfährigkeit nicht weiter treiben kann." Dennoch wurde Winterfeldt noch einmal zum Könige von Polen geschickt; allein seine wiederholten Vorstellungen und neuen Vorschläge waren ebenfalls fruchtlos. August, dessen große Verlegenheit noch durch den bevorstehenden Zusammentritt des polnischen Reichstages vermehrt wurde, der auf den 4. Oktober angesetzt war, bat nun um Pässe zu seiner Reise nach Warschau. Friedrich aber wollte vor Entscheidung des Schicksals von Sachsen diese Reise nicht bewilligen. Die Bitten Augusts wurden immer dringender; der Großkanzler von Polen, Malachowski, begab sich selbst ins preußische Lager, das Ansuchen durch die Drohung zu unterstützen, daß die Polen das gewaltsame Aufhalten ihres Königs nicht gleichgültig ansehen würden [1]. Friedrich aber blieb unbeweglich.

[1] Polen war seit dem Tode des letzten Jagelonen, Siegmund II., 1552 Adelsrepublik mit einem vom Konvokationsreichstage gewählten Könige. Der Adel hatte die ganze Herrschaft über das Land, allerdings in der Regel durch die Umtriebe fremder Mächte beeinflußt, und gewöhnte sich infolgedessen, be-

Browne hatte indes von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Seine Truppen hatten am 14. September das Lager bei Kolin verlassen und waren am 20. bei Budin eingetroffen. Mit dem ganzen Heere über das Gebirge vorzugehen, hielt er aus verschiedenen Gründen für unmöglich. Friedrich, der unter allen Umständen eine Vereinigung mit den Sachsen vermeiden mußte, verdoppelte seine Maßregeln, diese von aller Verbindung und Hilfe abzuschließen. Um diesen Endzweck besser zu erreichen, mußte Feldmarschall Keith mit einem starken Korps in Böhmen vorrücken, um die Bewegungen Brownes zu beobachten. Der preußische Feldmarschall Graf Schwerin war bereits von Schlesien aus mit 35000 Mann im östlichen Böhmen eingedrungen und lagerte unweit Königgrätz. Diese beiden Korps sollten nach des Königs Entwurf die Österreicher in ihrem eigenen Lande derart beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken konnten.

Auf die ihm in den letzten Septembertagen zugegangene Kunde von dem Abmarsche Brownes in nördlicher Richtung beschloß Friedrich aber, selbst

---

herrscht durch die Jesuiten, immer mehr an die pekuniäre Ausbeutung seines Wahlrechtes. Nachdem sieben Könige aus verschiedenen Häusern unter fortgesetzten Kriegen im Innern regiert hatten, setzte Österreich 1696 die Wahl des Kurfürsten August II. von Sachsen durch, der, um den Thron besteigen zu können, katholisch wurde. 1704 wählte die französisch gesinnte Partei des Adels Stanislaus Leszczynski zum Könige. Nachdem die Russen Karl XII. bei Pultawa besiegt hatten (1709), setzte Zar Peter der Große August wieder ein. Nach dessen Tode, 1733, und nach fast unausgesetzten Kämpfen der beiden Adelsparteien erzwang wiederum Rußland die Wahl des Kurfürsten August III. gegen die Mehrheit des Adels, die Stanislaus wieder einsetzen wollte.

v. D.

nach Böhmen zu gehen, übergab am 28. den Oberbefehl über das Einschließungskorps dem Markgrafen Karl und vereinigte sich Tags darauf bei Aussig mit den Truppen Keiths und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Da Browne bereits die Eger überschritten hatte, beschloß er, ihm weiter nach Süden entgegenzurücken. In der Nacht des 30. lagerten die Preußen bei Wellemin, eine Meile nordwestlich **Lowositz**, die Österreicher südlich dieses Städtchens. Ihre Armee war 43 Bataillone, 81 Eskadrons und 94 schwere Geschütze[1], die preußische 26 Bataillone, 61 Schwadrons, 98 Geschütze stark; und zwar waren es rund 28000 Preußen gegen 35000 Kaiserliche. Die beiderseitigen Vortruppen standen sich unmittelbar gegenüber. In der Frühe des 1. Oktober herrschte ein so dichter Nebel, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Dem Könige war gemeldet worden, daß der Gegner abziehe. Diese Nachricht erschien um so glaubhafter, weil einige Tausend Kroaten am Südfuße des Loboschberges aufgestellt waren und die Österreicher ihre Rückzüge in der Regel mit solchen leichten Truppen deckten. Um endlich klar zu sehen, befahl Friedrich gegen 11 Uhr acht Schwadronen, die gegenüberstehende Kavallerie zu attackieren. Diese Attacke gelang, und obwohl die preußischen Reiter auf dem Rückwege stark ins Infanteriefeuer gerieten, hatte sie ihren Zweck vollkommen erfüllt: sie hatte gezeigt,

[1] Die leichten Kanonen, Drei- bis Sechspfünder, befanden sich damals in allen Heeren, meist 2 für das Bataillon, bei der Infanterie, waren mit 3—4 Pferden bespannt und wurden von einem Knechte gefahren. Darum werden für die Folge immer nur die schweren Geschütze erwähnt. — Die Etats der Österreicher waren bei Lowositz noch nicht vollzählig. v. D.

daß der Gegner in Schlachtordnung aufmarschiert war. Die feindlichen Reiter hatten aber unterdessen den Vorteil wahrgenommen, den ihnen das heftige Feuer der eigenen Infanterie brachte und die Preußen durch einige Eskadrons verfolgt. Friedrichs Befehl, die zurückkommenden Schwadronen mit einem Teile des ersten Reitertreffens aufzunehmen, ward mißverstanden, und die gesamten 59 Geschwader des rechten Flügels jagten los, ihnen entgegen etwa 34 kaiserliche Eskadrons. Anfangs werden diese von der Wucht des Anpralles über den Haufen geworfen, dann aber erhalten die Preußen mörderisches Geschütz- und Gewehrfeuer, das sie zum Zurückgehen zwingt. Ein Teil der feindlichen Kavallerie folgt, und es werden beiderseits Gefangene gemacht; die Preußen bringen zwei erbeutete Standarten ein. Unterdessen hatte sich auf dem linken preußischen Infanterieflügel die Krisis des Kampfes entwickelt, die zuletzt in ein furchtbares Handgemenge mit Bajonett und Kolben überging und mit der Erstürmung von Lowositz durch die Preußen endete. Damit war die Schlacht zu deren Gunsten entschieden. Der König hatte sie vom Homolkaberge auf dem rechten Flügel aus geleitet, wo er, inmitten einer Batterie haltend, alle Versuche, ihn aus dem Bereiche der Kanonenkugeln zu entfernen, mit den Worten abwies: »Je ne suis pas ici, pour les éviter« (Ich bin nicht hier, um ihnen aus dem Wege zu gehen). Bei dem erbitterten Häuserkampfe, der sich innerhalb Lowositz entspann, ging der nördliche Teil der Stadt in Flammen auf. Die Preußen lagerten nach beendigtem Kampfe auf dem blutig behaupteten Blachfelde und besetzten Stadt und Schloß. Die Österreicher bezogen ihr altes Lager, um bald nach Mitternacht in das von

Budin zurückzugehen. Die Verluste waren auf beiden Seiten nahezu gleich, rund 2850 Köpfe. Die Österreicher hatten außerdem 700 Gefangene, zwei Standarten und drei Kanonen eingebüßt. In Wien ordnete man eine neuntägige Andacht für die Gefallenen an, wobei Witzbolde sagten: „Es ist ein Dankgebet, daß es uns noch erträglich gegangen ist."

Die erste Schlacht dieses denkwürdigen Krieges währte von Tagesanbruch bis um 3 Uhr nachmittags und gab den Völkern der Erde gleichsam eine Bürgschaft der preußischen Taten für die folgenden Schlachten. Der König war vom Mute der Truppen so hingerissen, daß er in seinem Briefe an den Feldmarschall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beschreibt, die Worte braucht: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit getan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandieren." Diese Tapferkeit machte auch der kraftvolle Widerstand der Kaiserlichen durchaus erforderlich, ein Widerstand, der Friedrichs Krieger veranlaßte auszurufen: „Dies sind nicht mehr die alten Österreicher." Die feindlichen Soldaten hingegen sagten bei Besichtigung ihrer Wunden: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden." Dem im Lager bei Pirna zurückgebliebenen Fürsten Moritz von Dessau schrieb Friedrich am Tage nach der Schlacht: „Sie haben geglaubt, Sie kennten meine Armee; aber nach der gestrigen Probe können Sie glauben, daß nichts mehr in der Welt unmöglich ist. Meine Kavallerie hat mehr wie menschlich getan, allein der Nebel hat sie verführt, in Summa, ich habe zuletzt Kavallerie brauchen müssen, um mein erstes Treffen zu extendieren, und habe sie ins Zentrum der Armee gestellt, und durch dieses neue und vielleicht nicht ganz erlaubte Manöver

habe ich mit meiner schwachen Infanterie dem Feinde seinen rechten Flügel überflügeln können und die Stadt Lowositz genommen, ihn depostiert und zur Retraite gezwungen." Er fährt dann fort, er habe sich nicht getraut, den Feind zu verfolgen, er habe geglaubt, ihm eine goldene Brücke bauen zu sollen. Er habe keinen Schritt getan, der nicht zuvor bedacht gewesen sei und sei kaltsinnig gewesen bei Umständen, da einem der Kopf leicht umgehen könne. Nun müsse der „Matz" kapitulieren.

Browne war krank; dennoch aber gab er sich der rauhen Witterung preis, schlief unter freiem Himmel, weil er seine Zelte weggeschickt hatte, und setzte sich Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges so sehr aus, daß er eines Tages im Angesicht seines ihn verehrenden Heeres aus Entkräftung zusammenbrach. Am 3. hatte er Brühl über seinen Rückzug berichtet und wörtlich geschlossen: „Solchemnach bleibt es bei der auf den 11. dieses konzertierten Unternehmung, wenn anders die Umstände sich nicht ändern, wovon ich aber rechtzeitig Nachricht zu geben suchen werde." Er würde aber vorziehen, wenn der Plan sich auf eine der Nächte zwischen dem 12. und 15. verschieben ließe, „wegen der zu nehmenden Umwege und etwa einfallenden üblen Wetters". Brühl antwortete umgehend, die Unternehmung lasse sich nicht länger als höchstens zum 12. hinausschieben, man habe schon bis dahin mit dem äußersten Mangel zu kämpfen. Nun wurde beschlossen, daß die Sachsen in der Nacht vom 11. bei Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wolle man die Preußen von beiden Seiten angreifen. Tatsächlich erschien Browne für die Preußen überraschend mit mehr als 5000 Mann an diesem Tage

mittags bei Mittelndorf, ungefähr 20 km östlich Pirna. Gleichzeitig meldete er dem Kaiser, der Plan müsse unverzüglich ausgeführt werden, da es ihm sonst an Verpflegung fehle. Die Sachsen hatten inzwischen in einem Bogen der Elbe südöstlich Pirna eine Pontonbrücke gebaut und am Mittag des 13. unter Regen und Sturm beim Lilienstein das jenseitige Ufer erreicht. Die Brücke sollte nach dem Gebrauche abgeschwenkt werden, doch mißglückte dies in der Eile, und die Pontons trieben elbeabwärts. Unterdessen hatten die Preußen das verlassene Lager erklommen, wo sie sämtliche schweren Geschütze vernagelt vorfanden. Am Nachmittage des 13. lagerte ihr ganzes Korps bei Struppen, woselbst anderen Tages der König eintraf. Die Sachsen hatten indessen vergebens auf das Eingreifen Brownes gewartet, der Mangel war aufs Äußerste gestiegen, dazu kam die Kälte der rauhen Jahreszeit und das Fehlen der gesamten im Lager zurückgelassenen Bagage. Zwei Tage und zwei Nächte hatten die Ärmsten unter dem Gewehre verbracht, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; auch die Munition fehlte. Nun lagen sie unter freiem Himmel, angesichts hoher Berge und steiler Felsen, überall vom Feinde umgeben, aller Hoffnung auf Rettung beraubt. Ihr Schicksal hing nun gänzlich von der Gnade des Siegers ab.

Zu derselben Zeit hatte Rutowsky die Generale zusammenberufen, um ihnen zu eröffnen, daß er einen Angriff auf den Verhau in Anbetracht der Untätigkeit der Österreicher, der Unmöglichkeit, eine genügende Anzahl Geschütze in Stellung zu bringen, und endlich des gänzlichen Mangels an Lebensmitteln für ebenso aussichtslos als undurch-

führbar halte. Man könne jetzt einzig hoffen, günstige Kapitulationsbedingungen zu erhalten. Die Generale stimmten sämtlich zu, und es ward beschlossen, dem Kurfürsten am anderen Morgen das Ergebnis ihrer Erwägungen vorzulegen. August weigerte sich dem Überbringer dieses Gutachtens, General Gersdorf, gegenüber zunächst, seine Zustimmung zur Kapitulation zu geben; er meinte, die Armee müsse angreifen und Browne müsse helfen. Erst als die Generalität wiederholt erklärte, man werde angreifen, wenn es befohlen würde, aber an einen Erfolg sei nicht zu denken, schrieb der Kurfürst: „Euch, Herr Generalfeldmarschall, überlassen Wir das Schicksal Unserer Armee; Euer Kriegsrat entscheide, ob sie sich als kriegsgefangen ergeben oder durchs Schwert oder durch Hunger umkommen müsse. Eure Beratschlagungen möge, wenn es sich tun läßt, Menschenliebe leiten. Fallen diese auch aus, wie sie wollen, so gehen sie Uns nunmehr weiter nichts an, und Wir eröffnen Euch hiermit, daß Wir Uns nur zur einzigen Bedingung machen, die Waffen nicht wider Uns und Unsere Freunde zu führen."

Selten befand sich eine wohldisziplinierte Armee eines tapferen Volkes in einer traurigeren Lage. Es war ganz die Geschichte von Caudinum, und wenn die Samnitischen Gabeln nicht zum Vorscheine kamen, so hatte man es den so sehr verschiedenen Grundsätzen und Begriffen zu verdanken, die sich seit zweiundzwanzig Jahrhunderten auf unserer Erde vollständig geändert haben.

Die Verhandlungen, mit denen Friedrich den General Winterfeldt beauftragt hatte, begannen am 14. vormittags und führten zu einer vorläufigen Waffenruhe. Am Abend legte Winterfeldt dem Könige

den Entwurf der Übergabeverhandlungen vor. Die Bedingungen, die dieser zuletzt genehmigte, waren hart genug, sowohl für die sächsischen Truppen als für ihren König. Die ganze Armee, jetzt noch 18000 Mann stark, mußte sich ergeben. Die Offiziere wurden entlassen. Den Unteroffizieren und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie mußten dem Könige von Preußen den Eid der Treue schwören. Es war ein großes, rührendes Schauspiel: gegen 18000 Krieger streckten die Waffen und flehten um Brot. Der Hunger und die Verzweiflung bei Hohen und Niedrigen erzeugten in dem Jammertale bei Lilienstein herzbewegende Szenen, die August von dem Gipfel seiner Felsenburg mit eigenen Augen sehen konnte. Die Not war aufs höchste gestiegen und die durch Mangel an Nahrung und Anstrengung ganz entkräfteten Soldaten erhielten sogleich das Nötigste aller Bedürfnisse. Jede Kompagnie bekam zwanzig sechspfündige Brote; die gefangenen Generale aber hatten die Ehre, im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachsen brachte ihnen keine Schande; vielmehr war es ein glorreicher Abschnitt in ihrer Geschichte. Sie hatten so lange mit ihrer kleinen Kriegsschar der preußischen Macht widerstanden, hatten mutvoll mit unaussprechlichen Widerwärtigkeiten gekämpft und waren nur den Gesetzen der Natur und einem höhern Verhängnisse unterlegen. Dieser Widerstand rettete das noch schlecht vorbereitete kaiserliche Heer in Böhmen und alle deutschen Provinzen Theresiens, wo die zerstreuten Truppen nacheinander leicht aufgerieben worden wären. Überhaupt hatte er die wichtigsten Folgen für Österreich.

Es war der größte Dienst, der dieser Monarchie seit der Befreiung Wiens durch den tapfern König Sobieski von einem fremden Volke geleistet worden war. Diese Aufopferung ward jedoch von den kaiserlichen Kriegern sowie vom Hofe nur sehr wenig erkannt. Die Soldaten bei Brownes Heer gaben der Armee von Pirna den Spottnamen des sächsischen Piketts, und in der Kaiserburg betrachtete man, dem alten hier herrschenden Grundsatze zufolge, diese Aufopferung eines Fürsten und seines schönen Landes als Pflicht.

Der König von Polen erlitt nun eine Demütigung, die seit Jahrhunderten nicht das Los eines europäischen Monarchen gewesen war. Er verlor auf einmal sein ganzes ihm treu ergebenes Heer, und kaum blieben ihm einige Gardesoldaten übrig, die sich nebst einem sehr kleinen Gefolge bei ihm in Königstein befanden. Alle seine Bestrebungen, günstigere Bedingungen vom Sieger zu erlangen, waren fruchtlos. Friedrich diktierte selbst die Antworten auf die 14 Artikel dieses so merkwürdigen Kapitulationsvertrages. Einige dieser Antworten, die sich auf die großen Bedürfnisse der gefangenen Truppen bezogen, waren ganz lakonisch und nur durch das einzige Wort Gut! bezeichnet; alle aber verraten den entschiedenen Ton des Überwinders, der da glaubte mehr zu bewilligen, als man ein Recht hatte zu erwarten.

Friedrichs scheinbare Härte war durch das bisherige Verhalten des sächsischen Hofes und besonders durch die ihm wohlbekannte Feindschaft des dort alles vermögenden Ministers Brühl vollständig gerechtfertigt. Daß er z. B. dem Kurfürsten seine Bitte, die Gardetruppen behalten zu

dürfen, mit den unter den Vertrag geschriebenen Worten abschlug: „Sie müssen mit den anderen Truppen gleiches Schicksal haben, weil man sich nicht die Mühe geben wolle, sie zum zweitenmale gefangen zu nehmen," kann ihm kein Billigdenkender verargen. Schon Anfang September hatte er an den Legationsrat Maltzahn geschrieben: „Sich auf die Versicherung des sächsischen Hofes, daß er strenge Neutralität beobachten wolle, zu verlassen, das wäre die äußerste Unklugheit." Dagegen bewilligte er alle billigen Bitten. So wurden sämtliche Fahnen, Standarten und Pauken der sächsischen Truppen dem Könige von Polen überliefert, und um ihm unter seinen vielen Bitten wenigstens eine zu bewilligen, wurde die Festung Königstein während des ganzen Krieges für neutral erklärt.

Zehn sächsische Infanterieregimenter blieben ganz beisammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie preußische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämtlichen Kavallerie wurden unter preußische Regimenter gesteckt. Hierzu kamen 9284 Rekruten, die Sachsen gleich in den ersten Monaten zur Ergänzung der Regimenter liefern mußte. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freigelassen. So groß war jedoch Theresias und Augusts Haß gegen Friedrich, daß dieses Ehrenwort verspottet wurde. Man sagte die sächsischen Offiziere von dessen Haltung gänzlich los und schändete dadurch den Kriegerstand. Durch Leidenschaften geblendet, vergaß man, daß die Ehre der Kitt ist, der die europäischen Heere zusammenhält, ein Phantom, das mit der Fackel der Wahrheit nicht beleuchtet werden muß, da es, einer unsichtbaren mächtigen

Gottheit ähnlich, die Menschen unerschrocken zum Tode führt.

Diese Handlung Friedrichs, ein ganzes Heer eines fremden Fürsten zu zwingen, dem Eroberer in geschlossenen Kriegsscharen zu dienen, ist in der Weltgeschichte ohne Beispiel. Man verließ sich zu sehr sowohl auf das damalige Unvermögen Augusts, eine Armee zu unterhalten, als auf die Bedürfnisse der Truppen, die jetzt keinen Herrn hatten, und achtete nicht auf die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten. Diese zeigte sich jedoch bald zu Friedrichs Erstaunen. Man hatte wohl auf Ausreißer gerechnet, allein daß ganze Bataillone mit Entschlossenheit und Ordnung davongehen würden, dies kam unerwartet. Die meisten zogen regelmäßig ab, mit allen militärischen Ehrenzeichen, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt oder erschossen hatten. Sie nahmen die Brot- und Munitionswagen, die Regimentskassen, kurz alles zum Trosse Gehörige mit und marschierten entweder nach Polen oder stießen zur französischen Armee. Der König von Preußen hatte viele sächsische Unteroffiziere zu Offizieren ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen. Diese Maßregel war jedoch verfehlt, denn diese Vaterlandsfreunde wurden selbst die Anführer bei der Fahnenflucht, die andern Offiziere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen, sich zu entfernen. Man legte die noch übrigen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl. In Leipzig öffnete sich ein Teil der Garnison mit Gewalt die Tore und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna und in andern Städten zwangen die sächsischen Soldaten die preußischen Kommandeure, sich dem Feinde zu ergeben; ja bei

manchen Gefechten gingen ganze Kompagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Österreichern über und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felsen Königstein sein Schicksal erwartete, erhielt nun für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abging. Friedrich gab ihm am 15. Oktober ein sehr höfliches Abschiedsschreiben mit auf den Weg. Der Titel in diesem so wie in vorigen königlichen Briefen war von beiden Seiten Herr Bruder, eine zärtliche Benennung, die, so wie die Beileids- und Glückwunschbriefe gekrönter Häupter, mitten in hartnäckigen Kriegen schon zur Hofsitte des 18. Jahrhunderts gehörte. Man bezeigte dem abreisenden Könige die größte Ehrfurcht; man entfernte sogar alle Truppen von seinem Wege, um den Augen des unglücklichen Monarchen einen unangenehmen Anblick zu ersparen.

Der Briefwechsel zwischen beiden Königen hörte nun auf; allein der sächsische General Spörcken setzte ihn in Augusts Namen mit Friedrich fort. Der Hauptgegenstand betraf eine Anzahl Ulanenposten, die man von Polen aus durch Schlesien und Sachsen zur Erleichterung des Verkehrs aufstellen wollte. Friedrich schien anfangs nicht abgeneigt, das Ansuchen zu gestatten, allein da immer neue Versuche des sächsischen Hofes entdeckt wurden, sowohl dem Feinde von allem Nachricht zu geben als die in preußischen Dienst getretenen Sachsen zur Fahnenflucht zu verleiten, so brach er den Briefwechsel mit Spörcken kurz ab. Er sagte in seinem Schreiben vom 2. Dezember: „Ich hoffe, daß dies der letzte Brief ist, den Sie mir schreiben, denn, seitdem Ihr Hof ein so wenig liebenswürdiges Betragen gegen mich an den

Tag legt, bleibt mir nur das Recht des Degens; man mißbraucht meine Mäßigung über die Maßen: wenn man mich aufs Äußerste treibt, stehe ich für nichts, und die, die mir jetzt trotzen und mich gröblich täuschen, werden Grund haben, dies zu bereuen. Aber es gilt alles dem Wiener Hofe zu opfern, und man verblendet sich, weil man nichts sehen will. Ich wasche meine Hände. Dies ist der letzte Brief, den Sie von mir erhalten."

Wohl kein Vorfall in unserm Jahrhundert bis auf die Revolution in Frankreich machte in Europa ein so großes Aufsehen als das Unglück einer königlichen mit so vielen mächtigen Herrschern verwandten Familie; ihr Leiden wurde die Sache aller Könige. Selbst Georg II. ließ an den vornehmsten Höfen die Erklärung abgeben, daß er das Verfahren Friedrichs in Sachsen nicht billige. Aus den in Wien erschienenen, von einem tödlichen Haß diktierten Staatsschriften wurde aller gute Ton verbannt; sie waren voll der schimpflichsten Vorwürfe. Man beschuldigte den König von Preußen der niedrigsten Künste und schilderte ihn als den Urheber der kurz zuvor in Schweden entdeckten Verschwörung gegen den Senat. Ja, man vergaß sich so sehr, ihm den Zorn seines Vaters, seine Strafe in Küstrin und die kaiserliche Vermittlung vorzuwerfen, die ihm, wie es hier hieß, das Leben gerettet hätte. Dieser unbegrenzte Haß wurde jetzt die herrschende Leidenschaft des Wiener Hofes, dessen Charakteristik bisher der Stolz gewesen war[1]. Die Dauphine von Frankreich hatte

[1] Archenholtz erzählt bei dieser Gelegenheit die früher allgemein geglaubte Geschichte, Maria Theresia habe der Pompadour bei Übersendung ihres Bildnisses einen eigenhändigen Brief geschrieben. Die Unwahrheit dieser Erzählung ist längst nach-

sich über das Geschick ihrer Eltern nicht beruhigen

gewiesen. In Wirklichkeit verhält sich der Fall kurz dargestellt so: Die Kaiserin ließ der Marquise durch ihren Botschafter in Paris, den Grafen Starhemberg, im Januar 1759 ein aus Vieuxlac angefertigtes, mit goldenen Schreibgefäßen versehenes Pult, auf dem ihr mit kostbaren Steinen eingefaßtes Miniaturbildnis angebracht war, überreichen. Der Wert betrug 77 280 Livres, d. i. in deutschem Gelde 30 912 Gulden. Dazu sandte Kaunitz ein allerdings sehr verbindlich gefaßtes Schreiben ab, das der Botschafter mit zu überreichen hatte. An Starhemberg schrieb Kaunitz folgendes: „Inmittelst belieben Euer Exz. das bewußte Präsent behöriger Orten zu überreichen, und wann es schicklich gewesen wäre, so würde auch ein Handschreiben von Ihro Maj. abgegangen sein. Da es nun ermangelt, so stehet im Zweifel, wie man das übrige aufnehmen werde." Diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Die Pompadour nahm das Geschenk auch ohne Begleitschreiben der Kaiserin an und verfaßte an diese sowohl wie an Kaunitz dankerfüllte Briefe. Schon Starhemberg berichtete, die Marquise habe das Geschenk mit den lebhaftesten Dankesbezeugungen entgegengenommen; sie finde es nur allzu kostbar und bedauere, durch seinen hohen Wert gezwungen zu sein, es vor jedermann verbergen zu müssen, um nicht mißliebige Äußerungen hervorzurufen. An Kaunitz schrieb die Marquise: „Vereinigen Sie, Herr Graf, alle Gefühle, die die Erhebung und Empfindung Ihrer Seele Ihnen einzuflößen vermögen, so werden Sie dennoch weit entfernt sein, zu fühlen, was in der meinigen vorging, als ich das Bildnis Ihrer Majestät erhielt." Als Nachschrift fügte sie diesem in den überschwenglichsten Dankesäußerungen abgefaßten Briefe hinzu: „Ich werde zwar nicht wagen, mich über die Pracht des Geschenkes zu beklagen, aber nichts hätte mich mit größerer Befriedigung erfüllt als das Porträt ohne jede Verzierung zu erhalten." Nachdem die Marquise dann bei Starhemberg angefragt hatte, ob sie ein persönliches Schreiben an die Kaiserin richten dürfe, sandte sie einen womöglich noch überschwenglicher gefaßten Brief an diese. Davon, daß sie die Kaiserin mit „Meine liebe Königin" anredet, wie Archenholtz u. a. anführen, ist gar keine Rede. Die Anrede lautet vielmehr immer: „Eure Kaiserliche Majestät" und der Schluß: „Eurer Kaiserlichen Majestät demütigste und gehorsamste Dienerin Jeanne de Pompadour." v. D.

können und die haßerfüllten Briefe ihrer Mutter erregten sie immer von neuem. Gegen Mitte Oktober tat sie eine Fehlgeburt infolge eines solchen Schreibens; dazu kam, daß gleichzeitig ein Bericht des Grafen Broglie, Gesandten am Dresdener Hofe, dem König Ludwig vorgelesen wurde, worin sich dieser beschwerte, daß Friedrich, obgleich er sein Bleiben in Dresden bisher geduldet hatte, ihm verbot, ferner zwischen der Stadt und dem Pirnaer Lager zu verkehren. Die Pompadour und ihre Anhänger bestürmten nun Ludwig ebenfalls, die diplomatischen Beziehungen mit Preußen abzubrechen, und der Minister Rouillé schrieb einen Brief an Knyphausen, den preußischen Geschäftsträger in Paris, daß Valori, der französische Botschafter in Berlin, Befehl erhalten habe, diese Stadt zu verlassen, „da der König von Preußen in Betreff des Grafen Broglie die heiligsten Satzungen des Völkerrechtes verletzt habe." Friedrich schrieb hierauf an Knyphausen in dessen Abberufungsschreiben: „Die Intrigen der Österreicher sind schuld daran, daß ich Sie abberufen muß. Sobald Sie Paris verlassen haben, wird nichts mehr den Strom von Lügen meiner Feinde aufhalten können. Sie werden so viele Geschichten erfinden, da die Franzosen ja nur mit *ihren* Augen sehen und mit *ihren* Ohren hören. Wollen sie meine Feinde sein, gut! Sie selbst haben es gewollt[1]."

Der Feldzug war nun zu Ende. Die öster-

[1] Nach dem allgemeinen Brauche des 18. Jahrhunderts bedeutete die Unterstützung einer anderen Macht durch Subsidien oder gar durch ein Hilfskorps noch längst nicht den Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Während des ersten Schlesischen Krieges hatte Sachsen eine zeitlang sowohl beim preußischen wie beim österreichischen Heere ein Hilfskorps stehen. v. D.

reichische Armee zog sich tiefer nach Böhmen, das auch jetzt die preußischen unter den Feldmarschällen Schwerin und Keith stehenden Heere verließen, um die Winterquartiere in Sachsen und Schlesien zu beziehen. Friedrich blieb den Winter über in Dresden und behandelte nun das besetzte Land als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den sächsischen Ministern fleißig Audienz, erteilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landesverwaltung und forderte von den Landständen Kriegssteuern und neue Rekruten.

Zweites Buch. 1757.

Die Zurüstungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen Ländern des Reiches, Engländer und Bergschotten, Ungarn und Siebenbürger, Mailänder, Wallonen, Kroaten, Russen, Kasaken und Kalmücken setzten sich in Bewegung. Es war ein Gedränge von Völkern, die teilweise weniger zu erobern als zu plündern und zu verwüsten kamen.

Diese Heerzüge erforderten ungeheure Summen. Da es nun fast allen Höfen bei dem besten Willen an Geld fehlte, so wandten sie alle Künste an, teils bare Anleihen zu machen, teils Kapitalisten zu vermögen, Lieferungen vorschußweise zu übernehmen. Der König von Preußen hatte jedoch vor allen seinen Gegnern den Vorteil, diese Hilfsmittel entbehren zu können. Durch seine gefüllte Schatzkammer und sein reichhaltiges Depot vermochten die preußischen Truppen, mit allen Bedürfnissen genügend versehen, diesen Feldzug zu eröffnen. Friedrich errichtete sechs Freibataillone, um den Mangel an leichten Truppen auszugleichen, und vermehrte überdies bei seinem Heere sowohl die Infanterie als die Kavallerie um 40000 Mann. Die Sachsen, die wegen Ähnlichkeit der Sprache, der Sitten und der Sinnesart den Preußen weit mehr als den Österreichern geneigt waren, wünschten, da doch Krieg sein mußte, daß ihr Beherrscher sich mit Friedrich verbünden möchte. Noch wurden sie nicht mit Härte behandelt. Lieferungen an die Armee, wöchentliche Mahlzeiten für die einquartierten Soldaten, mäßige Kriegssteuern, Rekrutenstellungen und andere verhältnismäßig kleine Un-

annehmlichkeiten waren zurzeit noch die einzigen Kriegslasten, die Sachsens Bewohner kannten. Sie lebten übrigens mit den Preußen im besten Einvernehmen. In Dresden wurden Schauspiele, Konzerte, Bälle und Maskeraden gegeben, die der Adel sowie die Bürger und die Schönen des Landes fleißig besuchten. Der König gab selbst fast täglich Konzerte, wobei er, der Kriegssorgen ungeachtet, mit der Flöte einstimmte.

Im Januar schrieb Friedrich an den Minister Grafen Finckenstein einen Brief, der in kurzen Worten seine Wünsche im Falle seines Todes bestimmte. Wenn die Franzosen die Altmark oder die Russen die Neumark bedrohen sollten, so sei die königliche Familie, die obersten Gerichtshöfe, die Minister, das Generaldirektorium und der Kronschatz durch die Besatzung von Berlin in Sicherheit zu bringen. Drohe die Gefahr von Westen, so sei Küstrin der erste Zufluchtsort. Wenn sie aber durch die Russen von Osten komme, dann sei Magdeburg zu wählen; der letzte Zufluchtsort sei Stettin. „Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind untrennbar und gehen immer zusammen. Dazu muß man die Krondiamanten und den großen Silberschatz fügen, der in diesem Falle ebenso wie das goldene Tafelgeschirr alsbald in der Münze eingeschmolzen werden muß." Wenn er selbst fallen sollte, so müssen die Staatsgeschäfte ohne die geringste Änderung weitergehen, und die Huldigung für den Thronfolger soll möglichst beschleunigt werden. Sollte er vom Feinde gefangen werden, so verbiete er die geringste Rücksichtnahme auf seine Person; es solle in diesem Falle selbst dem, was er etwa aus der Gefangenschaft schreiben sollte, keine Beachtung geschenkt werden.

Falls ihm ein derartiges Unglück zustieße, so will er sich für den Staat opfern; es muß seinem Bruder, als dem Thronfolger, in allen Stücken gehorcht werden, und Minister wie Generale sollen mit ihren Köpfen dafür haften, daß man keine Provinz als Lösegeld anbiete, und daß der Krieg unter Benutzung der errungenen Vorteile ganz so fortgesetzt werde, als wenn er niemals auf der Welt gewesen wäre.

Diese Gemütsruhe, die seine philosophische Denkungsart und das Bewußtsein seiner Stärke bewirkte, wurde jedoch auf mannigfaltige Weise gestört. Ganz besonders durch einen Vorfall, dessen nähere Umstände nur sehr wenigen bekannt sind. Vor dem 19. Jahrhundert dürfte es wohl keinem deutschen Geschichtschreiber erlaubt sein, sie der Welt mitzuteilen. Friedrich sollte vergiftet werden. Ein Kammerlakei, Namens Glasau, der beim Könige in großer Gunst stand, so daß er oft in seinem Bettzimmer schlafen mußte, ward gedungen, den Monarchen aus der Welt zu schaffen. Nur wenige Personen waren in den Plan eingeweiht, und von diesen war keine Entdeckung zu besorgen. Ein Zufall aber verriet dem Könige in der Stunde der Ausführung, daß ein Anschlag wider sein Leben geplant sei. Glasau umfaßte die Füße des Monarchen und flehte um Gnade, die ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Friedrich ließ ihn festnehmen, in seiner Gegenwart gerichtlich verhören und sodann am nächstfolgenden Tag in Ketten nach Spandau bringen, wo er in einem Kerker in kurzer Zeit sein Leben endigte. Es schien dem Könige so sehr daran gelegen, das Geheimnis wegen der im Verbrechen verwickelten Personen zu bewahren, daß er nicht einmal einem Arzt erlauben wollte, diesem Unglücklichen in seinen letzten Stunden beizustehen.

Die Mäßigung, die der König von Preußen noch zurzeit in Sachsen beobachtete, hatte ihren Grund in der noch nicht ganz aufgegebenen Hoffnung, August zum Frieden und zu einem Bündnis zu vermögen, und er bot dazu beide Hände. Allein die Wunde war zu tief geschlagen, das Bündnis dieses Königs mit Österreich und Rußland zu eng und seine Aussichten auf beträchtliche ihm von Frankreich und Österreich zugesagte Gebietserweiterung zu glänzend, als daß er den preußischen Vorschlägen Gehör geben sollte. Zudem waren die Klagen seiner Gesandten, von seinen mächtigen Bundesgenossen unterstützt, in Regensburg und an allen europäischen Höfen ohne Grenzen. Man bediente sich auf dem Reichstage der ungebührlichsten Ausdrücke in Reden und Schriften, ja selbst vor Schimpfwörtern scheute man sich nicht. Die Leidenschaft unterdrückte dabei alle Besonnenheit und schwächte das Erinnerungsvermögen gelehrter Männer so sehr, daß man in öffentlichen Staatsschriften Friedrichs Einfall in Sachsen als ein in der ganzen Weltgeschichte beispielloses Unternehmen darstellte. Der Zweck wurde auch vollkommen erreicht. Alle verbündeten Höfe verdoppelten ihren Eifer bei den gewaltigen Zurüstungen. Frankreich selbst zeigte seinen Eifer so sehr, daß der Hof von Versailles, um den Untergang des Königs von Preußen zu beschleunigen, dem englischen die Neutralität für das Kurfürstentum Hannover unter der Bedingung antrug, daß Georg II. seine deutschen Truppen weder vermehren noch versammeln, den Franzosen seine Festungen einräumen und ihnen den freien Durchzug in die preußischen Staaten gestatten sollte. Der König von England aber, obgleich ihm Hannover alles galt, verwarf den Antrag.

Von demselben Eifer gegen Preußen beseelt

arbeitete der Marquis von Havrincour, französischer Gesandter, in Schweden. Dort waren damals die meisten Senatoren feil, und die zu jener Zeit mit Wissen der Königin vorgefallene Verschwörung wider den Senat hatte die Gemüter der Machthaber außerordentlich gegen den preußischen Namen erbittert[1]. Das zwischen Preußen und Schweden im Jahre 1743 geschlossene Bündnis war abgelaufen und ließ dem letzten Reiche freie Gewalt, andere Bundesgenossen zu wählen. Zudem machte Frankreich große Versprechungen. Schweden sollte bei einer ernstlichen Teilnahme am Kriege zur Belohnung Stettin und das ganze preußische Pommern erhalten. Dies gab da der Erfolg sicher schien, den Ausschlag. Friedrich forderte nun selbst den Beistand Schwedens als Bürgen des Westfälischen Friedens, den man jetzt gröblich verletzen wollte. Diese Gründe schienen einer Nation wichtig, die seit der Reformation dem Luthertum fast abgöttisch anhing; und so sehr überwog die Gefahr der protestantischen Kirche bei den schwedischen Gesetzgebern, die auf das Volk Rücksicht nehmen mußten, damals noch alle andere Betrachtungen, daß dem Könige von Preußen noch im Dezember 1756 die Versicherung der strengsten Neutralität gegeben worden war. Ja als man in Regensburg über die Achterklärung Friedrichs abstimmte, hielt der schwedische Gesandte seine Stimme für Schwedisch-Pommern zurück, unter dem Vorwande, daß es ihm an Instruktion fehle[2].

---

[1] Die Königin Luise Ulrike von Schweden, Schwester Friedrichs, hatte eine Verschwörung zum Vorteile ihres Gemahls begünstigt, die diesen unabhängiger vom Reichsrate machen sollte, der damals tatsächlich die ganze Regierungsgewalt in Händen hielt. v. D.

[2] Vergl. S. 39.

Die Künste und das Gold des französischen Gesandten zu Stockholm siegten jedoch endlich über alles, und Schweden beschloß den Krieg wider Preußen.

Der Plan zur Teilung der preußischen Staaten stand schon im Voraus fest. So wie Pommern an Schweden fallen sollte, so war Schlesien für Österreich, das Königreich Preußen für Rußland, das Herzogtum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen und die Besitzungen am Rhein für Frankreich bestimmt. Nur das Kurfürstentum Brandenburg sollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zur rechten Zeit unterwürfe; wo nicht, so waren die Mächtigen entschlossen, das verheerte Land dem nächsten Erben zu überliefern.

Der deutsche Reichstag in Regensburg ergriff nun den seit vielen Generationen verrosteten Staatsdonnerkeil, um ihn auf den König von Preußen zu schleudern. Er sollte förmlich in die Reichsacht getan und dadurch aller seiner Reichsländer, Würden und Titel verlustig erklärt werden. Sogar neun protestantische Fürsten stimmten für diesen Antrag, darunter auch die mit Preußen verwandten Höfe Ansbach und Darmstadt, ferner der Herzog von Holstein-Gottorp und die Fürsten von Schwarzburg und von Anhalt. Mit diesen neun Fürsten hatten die Gegner Friedrichs außer den katholischen Kurfürsten 60 Stimmen, 26 aber bestanden auf einer Untersuchung der Ursachen des Krieges, auf einen Waffenstillstand und auf die Vermittlung des Reiches bei dieser Fehde. Unter diesen letzten durch Vernunft und Mäßigung geleiteten Stimmen waren alle Grafen aus der Wetterau, aus Franken und aus Westfalen. Die Reichsstädte aber stimmten mit der kaiserlichen Partei.

Man setzte in den Staatsschriften, in den Er-

klärungen und Manifesten die so ungebührliche Sprache gegen den König fort, der sich deshalb auch ausdrücklich an die Kaiserin Theresia wandte, mit der Erinnerung, daß Monarchen Feinde sein könnten, ohne sich zu Schmähungen herabzulassen. Denn nicht Worte, die ihre Würde erniedrigten, sondern das Schwert müßte ihren Streit entscheiden. Lange blieb diese Erinnerung ohne Wirkung, und erst nach einigen gewonnenen Schlachten bekam sie Gewicht. Den deutschen Fürsten gab der Kaiser indes auf, zu verhindern, daß der König irgendwelche Art von Unterstützung aus den Kreisen des Reiches erhielte. Auch wurden alle in Friedrichs Heeren befindlichen Reichsvasallen von dem preußischen Dienste abgerufen, welchem Gebote jedoch keiner nachkam. Ferner erging eine Kaiserliche Verordnung, daß alle mit preußischen Staatsschriften handelnden Buchhändler und Buchdrucker eingezogen und bestraft werden sollten. Die Unparteiischen sagten, daß der Kaiser wegen seiner Familienangelegenheiten im Reiche den Despoten spiele. Plotho, der kurbrandenburgische Gesandte bei der Reichsversammlung, beantwortete jedoch alle antipreußischen Staatsschriften mit Ernst und Würde, und da er wegen des Druckes in ganz Süddeutschland unübersteigliche Schwierigkeiten fand, legte er eine eigene Druckerei in Regensburg an.

Man wollte nun förmlich zur Erklärung der Reichsacht schreiten. Der kaiserliche Reichsfiskal Helm trug auch wirklich darauf an und vermochte den kaiserlichen Notarius Doktor April, sich in Begleitung von zwei Zeugen mit einer Zitation zu dem Gesandten Baron Plotho zu begeben. Diese Vorladung betraf die Erscheinung des Gesandten vor der Reichsversammlung, wo er sich innerhalb zwei Monaten,

vom 22. August 1757 an gerechnet, stellen sollte, um anzuzeigen, was er der Anklage auf die Reichsacht entgegenzusetzen habe. Plotho, der sich seiner Rechte bewußt war, bezeigte die größte Verachtung gegen diese Vorladung, zwang den Überbringer, sie wieder zurückzunehmen, schob ihn selbst zur Türe hinaus und ließ ihn sodann durch seine Bedienten zum Hause herauswerfen. Zu dieser Entschlossenheit des Gesandten, die er in allen seinen Handlungen zeigte und den Feinden Preußens Achtung einflößte, kamen die Vorstellungen Frankreichs. Man bat den Wiener Hof, den Entwurf der Reichsacht aufzuheben, weil dadurch für jetzt nichts gewonnen würde, wohl aber die Könige von Preußen und England, nebst anderen deutschen Fürsten, vermocht werden könnten, sich vom deutschen Bunde loszusagen. Es wurde also beschlossen, auch ohne Reichsacht gegen Friedrich als einen Feind des Reiches zu verfahren und nicht auf seine Behauptungen zu achten, daß er nicht als Kurfürst von Brandenburg, sondern als souveräner König von Preußen, feindselig gegen Sachsen gehandelt habe.

Dies Urteil der deutschen Amphiktyonen[1] zu unterstützen, ward trotz aller Einsprache Preußens und dessen Verbündeter, ein Heer aus den mit Österreich verbündeten Staaten aufgeboten, das unter dem furchtbaren Namen der Reichsexekutionsarmee den Mehrheitsbeschlüssen den nötigen Nachdruck geben sollte. Nach den Reichsmatrikeln sollte das Reichsheer 84000 Mann zu Fuße und 36000 zu Pferde, zusammen 120000 Mann stark sein. Hiervon fielen nun von vornherein weg: die Kontingente Preußens, Hannovers und der kleinen mit diesen verbündeten

[1] Die beim Reichstage zu Regensburg beglaubigten Gesandten der deutschen Staaten. v. D.

Staaten, ferner das Kontingent Österreichs. So kam es, daß im August mühsam eine dienstbare Stärke von höchstens 29000 Mann erreicht wurde. Zu den vielen feindlichen Heeren, bei denen Friedrichs Untergang die Losung war, kam also noch ein neues, und schon fing man an, den nahen Zeitpunkt zu berechnen, wo der Krieg geendigt sein würde.

Friedrich, dem jetzt nichts übrigblieb, als durch den wirksamsten Gebrauch seiner Waffen dem Kriegsgewitter allenthalben die Stirne zu bieten, schritt nun in seinen sächsischen Finanzoperationen nachdrücklicher zu Werke. Er sah jetzt ein, daß das von ihm so sehr gewünschte sächsische Bündnis für ihn offenbar nachteilig gewesen wäre, und daß der uneingeschränkte Besitz eines großen schönen Landes ihm unendlich mehr Vorteile verschaffte. Keine Provinz konnte so wie Sachsen allen seinen Operationen einen Zentralpunkt geben und ihm Rücken und Flanken decken. Die Lage dieses Landes zwischen zwei großen durch die Politik immerfort getrennten Mächten war zu jener Zeit ein Unglück für Sachsen. Friedrich entsagte nun der bisher beobachteten Mäßigung. Die Besoldungen aller kurfürstlichen Diener wurden verringert oder gar eingezogen. Zum Unterhalt der Landeskollegien und Kanzleien in Dresden waren bisher 190000 Reichstaler erforderlich; diese Summe ward bis auf 30000 Reichstaler herabgesetzt. Die Königin von Polen bat um Geld. Friedrich, der wohl wußte, welchen Gebrauch sie davon zu seinem Nachteil machte, ließ ihr nur 7800 Reichstaler, den Rest einer Kasse, überliefern. Sie erneuerte ihre Bitte und bestimmte die gegenwärtigen Bedürfnisse für sich und ihre Familie monatlich auf 174000 Reichstaler. Die Antwort war: sie möchte sich an

ihren Gemahl wenden. Diese Finanzreform erstreckte sich über alles. Die Opernsänger und Tänzer wurden zwar nicht förmlich verabschiedet, allein man gab ihnen keine Besoldung mehr, und nun reisten sie nach Italien zurück, wohin auch der berühmte Musikdirektor Hasse ging. Ein paar wichtige Personen am sächsischen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Oberdirektor der Opern. Jener hatte ein Gehalt von 12000, dieser von 15000 Reichstalern; jetzt aber mußten sie sich mit 2000 Reichstalern begnügen. Die Zarin Elisabeth kam in dieser Not der Königin von Polen zu Hilfe und schenkte ihr 100000 Rubel.

Der ungeheure Vorrat von Porzellan, den man teils in Dresden, teils in Meißen fand, wurde jetzt für preußische Rechnung als ein erbeutetes Eigentum verkauft. Schimmelmann, ein sächsischer Kaufmann, erstand es für 200000 Reichstaler und legte dadurch den Grund zu seinem unermeßlichen Reichtum, womit er sich anfangs nach Berlin, hernach nach Hamburg und endlich nach Kopenhagen begab. Er stieg dort bis zum Range eines allvermögenden dänischen Staatsministers und starb als der reichste Mann, der noch je in den nordischen Königreichen gelebt hatte.

Friedrich ließ jedoch das königliche Schloß in Dresden unberührt. Er besuchte oft die vortreffliche Bildergalerie, allein ohne sich etwas davon anzueignen, vielmehr beschenkte er die Aufseher reichlich. Diese Mäßigung aber verließ ihn gänzlich in Anbetracht des Grafen von Brühl, den er als den Urheber des Bündnisses betrachtete, das Sachsen mit seinen Feinden geschlossen hatte. Dieser Minister hatte in Pförten, einem wenige Meilen von Dresden liegenden Dorfe, ein schönes Schloß. Dieses ließ Friedrich verheeren. Ein gleiches Schicksal hatte der

Palast Brühls in Dresden sowie sein prächtiger Garten, eine Zierde der Stadt, zu dem jedermann freien Zutritt hatte. Hier, wo seltene Kunst und Pracht vereinigt waren, wurde alles zerstört. So verschwanden auf einmal die wunderbaren Sammlungen eines Privatmannes, denen vielleicht die keines Königs in Europa an häuslichem Glanz und Üppigkeit gleichkamen. Alles, was in Kunstarbeiten hervorragend und einzig war, das Kostbare und Außerordentliche, was in London und Paris, wegen der hohen Preise, selbst unter den reichsten Briten und Franzosen nicht sogleich Käufer fand, hatte Brühl zur Zierde seiner Paläste erstanden. Das auserlesenste davon war in seinem Palast in Dresden zusammengehäuft. Das Merkwürdigste aber war die ungeheure Garderobe dieses Ministers. Ganze Säle waren von der Decke bis zum Boden mit Schränken voll Kleidermassen angefüllt. Zu jedem Anzuge gehörte eine besondere Uhr, Tabaksdose und Degen. Die Kleider waren in einem Buche verkleinert abgebildet, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von vierzig Kammerdienern hatten vier allein die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Da aber ein über diese sonderbare Ausstellung betroffener Reisender einst verächtlich ausrief: Montréz moi des vertus, et non pas des culottes! (Zeigt mir Tugenden und nicht Hosen!) stellte man diesen Gebrauch ein.

Die sächsischen Rekruten zum preußischen Dienste sollten nun eingestellt werden. Der Kurprinz machte dagegen dringende Vorstellungen und berief sich auf seinen Vater, der dazu erst seine Einwilligung geben mußte. Friedrich ersuchte ihn höflich, sich nicht um solche Sachen zu bekümmern. Die Landstände waren

mit ihren Vorstellungen nicht glücklicher, und da sie sich auf den Gehorsam gegen ihren Landesherrn bezogen, antwortete Friedrich: „Ich bin euer Landesherr, solange ich Sachsen im Besitz habe, folglich seid ihr mir Gehorsam schuldig."

Friedrich wußte nur zu wohl, daß er von der Republik Polen keine Hilfe erwarten konnte. Er wollte jedoch nicht die Staatsformalität vernachlässigen und verlangte daher kraft des Wehlauer Vertrages zur Beschützung der brandenburgischen Staaten die festgesetzten 4000 Mann Hilfstruppen. Dabei bat er die Republik, daß sie den Russen keinen Durchmarsch durch ihr Gebiet gestatten möchte, weil sonst der Krieg auch nach Polen gezogen würde. Dies Ansuchen wurde jedoch in Warschau nicht beachtet, da selbst die Adelspartei, die es nicht mit ihrem Könige hielt, vor den Russen zitterte. Die Zarin unterhielt diese Furcht durch Drohungen und durch die Besitznehmung von Elbing und Thorn, wobei sie erklärte, daß sie durch ihre Armeen den König gewiß abhalten würde, die Ruhe von Polen zu stören.

Die Österreicher wünschten sehr, die Feste Königstein zu besitzen, sie beschlossen daher, sie mit Einstimmung des sächsischen Kommandanten zu überrumpeln. Friedrich erfuhr von diesem Plane und erinnerte durch einen Brief sofort den Kommandanten an seine Pflicht, die ihm anvertraute und als neutral erklärte Festung nicht überfallen zu lassen, mit der Bedeutung, daß er eine Überraschung für ausgeschlossen halte. Geschähe sie dennoch, so würde er als Verräter mit Ehre und Leben dafür verantwortlich sein. Diese Erinnerung tat ihre Wirkung, und der Versuch unterblieb. Überhaupt war Friedrich sehr auf seiner Hut und seiner Wachsamkeit entging nichts. Die Gräfin Brühl er-

hielt aus Polen ein Faß ungarischen Weines. Die Sache schien unbedeutend, allein da sie eine so wichtige Person betraf, deren geringste Handlung genau beobachtet wurde, meldete man sie dem Könige. Er befahl die schleunige Ablieferung des Weines und bat sich nur das Faß aus. Nun wurde in Gegenwart eines Abgeordneten der Wein im Palast abgezapft und sodann dem Könige das Faß gebracht, das ausgefuttert und mit vielen Briefen und Papieren angefüllt war.

Die Reichsarmee, die das durch Alter sowie durch innere Macht ehrwürdige germanische Bündnis in einem lächerlichen Lichte darstellte, sollte nun zusammentreten. Die Kontingente oder die reichspflichtmäßigen Beiträge an Soldaten, der Bayern, der Pfälzer, der Württemberger und einiger anderer Reichsstände ausgenommen, war der Rest der Armee ein Zusammenfluß undisziplinierter Scharen, die ein buntscheckiges Ganzes bildeten. In Schwaben und Franken waren Reichsstände, die nur einige Mann stellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Leutnants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerkerl war. Andere lieferten bloß einen Tambour und gaben ihm eine Trommel aus ihren alten Rüstkammern. Viele Klosternonnen legten ihre Rosenkränze beiseite und stickten Fahnen, die, durch Priestersegen eingeweiht, gegen Ketzer wehen sollten. Die Schweinetreiber rückten zu Querpfeifern auf, und abgelebte Karrengäule wurden bestimmt, Dragoner zu tragen. Die Reichsprälaten, die sich brüsteten, Bundesgenossen so großer Monarchen zu sein, ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen und schickten sie zur Armee. Waffen, Kleidung, Bagage, kurz alles war bei diesen

zusammengetriebenen Menschen verschieden, die man mit dem Namen Soldaten belegte, und von denen man große Dinge erwartete.

Der königliche Hof in Warschau fand es sehr schwer, sich in seine Lage zu finden, und eine unbedachte Handlung folgte immer der andern. Der bei der Republik Polen beglaubigte preußische Gesandtschaftssekretär Plesmann hatte wegen des Diensteifers für seinen König nicht die Gunst des polnischen Hofes, der daher auf seinen Untergang sann. Plesmann befand sich eben auf einer Reise in Sachsen, als er zu Reichenbach von 50 österreichischen Husaren überfallen und nach Eger geschleppt wurde. Hier legte man ihn in Ketten und behandelte ihn wie den ärgsten Missetäter, dann ward er nach Wien ins Stockhaus gebracht. Sein Bedienter hatte, von ihm abgesondert, ein gleiches Schicksal. Als Friedrich dies erfuhr und auf die schleunige Befreiung der Unglücklichen drang, erhielt er die Antwort, daß Plesmann auf Ansuchen des Warschauer Hofes verhaftet sei. Friedrich ließ als Vergeltungsmaßregeln den sächsischen Legationsrat Just ins Gefängnis werfen. Die königliche Familie geriet in Bestürzung, und der Kurprinz sandte an Brühl die ernstlichsten Vorstellungen. Jetzt erst kam dieser Minister zu der Einsicht, daß es nicht ratsam sei, den sehr entschlossenen Sieger ferner zu reizen; und nun erhielt Plesmann nach einer siebenmonatigen Gefangenschaft seine Freiheit wieder.

Indessen wurden vonseiten der Preußen die wirksamsten Maßregeln getroffen, den Feldzug früh zu eröffnen, um den feindlichen Bundesgenossen zuvorzukommen. Die gefährlichsten und am meisten bereiten Gegner waren die Österreicher. Auf diese beschloß daher Friedrich mit vereinigten Kräften los-

zugehen, um womöglich einen großen Schlag auszuführen, bevor sich die Heere der andern Mächte nähern könnten. Der kaiserliche Hof nahm ein entgegengesetztes Verfahren an und wollte sich bloß auf Verteidigung beschränken, bis man, mit sämtlichen Bundesgenossen vereinigt, auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Browne teilte deshalb seine ganze Macht in vier getrennte Korps, um Böhmen zu decken. Dennoch drang Friedrich Ende April mit fünf Kolonnen in dies Königreich ein, nachdem er zuvor, um die Feinde zu täuschen, durch mannigfaltige Anstalten Miene gemacht hatte, auch seinerseits verteidigungsweise zu verfahren und in der Nähe von Dresden durch feste Lager Sachsen zu decken. Die Anführer der fünf Korps waren: der Feldmarschall Schwerin, der von Schlesien aus über Trautenau marschierte, der Herzog von Bevern, der über Zittau, der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, der über Kommotau, der Prinz Heinrich von Preußen, der über Neustädtel, und Friedrich selbst, der über Peterswalde den Marsch nahm. So wohl waren die Befehle berechnet, die auch mit großer Ordnung pünktlich befolgt wurden, daß alle diese von so verschiedenen Seiten anrückenden Kolonnen am nämlichen Tage den böhmischen Boden betraten. Man bemächtigte sich sogleich einiger sehr beträchtlicher kaiserlicher Magazine. Das Korps unter dem Herzog von Bevern, 14000 Mann stark, traf bald auf ein feindliches von annähernd gleicher Stärke, das sich unter Anführung des Grafen Königsegg bei Reichenberg verschanzt hatte. Sein Lager war zwischen zwei waldigen Bergen. Bevern griff sofort an und schlug den Gegner nach einem fünf-

stündigen Gefechte aus dem Felde. Die Preußen büßten 30 Offiziere, 625 Mann, die Österreicher 25 Offiziere, 850 Mann ein. Nach diesem Treffen rückte der Herzog vorwärts und vereinigte sich bald darauf mit der Armee des Feldmarschalls Schwerin, der in fünf Kolonnen über die schlesischen Gebirge in Böhmen eingedrungen war[1].

Der König von Preußen marschierte über den hohen böhmischen Berg Paskopol ohne allen Widerstand und ging auch über die Moldau im Angesichte des Feindes, der seine ganze Macht beisammen hatte und jetzt den kostbaren Augenblick versäumte, Friedrichs kleines abgesondertes Heer mit überwiegendem Vorteil anzugreifen. Es herrschte eine Eifersucht bei den obersten Befehlshabern der kaiserlichen Truppen, die sich auf mancherlei Art geltend machte, denn Browne war jetzt dem Prinzen Karl von Lothringen untergeordnet, der als oberster Feldherr kommandierte. Diese Heerführer ahnten keinen feindlichen Einfall in Böhmen, sie glaubten, Friedrich würde sich in Sachsen zu verteidigen suchen, daher auch Browne unter dem 9. April bei Keith um die Rücksendung der im vorigen Jahr aus Böhmen mitgenommenen Geiseln

[1] Archenholtz läßt auch beim Korps Schwerins ein Einmarschgefecht bei Alt-Bunzlau stattfinden, wobei der Generalmajor v. Wartenberg gefallen sein soll. Das ist ein Irrtum bezüglich der Zeit. Wartenberg fiel gelegentlich eines ganz unbedeutenden Scharmützels bei Alt-Bunzlau am 2. Mai. Schwerin hat ohne Gefecht die Grenze überschritten und seine Vereinigung mit Bevern bereits am 26. April südlich Podol vollzogen. Das Lob, das A. bei diesem Anlasse dem heldenmütigen Husarenführer Wartenberg spendet, ist allerdings wohlverdient; er hatte sich schon während des zweiten Schlesischen Krieges rühmlich hervorgetan, und König Friedrich nennt ihn „einen der ersten preußischen Reiteroffiziere". v. D.

anhielt, weil, wie er sagte, die Preußen dieses Jahr wohl nicht wiederkommen würden. Auf Friedrichs Befehl schrieb Keith zurück, daß Browne recht hätte, und daß die Geiseln nächstens nach Böhmen transportiert werden sollten.

Am 6. Mai frühmorgens waren alle preußischen Armeen, über 100000 Mann stark, in der Gegend von **Prag** versammelt. Sie vereinigten sich auch in der Nähe dieser Hauptstadt bis auf die von Keith und von Moritz kommandierten Truppen, die auf der andern Seite der Moldau blieben. Das preußische Heer, soweit es wirklich zum Treffen kam, war 64000 und das österreichische 61000 Mann stark. Dieses stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge waren zum Teil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche, deren Boden voller Schlamm und mit Gras bewachsen war, ferner schmale Dämme, ja Stege, die die Bewegungen sehr erschwerten. Die österreichische Infanterie stand, mit Kochen beschäftigt, ruhig in diesem festen Lager, während die Kavallerie ausgeschickt war, Futter zu holen, als Friedrich anrückte, denn man hatte, ungeachtet aller von den Vorposten eingebrachten Nachrichten, im kaiserlichen Lager seinen Anmarsch nicht glauben wollen. Prinz Karl ließ nun in größter Eile die Furagierer zurückkommen, die auch zum Teil in ihren Kitteln mit den Preußen fochten. Trotz des sehr ungünstigen Geländes rückte die preußische Infanterie mit einem bewundernswürdigen Mute vor. Sie konnte nur rottenweise über die schmalen Dämme gehen, und die, die durch Wiesen wateten, blieben bei jedem Tritt im Schlamme stecken; ja die Regimenter Meyerinck und Treskow sanken bis an die Knie in Morast, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen, sich herauszuarbeiten.

Einer half den anderm, und alle sprachen einander Mut zu. Mehrere Bataillone mußten unter diesen Umständen ihre Kanonen zurücklassen. Gegen 10 Uhr eröffneten die Preußen den Angriff. Ohne sich erst von den großen Mühseligkeiten zu erholen, gingen sie ungestüm auf den Feind los, der sie mit einem mörderischen Artilleriefeuer empfing. Rottenweise stürzten sie zu Boden. Das Regiment Winterfeldt griff dennoch eine Batterie an und erlitt furchtbare Verluste. Dies hinderte jedoch nicht das Anrücken des Grenadier-Bataillons Wrede, das einmütig schrie: „Kameraden! laßt uns heran, ihr habt Ehre genug!" Der König hatte Befehl gegeben, ohne mit Musketen zu schießen und unverzüglich mit gefälltem Bajonett einzudringen; allein das Kartätschenfeuer der Österreicher war so vernichtend, daß die Todesfurcht endlich der Tapferkeit ein Ziel setzte und mehrere Regimenter der Preußen zurückwichen.

Indessen war die Kavallerie beider Heere auch ins Handgemenge geraten; der Erbprinz von Schoenaich-Karolath, durch Schwerin veranlaßt, griff mit 20 Schwadronen Kürassieren die überlegene feindliche Kavallerie, deren Stärke er nicht übersah, an. Es waren über 100 Eskadrons in vier Treffen hintereinanderstehend. Dem ersten Treffen gelang es, in die kaiserlichen Geschwader einzubrechen, dann aber wurde es in der linken Flanke umfaßt und gezwungen, auf das inzwischen aufmarschierte zweite Treffen, 20 Eskadrons Dragoner, zurückzugehen. Vereint mit diesen attackierte es zum zweitenmale, doch nach längerem Handgemenge mußten die Braven abermals weichen. Unterdessen hatte jedoch Zieten mit 45 Schwadronen Husaren und Dragoner die rechte Flanke der kaiserlichen Reitermasse umgangen, griff

dort überraschend an und sprengte sie vollständig auseinander.

Winterfeldt hat sich zu Pferde vor das Schwerinsche Regiment gesetzt, unter furchtbarem Kartätschenhagel ist er auf 200 Schritt an die feindliche Front herangekommen, schon macht diese Kehrt, da sinkt er selbst von einer Musketenkugel am Halse verwundet bewußtlos vom Pferde. Die eben noch mit langen Schritten vorrückenden stutzen, beginnen zu feuern und weichen dann langsam zurück. Nun kommt Schwerin angesprengt. Er nimmt einem Stabskapitän, der vergeblich versucht, die Zurückflutenden zum Frontmachen zu bewegen, die Fahne des zweiten Bataillons aus der Hand und setzt sich mit den Worten: „Heran, meine Kinder!" an die Spitze seines nun durch den Anblick des vergötterten Regimentschefs begeistert wieder vorgehenden Regiments. Die Fahne soll ihnen den Weg zum Siege zeigen und die Preußen fanden auch diesen Weg, allein der edle Wegweiser fiel durch fünf Kartätschenkugeln zu Boden gestreckt. Das Panier seines Monarchen deckte ihn und verhüllte das Antlitz des sterbenden Helden. Die preußische Infanterie kämpfte nun in heißem Ringen, in dem die Regimenter Fouqué und Kurssel nahezu aufgerieben wurden, stundenlang gegen die sich verzweifelt wehrende österreichische und trieb sie von Höhe zu Höhe in der Richtung auf Prag zurück. Die letzte Aufnahmestellung der Kaiserlichen südlich des Ziskaberges wurde um 3 Uhr nachmittags überwältigt.

Das geschlagene Heer war jetzt in zwei Armeen geteilt, von denen die schwächere sich auf die Flucht ins weite Feld begab und die andere sich nach Prag hineinwarf. Diesen Zufluchtsort wählte man, ohne

die Folgen zu überlegen. Man sah jedoch die Gefahr dieser Lage schon in den ersten Stunden ein, denn noch am nämlichen Tage unternahmen die Österreicher einige schwache Versuche, sich wieder herauszuziehen, allein die Preußen hatten, soviel die Dunkelheit der Nacht es nur zuließ, alle Ausgänge der Stadt besetzt und zwangen sie, wieder in die Festung zurückzukehren.

So war die Geschichte dieser denkwürdigen Schlacht, die von morgens gegen neun bis vier Uhr nachmittags gedauert hatte, einer Schlacht, die in vielen Beziehungen der Schlacht von Cannä nicht unähnlich war, wo Hannibal die Römer wie noch keiner vor ihm besiegte. Die römische Schlacht entschied das Schicksal von ganz Italien, Rom allein ausgenommen; auch der preußische Sieg hätte einen bedeutend größeren Erfolg gehabt, wenn Fürst Moritz nicht verhindert worden wäre, die Moldau zu überschreiten. Friedrich hatte Keith mit 30 000 Mann auf dem linken Moldauufer stehen lassen, um Prag von dieser Seite, der sogenannten Kleinseite, einzuschließen. Fürst Moritz sollte während der Schlacht mit 30 Schwadronen, einigen Grenadierbataillonen und schwerer Artillerie die Moldau oberhalb der Festung überschreiten und so dem Gegner in den Rücken fallen. Aber der Fluß war stark angeschwollen und die Zahl der Pontons reichte nicht aus, ihn zu überbrücken. Seydlitz, der versuchte, mit dem Pferde durch den Strom zu schwimmen, wäre beinahe im Triebsande versunken.

Der Verlust der Preußen an diesem Tage war 14 000 Mann an Toten und Verwundeten; 1800 waren gefangen worden. Viele hervorragende Führer waren geblieben: außer dem Feldmarschall Schwerin

die Generale Hautcharmoy, Amstel, Schöning, Blanckensee, Oberst Herzog Friedrich von Holstein; Fouqué und Winterfeldt aber waren gefährlich verwundet. Die Österreicher zählten 13320 Tote und Verwundete, darunter 4280 Gefangene, außerdem fielen 33 Kanonen, 11 Fahnen und Standarten, die Kriegskasse und viele Bagage den Siegern in die Hände. Noch vom Walplatze schrieb der König an seine Mutter: „Ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für die Österreicher verloren, und ich habe mit 150000 Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreiche, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Teil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Kompliment zu machen; mit den übrigen will ich die Österreicher verfolgen."

Am Tage nach der Schlacht schrieb Friedrich an den Marschall Keith: „Nach den Verlusten, die wir gehabt haben, bleibt uns als einzige Tröstung, die Leute, die in Prag sind, zu Gefangenen zu machen. Und dann glaube ich, ist der Krieg zu Ende." Aber so blutig die Schlacht war, und so große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hatte, so kam doch alles ganz anders. Alle Welt glaubte, daß die flüchtige österreichische Armee verfolgt und aufgerieben, die eingeschlossene aber durch Feuer und Hunger zur Übergabe gezwungen werden würde. Allein die Hoffnungen der Preußen wurden vereitelt. Durch die Schlacht bei Prag verlor jedes Heer einen vortrefflichen Feldherrn; denn auch der Feldmarschall Browne starb an seinen im Gefecht erhaltenen Wunden. Friedrich betrauerte den Tod Schwerins, seines Lehrers in der Kriegskunst, „unstreitig den größten General unseres Jahrhunderts," wie er in seinem

Siegesberichte ihn nannte. Nach beendigtem Kriege ließ ihm der König in Berlin auf dem Wilhelmsplatz eine marmorne Bildsäule errichten[1].

Dem sterbenden Browne wurden seine letzten Augenblicke durch die Anwesenheit des Heeres in Prag sehr verbittert. Unter den heftigsten Schmerzen riet er unaufhörlich, daß alle Truppen sich sogleich durchschlagen sollten. Dieser Rat, ohne allen Zeitverlust mit vereinigter Macht ausgeführt, wäre vielleicht von glücklichem Erfolge gewesen. Die Preußen hatten den Sieg teuer erkauft. Sie waren von der großen Anstrengung des Tages ermattet und befanden sich bei der Ungleichheit des Geländes nicht in der besten Schlachtordnung.

Prag hatte nun innerhalb seiner Mauern ein ganzes Kriegsheer. Neben der Besatzung waren hier nahezu 50000 Mann beisammen[2], worunter sich alle vornehmen Befehlshaber, der Prinz Karl von Lothringen, die sächsischen Prinzen, der Prinz Friedrich von Zweibrücken, der Erbprinz von Modena befanden. Eine so große Kriegsmacht war seit

---

[1] Dieses marmorne Denkmal Schwerins wurde mit dem Winterfeldts zusammen in römischem Kostüm auf dem Wilhelmsplatze aufgestellt. 1781 und 1786 kamen Keith und Seydlitz in der Uniform ihrer Zeit dazu. Sie standen dort bis 1860 und wurden dann durch bronzene Standbilder ersetzt. Die Marmorstandbilder wurden dem Kadettenkorps in der Königstraße überwiesen. Von da kamen sie auch nach Lichterfelde. Jetzt stehen sie im Treppenhause des Kaiser-Friedrich-Museums. v. D.

[2] Nach einem am 10. Juni dem Prinzen Karl übergebenen Rapporte bestand die Besatzung an diesem Tage, fünf Wochen nach der Schlacht und nach allen getanen Ausfällen, noch aus 38720 Mann Infanterie, 1450 Artilleristen, 5337 Kroaten, 3022 teils Dragonern, teils Kürassierreitern und 1049 Husaren, zusammen aus 49578 Mann. v. A.

Cäsars Belagerung von Alesia[1] in keiner Stadt unseres Weltteils eingeschlossen gewesen. Friedrich ließ die Festung, die beinahe zwei deutsche Meilen im Umfange hat, unverzüglich berennen und alle Ausgänge mit Batterien besetzen. Oberst Krockow mußte noch am Abend des 6. Mai die Festung auffordern, sich zu ergeben. Die Antwort war, man würde sich bis aufs äußerste verteidigen. Anfangs glaubte man in Wien, daß eine so gewaltige Armee wie die eingeschlossene kaiserliche die Riegel ihres Kerkers bald sprengen würde. Offenbar beherrschte dieser Gedanke auch die österreichische Heeresleitung in der ersten Zeit, denn auf den 9. und dann auf den 20. Mai waren Versuche angesetzt worden, mit dem gesamten infolge der verlorenen Schlacht in der Festung eingeschlossenen Heere durchzubrechen; beide wurden aber aufgegeben, als Meldungen eintrafen, die Preußen stünden zur Abweisung in ihren Schanzen bereit. Die Besatzung mußte sich bereits in den ersten Wochen mit dem Fleische geschlachteter Kavallerie- und Artilleriepferde begnügen, wovon das Pfund für zwei, hernach für vier Kreuzer verkauft ward. Da man einen so außerordentlichen Vorfall nie vermutet hatte, so war man darauf gar nicht vorbereitet. Die Magazine in der Stadt waren ungenügend gefüllt, die Truppen litten an allem Mangel, und die 80000 Einwohner schwebten in Gefahr, Hungers zu sterben.

In der Nacht des 23. Mai unternahm die Besatzung einen großen Ausfall, um die Preußen aus dem auf der Nordwestseite gelegenen Mansfeldischen

[1] Alësia, die Hauptstadt der Mandubier im heutigen Burgund, wurde 52 v. Chr. nach hartnäckiger Gegenwehr unter Vercingetorix von Cäsar erobert und zerstört. v. D.

Garten zu vertreiben. Das hierzu verwendete Korps bestand aus Freiwilligen, aus Grenadieren, im ganzen 4000 Mann, darunter 1000 Kroaten unter Führung der Generale Buttler und Materni. Die Kroaten marschierten voran und sollten eine sieben Fuß hohe Mauer ersteigen, aber sie hatten keine Leitern, sie sollten feste Tore erbrechen, führten jedoch weder Zimmerleute noch Äxte mit sich. Die Kroaten, in allen Leibesübungen vorzüglich ausgebildet, hatten die Mauer bald erstiegen und stürzten sich unter die Feinde. Der Widerstand der Preußen und der Mangel an Äxten verhinderten jedoch jeden weiteren Fortschritt, denn da die Torwege des Gartens nicht geöffnet werden konnten, mußten die anderen Truppen jenseits der Mauer bleiben. Diese vom General Materni angeführten Soldaten wollten draußen nicht müßig sein, und ohne Rücksicht auf ihre braven Kriegsgefährten warfen sie auf Maternis Befehl eine große Menge Granaten über die Mauer, wodurch einige hundert Kroaten teils getötet, teils verwundet wurden, und den Preußen die Arbeit erleichtert ward, die Überlebenden aus dem Garten zu vertreiben. Nun fielen diese auf ihre Grenadiere zurück, die, durch die blaue Kleidung in der Morgendämmerung getäuscht ihre wackeren Mitstreiter mit einem Kugelregen empfingen. In diesem hartnäckigen Nachtgefechte verloren die Kaiserlichen 615, die Preußen 377 Mann. Um die Verantwortung für diese mangelhaften Anordnungen von den Führern abzuwälzen, schob man die Schuld auf die sogenannten Preußenfreunde, die es weder bei der Bürgerschaft noch innerhalb der Armee gab.

Die in Prag anwesenden Prinzen hatten alle ihr Quartier im Clementinum, einem Jesuiten-

kollegium von ungeheurer Größe. Die Lage dieses Gebäudes schützte seine Bewohner hinreichend gegen die feindlichen Bomben. Dennoch trieb man die Vorsicht so weit, die Fenster mit Mist und Brettern zu verwahren. Diese Abwendung aller Gefahr und die trotz der öffentlichen Not wohlbesetzten Tafeln erzeugten bei den jungen Prinzen Langeweile. Um sich die Zeit zu verkürzen, liefen sie auf den langen Gängen des Kollegiums nach dem Ziele. Der Preis des Siegers war ein Handkuß von dem Überwundenen, oder sie bekriegten sich mit Handspritzen. Manchesmal übernahmen sie auch die Stellung eines Meßdieners oder Ministranten beim Messelesen. Der kranke Erbprinz von Modena war dagegen unablässig besorgt, die Leiden seiner Mitmenschen zu mildern. Er ließ seinen Vorrat von Wein unter die verwundeten Soldaten verteilen. Sein Beispiel blieb ohne Nachahmung; anders die täglichen Messebesuche des Prinzen Karl von Lothringen.

Diese gottesdienstlichen Übungen und andere Zerstreuungen ließen die einfachsten Verteidigungsanstalten vernachlässigen. Ein Zufall, der Spaziergang eines klugen Mönches namens Setzling in den ersten Tagen der Belagerung, rettete Prag. Dieser gewahrte eine Staubsäule, die sich dem nördlichen Teile der Stadt näherte. Er hielt diese Erscheinung sogleich für eine Kolonne Preußen, deren Absicht sei, das Belvedere, eine Anhöhe an der Moldau, zu besetzen. Diese wichtige Anhöhe sowie das daranstoßende Dorf Buben waren unbesetzt. Setzling fand seine Vermutung bestätigt, als er die Sternwarte mit seinem Fernrohr bestiegen hatte. Er eilte, Anzeige zu machen; und erst jetzt mußten einige tausend Kroaten Anhöhe und Dorf in Besitz nehmen,

wodurch die Absicht der Preußen vereitelt wurde, die sonst längs des Ufers der Moldau in die Kleinseite eingedrungen wären. Die Überrumpelung einer mit einem Heer von 50000 geübten Kriegern besetzten Stadt, und zwar am hellen Tage, wäre ohne Beispiel gewesen, sie ward auf diese Weise vereitelt. Von diesem Tage an wurde die Sternwarte beständig mit vier Husaren besetzt, die mit Fernrohren alles beobachten und alle Viertelstunden Rapport abstatten mußten.

Nachdem das rechtzeitig bereitgestellte Belagerungsgeschütz am 12. Mai auf der Ebene bis Leitmeritz und von da durch Landtransport vor der Festung angekommen war, konnte die Beschießung in der Nacht zum 30. Mai beginnen. Da man den Endzweck hatte, die Magazine dieser Hauptstadt zu vernichten und die dort herrschende große Unruhe zu vermehren, so warf man Bomben und glühende Kugeln in die Stadt, die viele Häuser in Brand steckten und eine fortdauernde Feuersbrunst unterhielten. Die Preußen konnten des Nachts das Geschrei und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. Zwölftausend wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnot zu vermindern; allein die Kanonenkugeln der Belagerer trieben sie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung lag die ganze Neu- und die Judenstadt in Asche; auch einige Proviantmagazine waren dabei in Flammen aufgegangen. Alle Straßen waren mit Wagen und Pferden bedeckt, die Kirchen lagen voller Verwundeter und Kranker, und der Tod räumte unter Menschen und Vieh wie bei der Pest auf.

Die Preußen hatten indessen außer den Feinden auch die Elemente zu bekämpfen. Ein heftiger

Sturm riß ihre Zelte in Stücke und entsetzliche Regengüsse überschwemmten das Lager. Wolkenbrüche ergossen sich und schwollen die Moldau so heftig an, daß sie auf hundert Schritt weit aus ihren Ufern trat, wodurch die bei Branick geschlagene preußische Schiffbrücke zertrümmert und die Pontons vom Strome fortgerissen wurden. Sie trieben den Fluß herab nach Prag zu, wo die Österreicher deren vierundzwanzig auffingen; zwanzig andere aber erhaschten die Preußen wieder. Der Zustand der Belagerten verschlimmerte sich täglich, und die vielen Feldherren in Prag, die unaufhörlich Kriegsrat hielten, wußten keinen Rat mehr. Die Hoffnung dieser Truppen, sich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verschwunden und das Vertrauen auf die Daunsche Armee, die bei Kollin stand, nur sehr gering. Ein großer, in der Nacht zum 1. Juni mit 18000 Mann geplanter Ausfall unterblieb, angeblich, weil die bedeutende Truppenmenge sich nicht rasch genug zum Angriffe bereitstellen konnte. Die Kaiserlichen hatten übrigens mit nichten beabsichtigt, wie man auf preußischer Seite erwartete, nach Südosten durchzubrechen, sondern nur die Geschütze in den preußischen Schanzen gegenüber dem Wischehrad und dem Karlhofe zu zerstören.

Anfangs war in der österreichischen Kaiserstadt die Bestürzung allgemein gewesen, als sich dort die Kunde vom Verluste der Schlacht und ihren Folgen, der Einschließung des größten Teiles der Feldarmee, verbreitete. Aber gar bald erkannte man im Hofkriegsrate die Vorteile, die darin lagen, daß nun der größte Teil des Preußenheeres ebenfalls zum Stillliegen vor der Stadt verurteilt war und somit auf keinem anderen Kriegsschauplatze zur Verwendung

kommen konnte. Dieser Zeitgewinn mußte ja den Verbündeten zugute kommen, die mit ihren Kriegsvorbereitungen noch so sehr im Rückstande waren! Eine Konferenz des Hofkriegsrates beschloß daher bereits am 20. Mai, den Prinzen Karl, mit dem im eigenen Lande die Verbindung sich unschwer halten ließ, anzuweisen, fürder jedem ernstlichen Durchbruchsversuche zu entsagen und sich in keinem Falle von Prag zu trennen; er sollte einzig danach trachten, den König von Preußen mit möglichst vielen Kräften daselbst festzuhalten. Auch wenn es gelänge, eines der ihm auf beiden Moldauufern gegenüberliegenden Korps zu schlagen, sollte der Prinz seine siegreichen Truppen wieder in die Festung zurückführen.

Im preußischen Lager war man anfangs der Meinung gewesen, die Lebensmittel in Prag würden in Anbetracht der starken Besatzung und des Umstandes, daß die Stadt 70000 Einwohner hatte, nur etwa zwei Wochen ausreichen. Entgegen dieser Erwartung widerstand aber die Festung, auch nachdem die Beschießung begonnen hatte, während der zweiten Juniwoche noch immer. Mehr und mehr mußte Friedrich einsehen, daß die Menge des herangeführten Geschützes nicht ausreiche. Dabei begannen die Lebensmittel, besonders die Futtervorräte, bei dem langen Stillstehen im eigenen Lager knapp zu werden, obgleich in Böhmen mehrere Magazine erbeutet worden waren. Friedrich wußte, daß die Russen, die Schweden, die Franzosen und die Reichstruppen sich von allen Seiten seinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm kostbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. Er ließ daher den größten Teil seines Heeres bei Prag stehen, um die Belagerung

fortzusetzen, und ging mit 12000 Mann, um zum Herzoge von Bevern zu stoßen, mit ihm den Feldmarschall Daun anzugreifen und so alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

In Wien aber begann man nunmehr ernstlich an einen Entsatz der in Prag eingeschlossenen Armee zu denken, da die Vorräte dort im letzten Drittel des Juni zu Ende gehen mußten. Theresia forderte Daun auf, die hierfür nötigen Schritte sofort einzuleiten unter der Zusicherung, daß ein glücklicher Ausschlag ihm allen Dank und Gnade bringen, ein unglücklicher Erfolg aber nimmermehr zur Last gelegt werden würde. Dieser Feldherr war aus Mähren mit 14000 Mann gekommen in der Absicht, zu dem großen kaiserlichen Heere zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er sich nur noch vier Meilen vom Wahlplatze. Diese Nähe begünstigte die Aufnahme der vom Schlachtfelde fliehenden Österreicher. Die Zahl dieser Flüchtlinge war 16000. Er zog sie an sich; hierzu stießen mehrere kleine Korps aus den kaiserlichen Erbländern. Nach allen diesen Verstärkungen lagerte sich Daun mit 54000 Mann und etwa 60 schweren Geschützen auf den Bergen bei Kollin, wo er sich sorgfältig verschanzte. Der Herzog von Bevern, der ihm mit 20000 Preußen entgegengeschickt war, benutzte das zögernde, wenig zur Offensive geneigte Verhalten seines Gegners geschickt, indem er ihm gleichsam vor seinen Augen einige ansehnliche Magazine wegnahm. Jedoch waren die kaiserlichen leichten Truppen ebenfalls nicht untätig. Unter anderem griffen 4000 Kroaten eine Menge preußischer Proviantwagen an, die der Major Billerbeck zur Armee führte. Er hatte nur 200 Infanteristen bei sich; mit diesen aber trotzte er der so

sehr überlegenen feindlichen Macht, verteidigte sich drei Stunden und langte ohne allen Verlust im preußischen Lager an.

Am 13. Juni brach Friedrich in Begleitung von einigen tausend Mann und schwerer Artillerie aus dem Lager vor Prag auf, zog unterwegs noch das Streifkorps unter Generalleutnant Treskow an sich und vereinigte sich am 15. mit dem Herzoge von Bevern in der Gegend von Kaurzim, einen kleinen Tagesmarsch westlich **Kolin.** Nachdem er erkannte, daß Daun bedeutend stärker war, als er ihn bisher eingeschätzt hatte, zog er den Fürsten Moritz von Prag mit den dort noch entbehrlichen Truppen an sich und rückte am 18. gegen Daun vor. Er hatte nun im ganzen 33000 Mann, aber nur gegen 30 schwere Kanonen bei sich; auch an Infanterie war er um etwa 14000 Mann schwächer als sein Gegner.

Daun hatte inzwischen seine Stellung verändert; eine seiner Linien stand auf dem Abhange der Berge, die andere auf deren Gipfel. Vor seiner Front waren Dörfer, Hohlwege und senkrechte Anhöhen, zum Teil sehr schwer zu ersteigen, das hochstehende Getreide war zudem noch den Bewegungen des Angreifers hinderlich und eine überlegene Artillerie schien vollends allen Angriffen ein Ziel zu setzen. Aber der noch niemals besiegte König schreckte vor all diesen Hindernissen keinen Augenblick zurück. Er marschierte in der Frühe des 18. entlang der feindlichen Front, von Westen kommend, bis er deren rechtem östlichen Flügel gegenüberstand, und ließ diesen angreifen. General Hülsen mit sieben Bataillonen der Avantgarde führte diesen Angriff mit einem Mute, der von keinem Volke auf Erden je über-

troffen worden und der die Feinde in Erstaunen setzte, aus. Dieser große Tag war des preußischen Namens vollkommen würdig. Vielleicht war seit der Schlacht von Arbela, wo auf Asiens Feldern griechische Taktik das Schicksal so vieler Königreiche der Vorwelt entschied, nie Heldenmut und Kriegskunst in einem so hohen Grade vereinigt gewesen. Siebenmal griffen die Preußen den so überaus vorteilhaft aufgestellten Feind an, und wenn der gräßliche Kugelhagel alles über den Haufen warf und die Bataillone immer zurückschmetterte, so war dies kein Weichen, sondern bloß eine zurückziehende Bewegung, um sich wieder zu ordnen und von neuem anzugreifen. Die Tapferkeit und die Kriegskunst aber entschieden nicht den Ausgang dieses denkwürdigen Tages, sondern Zufälle. Die Preußen hatten schon sehr große Vorteile erlangt; der rechte Flügel des Feindes war geschlagen und das aus Kavallerie bestehende Korps des Generals Nádasti vom General Zieten über den Haufen geworfen und nach Süden hinter einen Grund zurückgedrängt, so daß es ganz von Dauns Armee getrennt war, und schon beschloß dieser ernstlich den Rückzug. Die Adjutanten flogen mit diesem Befehle von Flügel zu Flügel. Bereits führte man das Geschütz ab, und der geheime Befehl an die Generale, von Dauns eigener Hand mit Bleistift geschrieben, war: „Die Retraite ist nach Suchdol," als die Schale, worin die Schicksale der Menschen und der Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Nachteil stieg.

Des Königs weise Dispositionen wurden nie so schlecht als an diesem Tage befolgt. Der rechte Flügel sollte zurückgehalten, d. h. die nach griechi-

schem Muster gebildete schräge Schlachtordnung angewandt werden. Das geschah nicht. Generalmajor Manstein, dessen Brigade sich in der Mitte dieses zurückzuhaltenden Flügels befand, stieß nördlich des Dorfes Chozenitz auf Kroaten. Um sich ihres lästigen Feuers zu erwehren, vertrieb er sie mit seinen fünf Bataillonen, folgte ihnen aber blindlings durch das Dorf und darüber hinaus bis an den Fuß einer steilen Höhe und ward dort von der Übermacht, die diese besetzt hatte, in ein stehendes Feuergefecht verwickelt. Im ersten Treffen war durch dieses eigenmächtige Verfahren Mansteins eine Lücke entstanden, die vom zweiten Treffen ausgefüllt werden mußte; infolgedessen bestand dieses nur noch aus einer Brigade von vier Bataillonen. Der linke Flügel, im ganzen 19 Bataillone stark, ging inzwischen unter den Generalen Hülsen und Treskow siegreich vor und eroberte eine ganze Anzahl schweren Geschützes. Aber Daun führte frische Bataillone heran. Friedrich versuchte den Mangel an frischen Infanteriekräften durch einen Reiterangriff auszugleichen, den die Kavalleriebrigade Pennavaire ausführte, doch dieser wurde durch einen Gegenangriff österreichischer Reiter abgewiesen. Nun setzt der König seine letzten inzwischen herangekommenen Reitergeschwader unter dem Generalmajor Krosigk, die Rochowkürassiere und Normandragoner, ein. Diese beiden äußerst braven Regimenter durchbrechen zwei Infanterietreffen, wobei das ungarische Regiment Haller, das seine Patronen verschossen hatte, zum Säbel greift, um sich der Kürassiere, die Oberst Seydlitz führt, zu erwehren. An dem hinter diesen beiden Infanterietreffen stehenden Reitertreffen bricht sich aber die Wucht der Attacke, und die erschöpften preußischen

Reiter müssen weichen. Der nun völlig entblößte linke Infanterieflügel, der in stundenlangem heldenmütigem Ringen schwer gelitten hat und fast aller Offiziere beraubt ist, vermag dem jetzt erfolgenden Ansturme von 80 Schwadronen nicht mehr standzuhalten; er wird völlig zersprengt, und nur schwache Trümmer sammeln sich an der nördlich von Planjan nach Kolin führenden Kaiserstraße.

Friedrich hatte sich persönlich der Gefahr aufs äußerste ausgesetzt, solange ihm noch ein Schimmer von Hoffnung blieb, das Geschick des Tages zu seinen Gunsten zu gestalten. Nun wendet er sein Pferd langsam dem aus acht Bataillonen bestehenden rechten Flügel zu und befiehlt dem dort kommandierenden Herzoge von Bevern, mit diesen den Rückzug zu decken. Er selbst reitet, nur von einer Eskadron Gardedukorps begleitet, nach Nimburg voraus. Der acht Bataillone der Arrieregarde harrt nun mit sinkender Sonne noch schwere Blutarbeit. Ganz besonders zeichnen sich hierbei das erste Bataillon Leibgarde und das Grenadierbataillon Gemmingen aus. Das erste hat vier Bataillone und zwei Kavallerieregimenter abgewiesen. Dann verläßt es, auf allen Seiten von angreifenden Reitern umschwärmt, in stolzer Ruhe als letzte Truppe das Schlachtfeld. Diese schönen Riesen, sämtlich unter Friedrichs Leitung bei den Potsdamer Manövern groß geworden, viele noch aus dem Regimente stammend, das er als Kronprinz in Ruppin geführt, fochten, da bereits alles um sie her das Feld geräumt hatte, bis sie fielen. Sodann deckten ihre Heldengestalten, in Reihen und Gliedern gestreckt, den blutigen Kampfplatz. Wie einst Pyrrhus, da er zum erstenmal Roms Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer

mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die mit dem Gesichte gegen den Feind gewandten Leichname der gefallenen preußischen Leibtrabanten, von denen 24 Offiziere und 475 Mann tot und verwundet geblieben waren.

Die feindlichen Anführer, denen ein preußischer Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, sahen diesem unerwarteten Schauspiele ruhig zu, so daß die Reste des Preußenheeres, die bis in die Nacht den Walplatz behauptet hatten, ungestört abmarschieren konnten; ein Rückzug, der mit so viel Umsicht und Ordnung geschah, daß die großen Taten des Tages dadurch gekrönt wurden. Der Verlust der Preußen betrug 392 Offiziere, 13380 Mann, 22 Fahnen und 45 Kanonen, der der Österreicher 360 Offiziere, 7754 Mann.

Den sieggewohnten Preußen war dies noch nie erlebte Unglück überaus schmerzlich; es schien ihnen der Vorbote einer traurigen Zukunft zu sein. Viele hohe und niedrige Offiziere, die bisher die von allen Seiten anrückenden Feinde wenig geachtet hatten, weil sie das Glück an Friedrichs Triumphwagen gefesselt glaubten, verzagten jetzt. Sie erinnerten sich des ebenso durch Glück und steten Sieg ausgezeichneten Karls XII., der, ohne die Scharen seiner Feinde zu zählen, neun Jahre lang alles seinem Mute unterwarf, bis ihm an einem unglücklichen Tage Fortuna auf einmal den Rücken zuwandte und ihn auf immer verließ. Hierauf machten sie die schreckliche Schlußfolgerung und sagten: „Dies ist unser Pultawa."

In Nimburg sammelte der König seine zerstreuten Truppen. So wie der aus der römischen Welt verbannte Marius auf den Ruinen von Karthago saß und sein Schicksal überdachte, so saß Friedrich hier

auf einer Brunnenröhre tief nachdenklich, heftete unverwandt seine Blicke auf den Boden und zirkelte mit dem Stocke Figuren in den Sand. Die Zukunft zeigte ihm schreckhafte Bilder. Endlich sprang er auf und erteilte den ankommenden Truppen mit heiterer Miene seine Befehle. Er musterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Rest seiner Leibgarde. Alle Krieger dieser auserlesenen Schar waren ihm persönlich bekannt; er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale. In wenig Stunden hatte sie der Todesengel hingerafft; sie hatten wie Helden gefochten und für ihn waren sie gestorben. Dieser Gedanke preßte ihm Tränen aus.

Die Freude in Wien war unbeschreiblich. Es wurden glänzende Feste gegeben, große Geschenke ausgeteilt und Medaillen geschlagen. Alle Offiziere, die der Schlacht beigewohnt hatten, erhielten einen monatlichen Sold, die Unteroffiziere und Gemeinen fünfzehn Kreuzer, alle Verwundeten aber einen zweimonatlichen Sold. Um das Andenken dieses Tages den österreichischen Kriegern immer gegenwärtig zu halten, stiftete die Kaiserin den Maria Theresienorden, in dessen Statuten es ausdrücklich gesagt ist, daß er die Erinnerung an den 18. Juni der Nachwelt überliefern soll.

Friedrich schrieb bald nach dieser Schlacht an seinen Freund, den Lord Marschall, einen merkwürdigen Brief, der seine damaligen Empfindungen kennzeichnet. Er sagte darin: „Das Glück, mein lieber Lord, flößt uns oft ein schädliches Selbstvertrauen ein. Dreiundzwanzig Bataillone waren nicht hinreichend, sechzigtausend Mann aus einem vorteilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen. Das Glück hat

mir diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuten sollen; es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erklärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was sagen Sie von diesem Bündnis wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, den Österreichern, fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sehen sollte? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden."

Diese philosophische Denkungsart bei einem derart veränderten Glück entwaffnete die Tadler und vermehrte seine Bewunderer. Friedrichs Lage war durch diesen einzigen Tag höchst kritisch geworden; seine glücklichen Aussichten waren auf einmal verschwunden und sein Untergang schien nun unvermeidlich. Ja, als wenn ihn das Unglück auf alle Art verfolgen wollte, so erhielt er wenige Tage nach der Schlacht die traurige Nachricht von dem Tode seiner zärtlich geliebten Mutter, die aus Gram über die Zukunft sich seit dem Anfange des Krieges abgehärmt hatte und jetzt durch die Niederlage der Preußen den Todesstreich empfing. Am 1. Juli legte der sorgsame Kabinettsrat Eichel, der schonenden Weisung des Grafen Podewils gemäß, die eingelaufenen Briefe in der Weise vor, daß die rot gesiegelten obenauf lagen, in der Voraussetzung, daß in diesen nur von der Krankheit der Königin die Rede sei. Darunter war unglückseligerweise ein Brief der Königin von Schweden, der bereits des tödlichen Ausganges erwähnte. Nach den Schilderungen dieses treuen Mannes war die Wirkung der Nachricht auf den

König entsetzlich. Man kann den Schmerz Friedrichs ermessen, wenn man bedenkt, was ihm diese Mutter von Jugend auf war, die unter der Härte des strengen Vaters kaum weniger gelitten hatte als der Sohn, die fest auf ihn vertraut hatte, als der Vater ihn verloren gegeben, die aber auch während seiner nun 17jährigen Regierung sich seiner Tüchtigkeit, seines strahlenden Heldentums von ganzer Seele erfreut hatte.

Die Schlacht von Kolin entschied das Schicksal Prags und des darin eingeschlossenen Heeres, dem durch diesen Sieg gleichsam der Stein vom Grabe gewälzt wurde, so daß es wieder auferstehen konnte. Die Belagerung wurde nun sogleich aufgehoben. Dies geschah schon am 20. Juni frühmorgens, am zweiten Tage nach der Schlacht, nach einer vierundvierzigtägigen Einschließung. Man hatte 8535 Bomben, 75 039 Haubitzgranaten und 93 025 Kanonenkugeln auf die Stadt geschossen, wodurch, die eingeschlossene Armee ungerechnet, eine Menge Einwohner getötet oder unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben worden waren. Der Abzug der Preußen von Prag ward in großer Ordnung ausgeführt. Sie verließen die Laufgräben und verschanzten Posten um 3 Uhr früh und unter Verlust von ungefähr 1000 Toten, Verwundeten und Überläufern bei dem Keith unterstehenden Heeresteil auf der Kleinseite. Eine Anzahl verwundeter Soldaten und einiges Geschütz mußte den Feinden überlassen werden, die nun aus ihrem Gefängnis eilten und über die Abziehenden herfielen, deren mißliche Lage übrigens durch Friedrichs Anordnung bedeutend gebessert ward. Er verteilte, um den Feind irre zu führen, seine Macht in mehrere abgesonderte Korps. Dies erleichterte vor-

züglich auch den Ausmarsch aus dem gebirgigen Böhmen.

Am Tage des Abmarsches vor Prag schrieb der König an den Fürsten Moritz, der mit den ihn unterstellten Truppen in Nimburg angelangt war, von Brandeis aus: „Ich bin heute, ungeachtet des großen Unglückes des 18., mit klingendem Spiele und der größten Fiertät um 3 Uhr von Prag aufgebrochen. Bei dem großen Unglücke muß unsere gute Contenance die Sache so viel als möglich reparieren. Das Herz ist mir zerrissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen."

Des Königs Blick war nunmehr auf seine eigenen Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten, denn Kolin war die Losung für Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen, die preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen. Eine starke russische Armee drang in Ostpreußen ein, das der Feldmarschall Lehwaldt mit 30000 Mann zu verteidigen versuchte. Die Hauptarmee der Franzosen hatte fast ganz Westfalen in Besitz genommen. Ein anderes französisches Heer vereinigte sich mit den Reichsvölkern, um in Sachsen einzudringen, und die Schweden schifften über das Baltische Meer, um Pommern anzufallen.

Die preußischen Untertanen, die bei allen diesen schrecklichen Aussichten an ihres Königs Glück nicht verzweifelten, die an dem Ruhme seiner großen Taten teilnahmen, und seinen Ruin als den ihrigen betrachteten, beschlossen, ihn mit Nachdruck zu unterstützen. Friedrich war ihnen stets ein milder und gerechter Herrscher gewesen, nun wetteiferten alle, ihm die Wohltaten zu vergelten. Die Landstände

in Pommern versammelten sich aus eigenem Antriebe und beschlossen, 5000 Mann Landmiliz auf ihre Kosten zu errichten und zu unterhalten. Diesem Beispiele folgten die Landstände der Mark Brandenburg, die auch 5000 Mann, und die Landstände von Magdeburg und Halberstadt, die 2000 Mann aufstellten, sämtlich Soldaten, die nicht zu den Militärkantonen[1] gehörten. Alle diese Provinzen warben auch eine Anzahl Husaren an, die den Namen Provinzialhusaren führten und den ganzen Krieg hindurch dienten. Eine große Schwierigkeit aber war dabei zu überwinden. Es fehlte nämlich allen diesen Korps an Offizieren, ein Mangel, der jedoch bald ersetzt wurde. Edelleute, die in den Waffen grau geworden und auf ihren Gütern in Ruhe lebten, eilten herbei, um in höhern oder niederen Graden zu dienen. In Stettin wurde eine kleine Flotte errichtet, die aus zwei Fregatten von zwanzig, drei Galeeren von zehn und neun andern Fahrzeugen von sechs Kanonen bestand.

Dieser begeisterte Patriotismus zeigte sich in der ganzen Monarchie. Um die königlichen Gestüte in Preußen zu retten, wurden die Pferde unter die Bauern verteilt. In den westfälischen Provinzen Minden und Ravensberg, die sich in feindlichen Händen befanden, war die Tätigkeit der Einwohner zwar durch ihre Lage begrenzt, allein sie zeigten doch ihre Gesinnungen dadurch hinreichend, daß sie, wo sie

[1] Die Ergänzung des preußischen Heeres geschah in erster Linie durch Werbung, außerdem durch das von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1733 eingeführte Kantonsystem. Hiernach war jedem Infanterie- oder Kavallerieregimente ein besonderer Kreis, „Kanton", überwiesen, dessen diensttaugliche Mannschaft dem betreffenden Truppenteile allein zur Verfügung stand. v. D.

nur immer konnten, die königlichen Einkünfte dem Feinde verbargen, um sie ihrem Landesherrn zuzusenden. Ferner wollten die Einwohner des preußischen Westfalens durchaus keine Ausreißer von den Armeen ihres Königs bei sich dulden, obgleich diese sich unter französischem Schutze sicher glaubten; sie jagten solche mit Spott und Schande aus dem Lande oder zwangen sie, zu ihren Regimentern zurückzukehren. Nach der Schlacht bei Kolin fehlte es der preußischen Kavallerie an Pferden. Der Präsident Blumenthal, späterer Staatsminister, vermochte die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, dem Könige ihre Pferde zu liefern. Der Adel, die Domherren, die Bürger, die Bauern, alle beeiferten sich, ihrem Monarchen dies Opfer zu bringen. Man entspannte Wagen und Karossen, entsagte auf eine Zeitlang dieser Bequemlichkeit und sandte die Pferde, viertausend an der Zahl, zum Dienste der Reiterei.

Der Feldmarschall Browne war nun tot, und die österreichischen Heere standen jetzt unter dem Oberbefehle des Prinzen Karl, dem Daun als Berater beigegeben war. Diese Feldherren hatten nun nach dem Abzuge Friedrichs aus Böhmen wieder Kräfte gesammelt und wollten seine Entfernung benutzen. Sie drangen in die Lausitz ein, die der Prinz von Preußen, der älteste Bruder des Königs, an den böhmischen Grenzen mit einem starken Korps deckte. Infolge der hier begangenen großen Fehler ging der Paß von Gabel verloren. Der General Puttkammer verteidigte ihn mit vier Bataillonen gegen 20000 Österreicher zwei Tage lang aufs hartnäckigste, mußte aber endlich der Übermacht unterliegen, da er keine Hilfe erhielt. Nach diesem Unfalle verließen die Preußen Böhmen und zogen nach der Lausitz, mit

Verlust eines Teils ihrer Bagage und Pontons, der in den Hohlwegen und zwischen den steilen felsigen Gebirgen liegen blieb.

Die Daunsche Armee schloß indessen Zittau ein, eine der blühendsten Manufakturstädte in Deutschland, worin sich ein preußisches Magazin befand. Die Wut der Feinde ging so weit, daß sie, um diesen offenen, mit einigen Bataillonen besetzten und einem Bundesgenossen gehörigen Ort zu erobern, Bomben und glühende Kugeln in großer Menge in die Stadt warfen. In wenigen Stunden war diese zierliche, reiche, von arbeitsamen Menschen bewohnte Stadt ein rauchender Aschenhaufen. Es war das eine Barbarei, wozu der anwesende Prinz Xavier von Sachsen die Österreicher noch ermunterte, weil er annahm, die Einwohner seien der österreichischen Sache nicht geneigt. Über dreihundert Bürger wurden unter den Ruinen der Häuser begraben, von denen nur sechzig stehen blieben. Der Verlust war ungeheuer, er betrug an zehn Millionen Reichstaler. Die preußische Besatzung schlug sich durch die sie umringenden Feinde, und nur ein kleiner Teil davon, den die wütenden Flammen hieran verhinderten, ward gefangen.

Bei Bautzen stieß der König am 29. Juli zu diesem Korps, äußerst unzufrieden mit dem Vorgefallenen. Er empfing die unter seinem Bruder kommandierenden Generale sehr übel und bediente sich des Ausdrucks, sie hätten verdient die Köpfe zu verlieren, wobei er allein den General Winterfeldt ausnahm. Dem Prinzen aber, dessen Fehler Unentschlossenheit gewesen war, zeigte er ein so ernsthaftes Gesicht, daß sich dieser sogleich von der Armee entfernte und nach Berlin ging, wo er im folgenden Jahre starb.

Der später so berühmt gewordene Loudon trat jetzt an der Spitze eines Korps Kroaten zum ersten Male auf, nahm Stellung am Fuße der böhmischen Gebirge und machte die nach Sachsen führende Landstraße unsicher. Diese Kroaten stießen auf den verwundeten General Manstein, der die Niederlage von Kolin mitverursacht hatte und sich jetzt, von 200 Rekruten begleitet, nach Sachsen begeben wollte. Loudon griff ihn an und zerstreute die Bedeckung. Manstein sprang aus dem Wagen, wehrte sich wie ein Verzweifelter, und, obwohl man seines Lebens schonen wollte, war er doch taub gegen alles Zurufen, und wurde niedergemacht. Loudon erhielt in dieser Zeit seine Ernennung zum General. Das ihm von Wien übersandte Patent fiel den preußischen Husaren in die Hände. Der König schickte es aber durch einen Trompeter an Loudon und ließ ihm zu seiner Beförderung Glück wünschen.

Dem preußischen General Werner gelang es, die Bagage Nádasdys zu überfallen. Man fand dabei Briefe der Königin von Polen, worin sie diesem General allerhand Nachrichten gab. Man hatte schon vorher mehrere derartige Briefe von dieser Fürstin aufgefangen, worin sie, zu derselben Zeit, da sie den König alle Morgen durch ihren Oberhofmeister Questenberg komplimentieren ließ, die sächsischen Regimenter im preußischen Solde zur Empörung, die andern Soldaten aber unter der Hand zur Fahnenflucht aufmuntern ließ. Finck, der preußische Kommandant von Dresden, mußte diese jetzt aufgefangenen Originalbriefe der Königin vorlesen, und der Schreiber der Briefe, der Kammerjunker Schönberg, wurde festgenommen und nach Spandau gebracht, wo er den ganzen Krieg über gefangen gehalten ward.

Friedrich rückte nun geradewegs auf Karls Stellung nördlich Zittau los. Aber dieser hatte sich derartig verschanzt, daß der König nach eingehender Erkundung vom Angriffe abstand und in sein vorher bereits innegehabtes Lager bei Bernstadt zurückging. Karl blieb unbeweglich in seinem festen Lager stehen. So sehr der König eine Schlacht wünschte, so sorgfältig vermied sie der kaiserliche Feldherr, der selten geneigt war, sich mit dem Preußen im freien Felde zu schlagen, am wenigsten jetzt, da verbündete Armeen aus allen Himmelsgegenden im Anzuge waren. Ein französisches Korps war schon bis Erfurt gekommen; ein anderes Heer dieses Volks folgte aus Westen nach; die Reichstruppen rückten von Süden, die Russen von Osten und die Schweden, die schon in Pommern angelangt waren, von Norden heran.

Am 25. August marschierte Friedrich mit zwölf Bataillonen, achtzehn Eskadrons aus dem Lager bei Bernstadt, zog unterwegs noch einige Truppen an sich und vereinigte sich bei Dresden am 31. mit dem Fürsten Moritz, der seit der Rückkehr des Heeres nach Schlesien zur Beobachtung leichter österreichischer Truppen in die Gegend von Pirna entsendet war. Von da brach er am 1. September mit dreißig Bataillonen, fünfundvierzig Schwadronen, rund 25000 Mann nach Thüringen gegen die Franzosen und Reichsvölker auf.

Drittes Buch. 1757.

In Frankreich hatte man indessen die ernstlichen Beschlüsse gefaßt, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Man setzte der nüchternen Erwägung die mächtigen Bundesgenossen und die dadurch unbezweifelte Leichtigkeit und Geschwindigkeit des Sieges entgegen. Dabei hoffte man bestimmt, das dem englischen Monarchen so teure Kurfürstentum Hannover in wenig Monaten zu erobern, sodann durch dessen Rückgabe alle Friedensbedingungen zu erzwingen und auf diese Weise zugleich Großbritanien und Preußen zu demütigen.

Der Anführer des französischen Heeres war der Marschall d'Estrées, ein Enkel des unter Ludwig XIV. berühmten Ministers Louvois. Er hatte sich durch militärische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet und ward damals von dem großen Marschall von Sachsen für den besten französischen General erklärt. Er überschritt den Rhein und die Weser, nahm die von den Preußen verlassene Festung Wesel, die Herzogtümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westfalen, eroberte die von den Truppen entblößten kasselschen Länder und erhob Kriegssteuern in Hannover.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling eine Observationsarmee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillonen Gothaer und Bückeburger Truppen bestand, wozu noch einige tausend Preußen stießen. Allein diese vereinigten Truppen bildeten ein Heer von nur 47000 Mann und waren folglich zu schwach, der über 100000 Mann starken französischen Macht die

Spitze zu bieten. Zum Führer dieses Heeres bestimmte Georg seinen Sohn, den 1721 geborenen Herzog Wilhelm August von Cumberland, der unter seinen Augen in der Schlacht bei Dettingen verwundet worden war und bereits während des österreichischen Erbfolgekrieges trotz seiner Jugend die hannoverisch-englischen Truppen in den Niederlanden befehligt hatte. Obwohl er bei Fontenoy vom Marschall von Sachsen geschlagen worden war, hatte ihn sein Vater mit dem Kommando des Heeres betraut, das er gegen den Kronprätendenten Karl Edward Stuart sandte, und der Herzog schlug diesen auch in der Schlacht bei Culloden. Bei Laffeld besiegte ihn der Marschall von Sachsen 1747 zum zweiten Male; trotzdem war auch König Friedrich mit seiner Wahl zum Oberfeldherrn des verbündeten Heeres einverstanden, einmal, weil er die Kriegführung der Franzosen aus Erfahrung kannte, und wohl besonders deshalb, weil er den derzeitigen französischen Heerführern die Fähigkeiten eines Marschalls von Sachsen nicht entfernt zutraute.

Beide Armeen sollten, wie öffentlich ausgesprochen worden war, nur die bedrohten Staaten schützen; beider Operationen waren demzufolge von Anfang an zögernd. Nur durch fortwährendes Drängen erreichte Friedrich, daß Cumberland die Weser überschritt, hinter der er sich geborgen fühlte. Ebenso zögernd war d'Estrées Vormarsch. König Friedrich entsandte den General Schmettau nach Hannover, um das dortige Ministerium zu tatkräftigeren Maßregeln anzuspornen; vergebens! Cumberland zog sich dauernd zurück und versäumte dabei mehrere günstige Gelegenheiten, d'Estrées zu schlagen. Endlich kam es am 26. Juli beim Dorfe **Hastenbeck** unweit

Hameln zwischen beiden Heeren zu einer Schlacht. Die verbündete Armee stand auf Anhöhen zwischen der Weser und einem Walde. Hier wurde sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefechte einige Batterien wegnahmen und sich einer Anhöhe bemeisterten. Cumberland verlor sowohl den Mut als die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld und zog sich nach Hameln zurück, gerade als der Sieg wieder anfing sich auf seine Seite zu neigen. Zu derselben Zeit hatte der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Hauptbatterie wieder abgenommen, jedoch, da mittlerweile der Rückzug angeordnet war, hatte er sie nicht fortschaffen können. Auch der hannoversche Oberst Breitenbach hatte bedeutende Vorteile errungen und den Walplatz bis in die Nacht behauptet, um sodann mit erbeuteten Kanonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog zu stoßen. Cumberland weinte jetzt aus Verzweiflung wegen seiner begangenen Fehler, die sich jedoch bald vermehren sollten. Sein Verlust bestand in 327 Toten, 907 Verwundeten und 220 Gefangenen; auch mußte er 11 Geschütze und eine Anzahl Munitionswagen stehen lassen. Die Franzosen verloren 1054 Tote, 1277 Verwundete und 13 Kanonen. Diese Schlacht ist schon darum höchst merkwürdig, weil d'Estrées kurz nach Cumberland ebenfalls den Rückzug anordnete, von derselben Befürchtung wie sein Gegner ausgehend, daß er umgangen sei. Sein einzigstes Verdienst war in diesem Falle, daß er den Rückzug der Verbündeten früher bemerkte als diese den seinen und nun schleunigst von neuem vorrückte, um das von jenen verlassene Schlachtfeld wieder zu besetzen. Ein gleichartiges Beispiel kennt die Kriegsgeschichte überhaupt nicht.

Die erlangten Vorteile hatten die Franzosen größtenteils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm kommandierenden Marquis Bréhaut vor dem Angriffe bei der Hand faßte und mit heroischem Enthusiasmus zu ihm sagte: Schwören Sie mir auf die Ehre eines braven Mannes, sich und Ihr Regiment eher totschießen zu lassen als zu weichen." Bréhaut schwur und hielt Wort. Dieser Offizier war Oberster des Regiments Picardie. Ludwig XV. wies ihm eine Pension von 2000 Livres an, um sein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen. Bréhaut antwortete, daß er nie Geldbelohnungen gewünscht habe; er bat, diese Pension unter solche Offiziere seines Regiments zu verteilen, die einer Unterstützung am meisten bedürften.

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgnis für das hannoversche Archiv und andere Dinge von Wert, die man nach Stade in Verwahrung gebracht hatte, den Herzog zu dem entscheidenden Schritte vermocht hätte, sich, ungeachtet aller Vorstellungen seiner Generale, mit seiner Armee nordwärts zu ziehen, um diese Stadt zu decken. Die Folgen dieses Rückzuges zeigten sich sehr bald. Das mit einer Menge Proviant und Munition versehene Hameln ergab sich nach der ersten Aufforderung. Minden verlangte zu kapitulieren, und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Kriegssteuern zu regeln; Friedrich aber rief seine Truppen infolge der eigenen bedeutenden Verluste von der verbündeten Armee ab. Der bestürzte Herzog von Cumberland wurde aber nun von den Franzosen immer weiter zurückgedrängt, von der Elbe abgeschnitten und sein Operationsfeld zuletzt aufs äußerste

beschränkt, so daß ihm nur noch übrig blieb, zu unterhandeln. Die Folge dieser Unterhandlungen war der am 8. September unter der Garantie des Königs von Dänemark abgeschlossene Vertrag von Kloster Zeven. Sein Hauptartikel war, daß die Hessen, Braunschweig, Gotha und Bückeburg gehörigen Truppen auseinandergehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade bleiben sollten.

Der dänische Gesandte, Graf Lynar, war Vermittler dieser sonderbaren Übereinkunft. Der Marschall d'Estrées hatte jedoch nicht die Ehre, sie zu erringen, denn kurz zuvor war er seines Kommandos infolge der Hofintrigen des Prinzen Soubise enthoben worden. Dieser Prinz, ein Günstling der Marquise Pompadour, kommandierte ein zwar vom Marschall abhängiges, aber von der Hauptarmee getrenntes Korps. Die Zwistigkeiten zwischen diesen beiden Generalen blieben indes nicht lange aus, und d'Estrées wurde deren Opfer. Nur die Furcht, alle Marschälle wider sich zu empören, hielt die Marquise ab, ihrem geliebten Soubise das Oberkommando zu übertragen. Sie ließ sich überreden, es dem Herzog von Richelieu zu erteilen, obgleich sie ihn haßte. Dieser aber hatte, um sie zu gewinnen, ihr die Ernennung aller Kommissarien bei der Armee zugestanden.

Cumberland hatte sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß der Vertrag als Kapitulation angesehen werde. Das änderte aber an seiner Schimpflichkeit gar nichts, und Richelieu war nach Unterzeichnung des Abkommens voll berechtigt, an den Kriegsminister Paulmy zu schreiben, er glaube, er hätte für die französischen Interessen nichts Rühmlicheres und Besseres tun können. Am französischen Hofe war man jedoch von der Übereinkunft anfangs recht

wenig erbaut, wohl schon darum, weil der vermittelnde Staat eine Macht zweiten Ranges war, und man bedeutete Richelieu, er möchte in Zukunft einzig die Vorschläge für Verträge entgegennehmen, deren Abschluß aber der Regierung überlassen. Am Wiener Hofe sah man die Sache jedoch mit ganz anderen Augen an, und Kaunitz hoffte, mit der Neutralität Hannovers den Übertritt der braunschweigischen und hessischen Truppen in französischen Sold zu erreichen. Er trug sich bereits mit dem Gedanken, sie sowohl als das mecklenburgische Kontingent mit Rücksicht auf dessen evangelisches Bekenntnis zum schwedischen Heere stoßen zu lassen. Nachdem diese Anschauung des österreichischen Staatskanzlers am Hofe zu Versailles bekannt geworden war, erntete Richelieu plötzlich auch von dorther uneingeschränktes Lob, und man verlangte einzig die Bürgschaft dafür, daß die Hannoveraner nicht in irgendeiner Form gegen Frankreich und dessen Verbündete kämpften.

Von allen westlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen war nur Geldern noch nicht im Besitze seiner Feinde. Diese Festung war seit Mitte April eingeschlossen. Sie hatte etwas über 700 Mann Besatzung und war für sechs Monate mit Lebensmitteln versehen. Der wackere Kommandant, Oberst von Salmuth, konnte auf die Zuverlässigkeit der größtenteils aus Überläufern bestehenden Besatzung nicht rechnen. Trotzdem verteidigte er sich hartnäckig, bis die Vorräte aufgezehrt waren, und kapitulierte erst am 23. August. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung erhielt freien Abzug mit allen Ehrenzeichen.

Durch den Vertrag von Zeven verlor Friedrich auf einmal eine Hilfsarmee, die bisher die Franzosen

im Felde beschäftigt hatte, und nun konnten diese ihre ganze Macht gegen ihn allein verwenden. Friedrich hatte dem König Georg von England seine Niederlage bei Kolin unverzüglich und ohne Beschönigung mitgeteilt, sowie daß er sich dadurch genötigt sehe, die Einschließung von Prag aufzuheben. Georg hatte mehrfach andeuten lassen, eine Verstärkung des verbündeten Heeres sei erwünscht, und Friedrich hatte eine solche zugesagt, sobald die Österreicher entscheidend geschlagen seien; nun gestand er zu, vorerst dies Versprechen nicht einlösen zu können. Er schrieb wörtlich: „Ich verzage nicht und versichere Ew. M., daß Sie die günstigen Folgen bald wahrnehmen werden." Auch den so unglücklich verlaufenen Rückzug der Armeeabteilung seines Bruders teilte Friedrich seinem Oheime sogleich mit und fügte hinzu, daß er innerhalb eines Monates gleichzeitig gegen Franzosen, Reichstruppen, Österreicher, Russen und Schweden werde Front machen müssen. Die Antwort Georgs lautete: „Ich bin das Opfer meiner Aufrichtigkeit und des Festhaltens an meinen Verpflichtungen geworden." Er erkannte damit die Berechtigung des Abkommens von Kloster Zeven gewissermaßen an, denn er sei jetzt außerstande, als Kurfürst von Hannover Friedrich ferner zu unterstützen, und dieser könne doch unmöglich seinen vollständigen Ruin wünschen. Dagegen bot er von seiten Englands Hilfsgelder an, die anzunehmen König Friedrich vorerst ausschlug.

Hannover war jetzt von den Franzosen besetzt, desgleichen das von den Preußen geräumte Herzogtum Cleve, dessen Verwaltung aber den Österreichern überlassen ward. Man gab sich den Anschein, es als ein verlassenes Land zu betrachten, das keinen Herrn

hätte. In Hessen hatten die Franzosen überhaupt keinen Widerstand gefunden und Mitte Juli Kassel besetzt. General Contades bemächtigte sich nun des Landes und ließ den hessischen Ministern, die auf Unterhandlungen antrugen, mitteilen, daß ein unbedingter Gehorsam gegen die Befehle seines Monarchen das einzige Mittel sei, dessen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Durch diese freiwillige Unterwerfung gewannen die Hessen jedoch nichts, denn die Franzosen behandelten sie als Feinde. Man schrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, die die Kräfte dieses an sich nicht reichen Landes rasch erschöpften. Unter anderem mußten in Zeit von vierzehn Tagen 24000 Säcke Weizen, 24000 Säcke Roggen und 1200000 Rationen an Heu und Hafer wie auch 1200000 Bund Stroh beschafft werden. Den Auftrag zu diesen Erpressungen hatte der Oberkriegskommissarius Foulon, derselbe, der bei der französischen Revolution von dem wütenden Volke hingerichtet wurde, gegeben. Dieser nach Raub gierige Mann herrschte in Kassel wie ein Großvesir. Der Landgraf hatte sich nach Hamburg begeben, um kein Augenzeuge dieser Tyrannei in seiner eigenen Residenz zu sein, und blieb den größten Teil des Krieges dort.

Das Verfahren der Franzosen war jedoch noch gemäßigt gewesen, solange der Marschall Estrées das Oberkommando geführt hatte. Seine Ungnade erzeugte jedoch bei Hofe einige Besorgnis. Man fürchtete den Unwillen der Nation, ihn ohne eine scheinbare Ursache mitten im Laufe seiner Siege zurückzurufen. Es war daher ein Mittel erforderlich, ihn zum freiwilligen Verlassen der Armee zu bewegen. Estrées erhielt also ein königliches Schreiben aus Versailles, worin ihm anbefohlen ward, das Kommando dem

Herzog von Richelieu zu übergeben, dabei war aber hinzugefügt, daß der König es gern sehen würde, wenn der Marschall trotzdem bei der Armee bliebe. Estrées gehorchte dem Befehl, allein ohne Ludwigs Wunsch zu erfüllen. Sobald sein Nachfolger eingetroffen war, reiste er ab, unter dem Vorwande die Bäder in Aachen zu gebrauchen.

Richelieu erntete also die Früchte der Maßregeln seines Vorgängers mühelos. Infolge des eiligen Rückzuges Cumberlands lag ihm der Weg ins Herz der Lande Friedrichs sowohl wie nach Hannover und Braunschweig offen. Seiner Instruktion gemäß sollte er neben der Fortnahme der kleinen Plätze die Niederwerfung der Armee Cumberlands erreichen, Friedrich für dieses Jahr jedoch nur vom linken Elbufer verdrängen. Seine ersten Vorkehrungen waren, Braunschweig und Hannover in Besitz zu nehmen. Beide Länder hatten sich so wie Hessen unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel besetzten, wurde dem Herzog von Braunschweig zu seiner Residenz die Stadt Blanckenburg überlassen, die man als neutral erklärte. Dahin ging dieser Fürst mit seiner Familie und empfahl durch öffentliche Proklamation seinen Untertanen, die Franzosen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu besetzte Hannover und rechtfertigte sein zögerndes Verhalten in Paris damit, daß das Heer erst der Ruhe und Erholung bedürfe, denn es sei durch Krankheiten, Anstrengungen und Entbehrungen völlig erschöpft; außerdem müsse er in Hannover Magazine errichten, ehe er Cumberland folgen könne. Ende August brach er auf die über Paris kommende falsche Nachricht von der drohenden Landung eines britischen Hilfskorps an der hannoverischen Küste gegen das

verbündete Heer auf. Nun zog sich Cumberland in eine Stellung zwischen Bremervörde und Stade zurück, wo er also von den Zufuhren aus Hamburg und Bremen abgeschnitten und in dem schwachbevölkerten nordöstlichsten Zipfel von Hannover zwischen Weser, Elbe und dem Meere eingezwängt stand. Es blieb ihm also nur noch die Wahl einer baldigen Entscheidung durch das Schwert, wollte er nicht sein Heer dem Mangel und damit der Auflösung preisgeben.

An Soubise schickte Richelieu auf ausdrückliche Weisung aus Versailles 17 Bataillone, 16 Eskadrons unter dem Herzog von Broglie. Diese Truppen waren in der übelsten Verfassung, abgerissen, ohne Zelte und höchst mißvergnügt darüber, daß sie, anstatt in die versprochenen Winterquartiere zu rücken, noch marschieren sollten. Soubise hatte sich erst Ende September in einem Lager bei Eisenach mit den Reichstruppen unter dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vereinigt; nun kamen beide auf die Nachricht Richelieus von der Absendung dieser Verstärkung dahin überein, ihr bis Langensalza entgegenzurücken. Prinz Soubise hatte gleich beim Anfange seines Marsches mit den unter seinem Befehle stehenden Schweizer Regimentern einen unangenehmen Auftritt gehabt. Sie weigerten sich, über den Rhein zu gehen. Besonders widersetzte sich das Regiment Lochmann dagegen, und da der aufgebrachte Soubise den General Lochmann fragte, wozu sie denn dienten, antwortete dieser Schweizer: „Um Ihren Rückzug zu decken." Endlich bewilligten die Schweizer Kantone, daß ihre Truppen mit nach Deutschland marschieren konnten, und ein großer Teil davon befand sich also bei der Armee des Prinzen Soubise, die Sachsen befreien wollte.

Richelieu selbst hatte auf die Nachricht vom Vormarsche Friedrichs nach Thüringen von Paris aus Befehl erhalten, auf Halberstadt vorzugehen, um Soubise und den Reichstruppen Luft zu machen. Friedrich hatte bereits Mitte September den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 7000 Mann dorthin entsandt, um französische leichte Truppen zu vertreiben. Richelieu war über Celle mit 40000 Mann langsam vorgerückt und in den letzten Septembertagen westlich von Halberstadt eingetroffen. Da er Magdeburg mit Einschließung bedrohte, zog sich Ferdinand dorthin zurück. Er hatte nun einschließlich der Festungsbesatzung 13000 Mann zu seiner Verfügung.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der so sehr verschiedenen Nationen und Völkerschaften, die dessen Schauplatz mit ihren Scharen durchzogen, war es noch nicht zu harten Ausschreitungen gekommen. Richelieu aber gab jetzt hierzu die erste Losung. Er ließ die Städte und Dörfer entweder ausplündern und verheeren oder bedrohte sie mit Feuer und Schwert, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Kriegssteuern zu erpressen. Die Gewalttaten dieser jetzt nicht mehr im Zaume gehaltenen Franzosen waren so groß, daß sie fast den Greueln der Kasaken gleichkamen. Sie prügelten reiche Leute auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Offiziere jämmerlich, um Brandschatzungen zu erpressen, sie schändeten Weiber und Mädchen und spielten gleichsam mit dem Leben der Menschen. Nichts war bei diesen Truppen gewöhnlicher als unschuldige Personen aus unbegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhenken. Eine Menge Deutscher, ohne Rücksicht

auf Geburt, Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Krieges dieses Schicksal. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege kommandierten, bereicherte sich keiner so wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor beendigtem Kriege in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Palast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hannovre nannten.

Die Feinde König Friedrichs erhielten nun noch eine nicht unwesentliche Verstärkung. Maximilian Josef III., Kurfürst von Bayern, und Karl Eugen, Herzog von Württemberg, ließen ihre Kontingente zur österreichischen Hauptarmee stoßen. Karl Eugen hatte bereits seit 1753 einen Subsidienvertrag mit Frankreich abgeschlossen, wonach er sich verpflichtete, 6 Jahre lang 6000 Mann Infanterie bereitzuhalten, deren Unterhalt Frankreich in Kriegs- wie Friedenszeit bestritt. Demzufolge mußte Württemberg nun außer seinem zur Reichsarmee gestellten Pflichtteile des schwäbischen Kreises noch diese Truppenschar für Frankreichs Dienste stellen, und dieses wies sie der österreichischen Hauptarmee zu. Trotz allen Widerstandes der Landstände und der gesamten Bevölkerung, die im Könige von Preußen als protestantischen Fürsten den Beschützer ihres Bekenntnisses erblickten, ward die Maßregel einer Zwangsaushebung unnachsichtlich durchgeführt. Als endlich 4000 Mann beisammen waren, die im Juli bei Stuttgart vor einem französischen Kriegskommissarius die Musterung bestehen sollten, brach offene Meuterei aus; die Soldaten schrien laut, man hätte sie an Frankreich verkauft, feuerten auf die Offiziere, die sie aufzuhalten versuchten, und liefen in hellen Haufen weg unter dem Rufe, sie zögen zum preußischen Oberst Mayr nach

Franken[1]. Noch nicht 1000 Mann blieben zurück. Karl Eugen, der sich beim österreichischen Heere befand, eilte in sein Land zurück, ließ neue Truppen anwerben und die weggelaufenen durch das Versprechen des Straferlasses für alle, die bis zu einem bestimmten Zeitpunkte zurückkehrten, besänftigen; außerdem erreichte er Beruhigung durch die Zusage, die Truppen in eigener Person führen zu wollen. Maximilian Josef von Bayern hatte das Land von seinem Vater Karl Albrecht, der als Kaiser Karl VII. Einsprache gegen die Thronbesteigung Theresias erhoben und dadurch Veranlassung zum österreichischen Erbfolgekriege gegeben hatte, nach dem Frieden von Füssen 1745 im Zustande tiefster Erschöpfung übernommen, so daß der junge Fürst sich zu bedeutenden Ersparnissen am Heerwesen entschließen mußte. Früher bereits eingegangene Verpflichtungen bestimmten ihn aber, 1757 ebenfalls einen Subsidienvertrag mit Frankreich abzuschließen, wonach Kurbayern im Kriegsfalle 10000 Mann Infanterie zu stellen hatte. Im Herbste 1757 waren jedoch erst 6000 Mann beisammen. Das württembergische Korps hatte inzwischen annähernd dieselbe Stärke erreicht, und beide rückten nun nach Schlesien ab.

In Thüringen angelangt, teilte Friedrich sein Heer nun in mehrere Korps, um den verschiedenen Armeen, die auf Sachsen und den Mittelpunkt seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Am 13. September entsandte er den Herzog Ferdinand von Braunschweig in die Gegend von Halberstadt zur Sicherung gegen die immer mehr vordringenden Franzosen und den Prinzen Moritz über

[1] Vergl. S. 90.

Naumburg in die Umgebung Torgaus, um ein österreichisches Korps unter dem General Marschall, das die Mark Brandenburg bedrohte, zu beobachten. So hatte er bei seiner Ankunft bei Erfurt am folgenden Tage nur noch etwa 10000 Mann bei sich. Schon spottete er, als Feldherr habe er diesen Krieg begonnen und als Parteigänger werde er ihn beenden. Um nun die große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ der König seine Truppen nicht lagern, sondern in Dörfern Unterkunft beziehen und diese oft wechseln, wobei die Namen der Regimenter, um die Spione zu betrügen, jedesmal verändert wurden. Er beschränkte sich jedoch nicht bloß auf Verteidigung, sondern verfuhr jederzeit, wo sich die Gelegenheit vorteilhaft zeigte, angriffsweise. Der Oberst Mayr war schon gleich nach der Schlacht von Prag mit 2000 Mann nach Franken geschickt worden, um sowohl die Reichsstände in Furcht zu setzen als auch die Vereinigung der aus allen Gegenden Süddeutschlands sich zusammenziehenden Reichstruppen zu verzögern und den in Regensburg ihr Wesen treibenden Reichstagsgesandten den unternehmenden Geist der Preußen zu zeigen. Mayr fiel brandschatzend ins Bistum Bamberg ein, durchstrich den fränkischen Kreis, und drang in die Oberpfalz vor. Diese unerwartete rasche Operation wirkte auf die Reichsversammlung so verblüffend, daß viele der Abgeordneten, die sich am heftigsten wider Preußen erklärt hatten, sich jetzt in größter Eile zu retten suchten.

Auch der Kurfürst von Bayern nebst anderen Reichsfürsten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, gerieten in Unruhe, behaupteten, sie hätten keinen Krieg mit dem Könige und wünschten mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Der Zeitpunkt

war nahe, wo man ernsthaft daran dachte, das mit Theresia gemachte Reichsbündnis zu vernichten; allein die Niederlage von Kolin sollte alles verändern. Mayr hatte Nürnberg bedroht. Die bedrängte Stadt wandte sich in der Angst an die Kreisversammlung und bat um Schutz. Der fränkische Areopagus zeigte seine Weisheit bei diesem Vorfall. Man verlangte von dem Kriegsobersten Mayr, er sollte den Einfall in Franken gesetzlich rechtfertigen und allen Schaden ersetzen. Mayr wies daher lächelnd den Abgeordneten der Kreise gegenüber auf seine Soldaten und fragte, ob sie noch eine bessere Legitimation wünschten? Er verlangte die Neutralität der Stadt, die auch zugestanden wurde; ja der ganze Kreis hätte sich neutral erklärt, wenn das preußische Korps nur etwas stärker gewesen wäre. Seine Schwäche reizte zu Verteidigungsanstalten und man beschloß, ihm den Rückweg abzuschneiden. Von allen Seiten zogen sich Reichstruppen zusammen, die Mayr nicht abwarten wollte. Nachdem er also seinen vorgesetzten Zweck erreicht hatte, marschierte er zurück, ließ die Brücken hinter sich abbrechen, schlug sich durch ein Korps Würzburger und Bamberger Truppen, die ihn aufhalten wollten, und so kam er glücklich nach Böhmen. Er hatte bei seinem Abzuge aus Franken Geiseln mitgenommen, worunter sich auch zwei Nürnberger Patrizier befanden. Der Wiener Hof bediente sich sehr geschickt dieser Gelegenheit, um den Reichsständen die Beschleunigung ihrer Kriegsmaßregeln zu empfehlen. Ein kaiserliches Manifest erklärte Mayr für einen Bösewicht und seine Truppen für Landstreicher, die man zu haschen suchen müßte, um sie als Mordbrenner zu bestrafen.

Die Kaiserlichen benutzten indes die Zerstreuung der preußischen Armeen und der General Hadik

wagte sich am 16. Oktober mit 3500 Mann bis an die Tore von Berlin. Diese Residenz hatte damals bereits einen Umfang von 3 Meilen und gegen 140 000 Einwohner. Auf dem nördlichen rechten Spreeufer umgab die Stadt nur ein Palisadenzaun, während sie auf dem linken Ufer durch eine Mauer, die aus der Zeit des Großen Kurfürsten stammte, abgeschlossen war. Die Besatzung, 5000 Mann Garnisontruppen, war zum Teile durch Landmiliz ergänzt. Die königliche Familie hatte sich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Hadik ließ die Stadt auffordern, und ehe der hierzu abgesandte Trompeter zurück war, das Schlesische Tor mit der Vorhut unter Oberst v. Ried, 4 Kanonen und sämtlichen Husaren angreifen. Nach Überschreiten des Floßgrabens ließ Ried die vor dem Tore liegenden Häuser besetzen und entsandte eine Kroatengrenadierkompagnie mit 2 Geschützen an die Spree, um durch den Durchlaß des Flusses in der Stadtmauer gegen die Zugbrücke am Tore und gegen eine bei der Oberbaumbrücke in der Stralauer Vorstadt aufgestellte preußische Abteilung zu feuern. Diese Abteilung ging bald zurück. Den Kanonieren gelang es unterdessen, die Ketten der Zugbrücke durchzuschießen, so daß diese niederfiel. Gleichzeitig schossen die beiden anderen Kanonen das Schlesische Tor ein. Die ungefähr 300 Mann starke Besatzung des Tores ward von den nun eindringenden Freiwilligen rasch überwältigt, da die Mehrzahl davon zum Gegner überging. Auf dem freien Platze zwischen dem Tore und der Vorstadt traten 6 Kompagnien des Garnisonregimentes Lange den Eingedrungenen entschlossen entgegen, bald aber waren sie von Kavallerie umringt und mußten weichen. Was nicht nieder-

gemacht wurde, fiel in Gefangenschaft. Hierdurch sah sich die Besatzung des Kottbuser Tores im Rücken bedroht, zog sich zurück und wurde von der verfolgenden Kavallerie teilweise eingeholt und gefangen. Damit waren beide Vorstädte in Händen des Feindes, ein weiteres Vordringen aber verhinderten die aufgezogenen Zugbrücken. Hadik bezog darauf mit dem größten Teil seiner Truppen ein Lager außerhalb der Stadtmauern. Die Preußen hatten 17 Offiziere, 660 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren, etwa 200, meist Sachsen, waren zum Feinde übergegangen. Die Österreicher geben ihren Verlust mit 2 Offizieren, worunter 1 General tot, und 36 Mann recht niedrig an.

Die Berliner Bevölkerung war aufs höchste über die Haltung des Gouverneurs General Rochow erbost, und dieser vermochte sich innerhalb der folgenden Wochen nicht auf der Straße zu zeigen, ohne von Weibern und Gassenbuben verhöhnt und beschimpft zu werden. Er beantragte selbst kriegsgerichtliche Untersuchung seines Verhaltens, ward jedoch freigesprochen und blieb Gouverneur.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau, der auf Friedrichs Befehl Berlin sofort zu Hilfe eilte, beunruhigte jedoch die Feinde außerordentlich. Hadik, der die Gefahr des Verzugs scheute, war mäßig in seinen Forderungen, und diese wurden endlich zugestanden weniger aus Furcht, sondern um den lästigen Gegner so schnell als möglich los zu werden. Die anfangs geforderten 600000 Reichstaler wurden auf 200000 herabgesetzt. Hadik erhielt dabei für sich ein Geschenk von 12000 und sein Adjutant, Oberst Ried, ein solches von 3000 Reichstalern nebst allerhand

Kleinodien. Dafür bescheinigte Hadik der Stadt, daß die österreichischen Truppen nie wieder Berlin auf diese Weise heimsuchen sollten. Nachdem dies alles verabredet war, bat sich Hadik vom Magistrat zwei Dutzend mit dem Stadtwappen gestempelte Damenhandschuhe aus, womit er seiner Kaiserin ein Geschenk machen wollte. Man erzählt, der Handschuhmacher, der diese lieferte, habe 48 linke eingepackt, jedenfalls ein Beweis, daß diesen Mann der sprichwörtlich gewordene Berliner Humor nicht verlassen hatte. Hadik trat noch in der Nacht zum 17. mit seiner Beute den Rückzug an. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren, denn wenig Stunden nachher traf General Seydlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, dem am folgenden Tage das ganze Korps des Fürsten Moritz folgte. Auch der König hatte sich in Bewegung gesetzt, um dem verwegenen Hadik den Rückzug abzuschneiden, dieser aber hatte das Glück zum Führer. In angestrengten Märschen auf Nebenwegen erreichte er, ohne mit den Preußen zusammenzustoßen, am 19. über Storkow und Beeskow die Gegend von Lieberose.

Im Königreich Preußen war indessen auch der Krieg von den Russen auf eine schreckliche Weise eröffnet worden. Das Ministerium in Petersburg war zwar dem englischen Hofe ergeben — besonders hing der im Kabinett alles vermögende Großkanzler Bestuchew, durch Guineen gewonnen, ganz von den Briten ab —, allein die bestimmte Willensmeinung der Zarin Elisabeth vereitelte alle Bemühungen der Engländer und den guten Willen des Großkanzlers, Rußland von Österreich zu trennen. Friedrichs Demütigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundsäulen des jetzigen russischen Systems,

dessen standhafte Befolgung das Kabinett zu Petersburg unwiderruflich beschlossen hatte.

Die Russen kamen daher im Monat Juni, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, gegen 90000 Mann stark in Preußen an. Nach einer fünftägigen Beschießung nahmen sie Memel ein. Der 800 Mann starken Besatzung war freier Abzug zugesagt; die Russen brachen aber dieses Versprechen, hielten sie während des Marsches bei Tilsit auf, um sie zu entwaffnen und aufzulösen. Viele friedfertige Einwohner, besonders Fabrikanten und Ackersleute, wurden gezwungen, nach Rußland auszuwandern. Dabei erließ die Zarin Manifeste voller Mäßigung. Eines davon enthielt eine förmliche Einladung an alle Einwohner des Königreichs, ohne Unterschied des Standes und der Religion nach Rußland zu ziehen, wo man ihnen große Vorteile versprach. Im Gegenmanifest zeigte der König, wie sehr dies Verfahren mit dem in Europa angenommenen Kriegs- und Völkerrechte im Widerspruche stehe, und entwarf das Bild der milden preußischen Regierung im Gegensatze zu der harten russischen, unter der blutige Zerfleischungen und Verbannungen in Wüsten zu den gewöhnlichen Strafen für leichte Vergehen gehörten. Nun ließ er seinen Untertanen die Wahl, ob sie für diesen Preis meineidig an ihrem Landesvater werden wollten.

Die leichten Truppen der Russen waren 12000 Mann stark, Husaren, Kasaken, Kalmücken und Tataren. Sie hatten sämtlich gegen festen Sold Pferde, Waffen, Bekleidung und Ausrüstung selbst anzuschaffen. Die Husaren rekrutierten sich aus den in der Ukraine, am Dniepr und westlich des Doniez in Slavisch-Serbien angesessenen Völkerschaften. Im Frieden bestritten sie den Unterhalt für sich und ihre Pferde

aus dem überwiesenen Stücke Land. Die Regimenter bestanden aus fünf Eskadrons, leichte Geschütze führten sie erst von 1759 an. In früheren Kriegen hatten sie sich im Aufklärungsdienste besonders ausgezeichnet, im Siebenjährigen Kriege traten sie in dieser Richtung nicht hervor. Die Kasaken waren entweder die in den Gebieten vom Doniez bis zur polnischen Grenze ansässigen Kleinrussen oder die zwischen diesem Flusse und dem Don lebenden Großrussen. Sie bildeten eine Grenzmiliz und ihre Bestimmung war, den südlichen Teil des russischen Reiches gegen die Einfälle der Tataren und anderer wilder Volksstämme zu decken. Zur Beschaffung der Bekleidung ähnlich der polnischen Nationaltracht und der Bewaffnung, die aus einem halbgekrümmten Säbel, Kugelbüchse, einem Paar Pistolen und langer Pike bestand, gewährte der Staat eine geringe Beihilfe. Sie hatten das Recht, ihre Offiziere aus den angesehensten Familien, in deren Händen im Frieden die Verwaltung des Gemeinwesens lag, selbst zu wählen. Den ebenfalls aus ihrer Wahl hervorgehenden Hetman mußte jedoch die Regierung bestätigen. Sie trieben damals und treiben noch heute in ihren großen Dörfern Ackerbau und Vieh-, namentlich Pferdezucht. Diese Pferde sind klein und unansehnlich aber ungemein ausdauernd und verhältnismäßig schnell. Jeder Kasak hatte deren zwei, wovon das eine zur Fortschaffung des Proviants diente. Bei ausbrechender Mobilmachung gab das Kriegsministerium dem Hetman die Zahl der Aufzubietenden, den Versammlungsort und die Richtung, wohin sich das Aufgebot in Marsch zu setzen hatte, an, alles übrige bestimmte der Hetman. Waren die Regimenter, die in Ssotnien zu 100 Mann eingeteilt

wurden, bei der Feldarmee eingetroffen, so traten sie unter deren Oberkommando und der Hetman übernahm die Führung eines Regiments. Die Kasaken waren eine für den kleinen Krieg äußerst gewandte Truppe. Jedes Regiment führte zwei dreipfündige Kanonen mit berittener Bedienung und den nötigen Munitionswagen. Die Kalmüken, die am Kriege teilnahmen, waren entweder die christlichen Stawropol-kalmüken, die dalailamischen Wolgakalmüken[1], die Kasantataren und die weiter südlich sitzenden Tataren- und Baschkirenstämme. Alle waren vorzügliche Reiter und für den kleinen Krieg vortrefflich geeignet. Ihre Bewaffnung bestand zum Teil aus blanken Waffen und Feuergewehren, zum Teile noch aus Bogen und Pfeilen. Die Wolgakalmüken, die in fortwährendem Kampfe mit den Kirgisen standen, waren die weitaus kriegstüchtigsten. Sie besaßen noch weniger Manns-zucht als die Kasaken und waren im eigenen Lande wegen ihrer Raublust derartig gefürchtet, daß man sich während ihres Durchmarsches zu besonderen Schutzmaßregeln veranlaßt sah. Unter ihnen brachen während des Vormarsches zur Versammlung des Heeres die Blattern aus, eine Krankheit, die in ihrer Heimat unbekannt war und die viele von ihnen hinwegraffte[2].

[1] Dalai-Lama ist der Titel des höchsten Priesters des Lamais-mus, einer buddhistischen Religionsform.

[2] Heute ist die Organisation der Kasaken einschließlich der Kalmüken wesentlich anders. Das Kasakenheer umfaßt nicht nur Kavallerie, sondern auch Infanterie und Artillerie. Die Gesamt-dienstzeit währt 20 Jahre. Die Friedensstärke etwa 60000, die Kriegsstärke 194500 Mann, kann jedoch unter Hinzuziehung aller Reserven und Ersatztruppen auf etwa 250000 Mann erhöht werden. Die Kasakenbevölkerung stellt im Frieden annähernd 4, die reguläre Armee etwa 1,6 v. H., im Kriege 13 gegen 5 v. H.

Kasaken und Kalmücken verheerten das Land schon während des Vormarsches in der barbarischsten Art. Die höheren Vorgesetzten suchten dieser Zerstörung im Interesse der Verpflegung teilweise zu steuern, aber mit sehr geringem Erfolge. Die meisten Ortschaften, die sie durchzogen, brannten sie nieder, mordeten Kinder vor den Augen ihrer Eltern, schändeten Weiber und Mädchen und begingen auch sonst die unmenschlichsten Grausamkeiten. Die gequälten Einwohner flüchteten in Massen nach Danzig, wohin auch das königliche Archiv aus Königsberg gebracht ward.

Friedrich erhielt diese trostlosen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück schwanger war. Ebensosehr wie er sein Schwert gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Überhaupt war es eine der Eigenheiten dieses Krieges, daß ungemein zahlreiche Manifeste herausgegeben wurden, in denen große Monarchen ihre Handlungen vor allen Nationen zu rechtfertigen suchten, um die Achtung auch solcher Völker, deren Beifall sie leicht entbehren konnten, nicht zu verlieren. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in diesen Zeiten anfing, ihr wohltätiges Licht über Europa zu verbreiten.

Der in Preußen kommandierende Feldmarschall Lehwaldt, dem Friedrich freie Hand gelassen hatte, nach den Umständen zu verfahren, konnte den um diese Zeit nach allen Entsendungen kaum noch etwa

---

der männlichen Bevölkerung. Diese drückende Militärlast macht sich am meisten fühlbar beim Donkasakenheere. Da die landwirtschaftliche Beschäftigung längst nicht mehr der einzige Erwerbszweig ist, sondern vielfach Handwerk betrieben wird, so nimmt die Kriegstüchtigkeit immer mehr ab. Daß diese Verhältnisse mit der Zeit das ganze System ruinieren werden, liegt auf der Hand.

55 000 Mann starken Feinden nur 24 000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie am 30. August bei **Groß-Jägerndorf** an, als sie eben im Begriffe standen, in südlicher Richtung abzumarschieren. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer. Die Preußen fochten wie die Löwen. Infanterie und Kavallerie wetteiferten dabei an Tapferkeit. Schon war die gesamte Infanterie, die feindliche Übermacht vor sich hertreibend, in den Wald, an dessen Rand ihr die Russen entgegengetreten waren, eingedrungen, auch die Reiterei hatte auf beiden Flügeln Vorteile erkämpft, als die Russen frische Kräfte heranführten, denen die brave preußische Infanterie nach dem stundenlangen Ringen nicht mehr gewachsen war und sich zurückziehen mußte. Die Russen verfolgten so gut wie gar nicht, sondern ein großer Teil, namentlich von den leichten Truppen, zerstreute sich über das Schlachtfeld, um die Toten und Verwundeten auszuplündern. Als sie dann wieder gesammelt waren, machten sie halt, wo sie standen, um ihr Lager aufzuschlagen. So konnten sich die Preußen ruhig und in bester Ordnung nach ihren über den Pregel geschlagenen Schiffsbrücken zurückziehen. Sie hatten 123 Offiziere, 4369 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten und 28 Kanonen, die Russen 278 Offiziere, darunter 11 Generale, 5711 Mann verloren. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheure Armee in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin folgte langsam bis Allenburg, und Lehwaldt war in der Lage, sein Heer rasch wieder zu ordnen. Er wollte sich eben dem Gegner an der Straße von Allenburg nach Königsberg vorlegen, als dieser, durch Mangel an Ver-

pflegung gezwungen, infolge Kriegsratsbeschlusses den Rückzug antrat.

Während dieser Rückmarsch ausgeführt wurde, traf Gegenbefehl der Zarin ein, worauf der gesamte Kriegsrat meldete, man werde in Memel halten und dort einem Vorrücken der Preußen nach Kräften entgegentreten; mehr zu leisten sei die Armee außerstande. Anfang November bezogen die Russen längs der preußisch-polnischen Grenze Winterquartiere. Die verbündeten Mächte erhielten aus Petersburg die Mitteilung, daß Apraxin die Schuld am Mißlingen des Feldzuges treffe. Er ward abgesetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt, starb jedoch, ehe die Untersuchung beendet war. Der russische Großkanzler Bestushew sah trotz seiner Ergebenheit für England den Krieg mit Preußen nicht ungern, weil er den König haßte, der ihn durch Spöttereien beleidigt hatte; ein eigner Charakterzug dieses Monarchen, der seinem Witz und seiner Laune immer freien Lauf ließ und vielvermögende Minister großer Höfe nicht selten mit lauter Verachtung behandelte, es mochte ein Fleury oder ein Choiseul, ein Bestushew oder ein Brühl sein. Die Folge dieser Umstände war, daß sich damals das Gerücht verbreiten konnte, der Haß Bestushews sei dem englischen Golde gewichen und Apraxin durch die Regierung zurückberufen.

Den Rückzug der Russen bezeichneten auf allen Straßen Feuer, Plünderung und alle nur ersinnlichen Grausamkeiten. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo diese höllischen Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt. Die zur äußersten Verzweiflung getriebenen preußischen Bauern wehrten sich und machten dadurch ihr Unglück noch größer.

Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen verfolgten die Russen bis an die Grenze von Friedrichs Staaten.

Der König, der die Russen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarschall Lehwaldt aus Preußen ab, mit dem Befehle, gegen die Schweden zu marschieren. Auf die Anfrage des preußischen Gesandten in Stockholm, Grafen Solms, was die Rüstungen Schwedens zu bedeuten hätten, hatte man durch Ausflüchte geantwortet und die Versicherung hinzugefügt, daß man nicht einen Mann gegen den König von Preußen marschieren lassen würde. Nachdem aber die ganze schwedische Armee nach Deutschland übergeschifft war, ging sie am 13. September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußisch-Pommern von dem schwedischen Anteil absonderte, und nahm Besitz von Anklam, Demmin, Pasewalk und anderen Städten, die sämtlich keine Besatzungen hatten. Ihr Hauptaugenmerk richtete sie jedoch auf Stettin, diese wichtige, mit wenig Truppen besetzte Festung, die eine leichte Eroberung versprach. Die Schweden gaben nun Manifeste heraus, worin sie sich als Eroberer des preußischen Vorpommerns aufspielten, die Untertanen von ihrem dem Könige von Preußen geleisteten Eide lossagten und sie einluden, sich mit ihnen zu verbinden; dabei behaupteten sie, daß Schweden als Bürge des Westfälischen Friedens an diesem Kriege notwendig teilnehmen müsse.

Diese französischen Bundesgenossen waren damals 14000 Mann stark, worunter sich 4000 Mann Kavallerie befanden. Der Krieg war ganz wider die Verfassung des schwedischen Reiches unternommen, da allein auf einem Reichstage ein Krieg beschlossen

werden konnte. Der französische Botschafter Havrincourt aber lenkte den Senat ganz nach seinem Willen. Der schwedische Gesandte hatte Berlin so, wie der preußische Stockholm verlassen. Dessenungeachtet wollte der schwedische Senat einen Agenten in der preußischen Residenzstadt behalten, um bequemer alles zu den Operationen Nötige zu erfahren; eine fast unglaubliche politische Unverschämtheit. Der Legationssekretär Baron Nolken war zu diesem Geschäfte ausersehen. Friedrich aber schrieb an den Minister Podewils kurz und bündig: »Renvoyez cette canaille« („Schicken Sie diesen Schurken nach Hause"). Nolken widersetzte sich, berief sich auf Befehle seines Hofes und wollte durchaus in Berlin bleiben, so daß man gezwungen war, ihn durch Soldaten über die preußische Grenze bringen zu lassen. Alles dies geschah in demselben Monate, da der Vertrag bei Kloster-Zeven geschlossen war, so daß Friedrich zu der Zeit, da er seine deutschen Verbündeten verlor, an den Schweden, mit denen sich seine gekrönten Vorfahren so oft gemessen hatten, einen neuen Feind erhielt.

In Schweden hatten während der sogenannten Freiheitszeit 1720 bis 1771 die herrschenden Adelsparteien alles getan, das Heerwesen verfallen zu lassen. Die Armee war so, wie sie 1757 in Deutschland anlangte, geradezu ein Hohn auf die Kriegskunst. Das Rekrutierungssystem glich in mancher Hinsicht dem brandenburgisch-preußischen, teils bestand die Armee aus Landeskindern, teils aus Ausländern, meist Pommern und Finnländern. Diese geworbenen Mannschaften neigten, wie allenthalben, sehr zur Fahnenflucht. Die Bewaffnung war gänzlich veraltet und ungenügend, z. B. hatte die Infanterie

noch Pulverhörner und mußte vor Abgabe eines jeden Schusses die Pfanne mit Pulver beschütten. An Kavallerie war 1757 nur schwere vorhanden, die zum Aufklärungs- und Erkundungsdienste völlig unbrauchbar war. Die Artillerie war ungemein schwerfällig in ihren Bewegungen. Das Verpflegungswesen lag sehr im Argen, erst 1761 ward ein geordnetes Mehlfuhrwesen eingeführt. Dasselbe ist vom Sanitätswesen zu sagen. Pontons waren gar keine vorhanden. Die 1758 eingeführten Brückenwagen brachen bei den ersten Märschen zusammen, erst von 1759 an standen 20 brauchbare Pontons zur Verfügung. Auch sonst trat während des Krieges allmählich Besserung ein. So wurden leichte Truppen errichtet, die teilweise ganz gute Dienste taten. Beim Offizierkorps bestand die Eigentümlichkeit, daß viele adelige Offiziere gleichzeitig eine Stellung im Reichsrate bekleideten und daß diese der in der Armee vorging. Beim Zusammentreten des Reichstages 1760 forderten 126 Offiziere und 10 Unteroffiziere der Armee in Pommern Urlaub zur Heimreise. Dazu kam, daß zwei Generale, Buddenbrock und Graf Lewenhaupt, die im letzten finnischen Kriege begangenen Fehler auf dem Schaffot gebüßt hatten und daß die herrschende Adelspartei auch jetzt in dieser Beziehung keinen Scherz verstand, das Oberkommando also eine nicht sehr begehrte Stellung war. Somit kann es kaum Wunder nehmen, wenn ein Heer, das mehr als einmal das Schicksal Deutschlands mit dem Schwert entschieden und eine maßgebende Rolle in Europa gespielt hatte, nach fünf Feldzügen ziemlich ruhmlos nach seiner Heimat zurückkehrte.

Einem Zusammenwirken mit den französischen,

russischen oder österreichischen Armeen standen somit mancherlei Hindernisse im Wege, so daß dies auch nicht ein einziges Mal ernsthaft versucht wurde. Das schwedische Kriegstheater war daher auf einen kleinen Winkel von Norddeutschland beschränkt. Die schwedischen Truppen tummelten sich in Pommern und einem Teile der Mark herum, ohne irgend etwas Großes zu unternehmen, und hierbei blieb es den ganzen Krieg hindurch, worin sie eigentlich nur eine Scheinrolle spielten. Indes richteten sie dennoch großen Schaden an. Eine ihrer ersten Unternehmungen war ein Einfall in die Uckermark, einer armen Provinz, die ihnen innerhalb sechs Wochen an Kontribution über 200 000 Reichstaler zahlen mußte. Dies war doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog.

Mitte September überrumpelte eine schwedische Abteilung die Anklamer Fährschanze, dann gingen Truppen an vier Punkten gleichzeitig über die Peene und drangen in Swinemünde, Anklam und Demmin ein, deren kleine Besatzungen sie gefangen nahmen. Die Peenemünder Schanze, das stärkste Bollwerk, das die Preußen hatten, leistete elf Tage lang gegen 1100 Mann und mehr als 40 Geschütze heldenmütigen Widerstand und ergab sich erst, als ihre sämtlichen Kanonen unbrauchbar geworden waren. Dann drangen etwa 3000 Mann bis zur Uckerlinie vor und besetzten Pasewalk und Prenzlau. Der Gouverneur von Pommern, General Manteuffel, hatte die ziemlich verfallenen Festungswerke Stettins wieder herstellen lassen, konnte aber die Einnahme der wichtigen Oderinsel Wollin nicht verhindern. Am 10. November wurde der Sieg von Roßbach im Schwedenlager an der Ucker bekannt. Zugleich hatte man

dort auch den Anmarsch Lehwaldts erfahren, die Schweden beschlossen daher den Rückzug. Lehwaldt, der Ende September bei Stettin eintraf, trieb sie unter das Geschütz von Stralsund und bald darauf nach der Insel Rügen zurück. Ein großer Frost, der die dahin führenden Meeresarme mit Eis belegte, forderte zu einem Übergange nach Rügen auf, allein der achtzigjährige Lehwaldt wollte nichts von einem derartig kühnen Versuche hören, sondern begnügte sich mit den erlangten Vorteilen.

Der Herzog von Richelieu verwüstete indessen mit den französischen Truppen Hannover und Hessen. Seine Ausschreibungen hatten weder Maß noch Ziel und geschahen bloß nach Willkür, ohne Berücksichtigung der Ertragsfähigkeit der Landstriche. Hessen sollte allein 100000 Säcke Weizen und 50000 Säcke Roggen liefern. Dieses Verfahren zog dem Feldherrn Vorwürfe aus Versailles zu, die selbst sein Freund, der Staatsminister du Verney, ihm nicht vorenthielt. Überhaupt war man am französischen Hofe mit seinen langsamen Operationen sehr unzufrieden, da man von dem Verteidiger von Genua und dem Eroberer von Minorka schnelle Siege erwartete. Richelieu entschuldigte sich mit den leeren Magazinen und schrieb am 23. August: „Wir haben Backöfen in Menge, aber das zum Backen nötige Mehl fehlt." Dabei äußerte er immer seine Besorgnisse, daß der König von Preußen sich auch gegen die Franzosen wenden würde. Der Briefwechsel zwischen dem Feldherrn und dem Minister zeigt, daß man diesen Gedanken in Anbetracht der so sehr geschwächten Armee Friedrichs und der zahlreichen österreichischen Heere in Versailles als lächerlich ansah, ja, man hatte bei Hofe schon den Monat Mai des

folgenden Jahres zur Belagerung von Magdeburg fest bestimmt.

Friedrich konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, die Franzosen als seine Feinde zu betrachten. Er unternahm daher noch einen Versöhnungsversuch mit dieser Nation und schrieb deshalb unter dem 6. September an Richelieu folgenden Brief:

„Ich sehe wohl ein, Herr Herzog, daß Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen an ihren jetzigen Posten gestellt sind. Indessen bin ich fest überzeugt, daß der Neffe des großen Kardinals Richelieu so gut befähigt ist, Verträge zu unterzeichnen, als Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich an Sie aus Hochachtung, die Sie selbst denen einflößen, die Sie nicht persönlich kennen. Es ist nur von einer Kleinigkeit die Rede, mein Herr! nämlich Frieden zu machen, wenn man dazu geneigt ist. Ihre Instruktionen sind mir zwar nicht bekannt; da es aber sein kann, daß der König, Ihr Herr, von der Schnelligkeit Ihrer Fortschritte zum voraus versichert, Ihnen auch Vollmacht gegeben haben könnte, an der Ruhe Deutschlands zu arbeiten, so sende ich Ihnen hier den Herrn von Eichstett[1], dem Sie sich völlig anvertrauen können. Obgleich die Vorfälle dieses Jahres mir keine Hoffnung machen sollten, daß Ihr Hof noch irgendeine günstige Gesinnung für mein Interesse haben könnte, so kann ich mich doch nicht überreden, daß eine sechzehn Jahre gedauerte freundschaftliche Verbindung nicht einige Spuren in den Gemütern zurückgelassen haben sollte. Vielleicht urteile ich

[1] Preußischer Kammergerichtsrat, Spezialgesandter an verschiedenen deutschen Fürstenhöfen. v. D.

von anderen nach meiner Empfindung. Dem sei aber wie ihm wolle, so wünsche ich mein Interesse lieber dem Könige, Ihrem Herrn, als irgendeinem anderen anzuvertrauen. Haben Sie, mein Herr, keine Instruktion zur Unterhandlung, so bitte ich solche von Ihrem Hofe zu verlangen und mir deren Umfang anzuzeigen. Der Mann, dem die Genuesen für ihre Befreiung ein Standbild setzten, der ungeachtet der ungeheuren Hindernisse die Insel Minorka erobert hat, der jetzt auf dem Punkte ist, Niedersachsen zu unterjochen, für den kann nichts glorreicher sein, als an dem Frieden von Europa zu arbeiten. Gewiß wird dieser der schönste Ihrer Lorbeern sein. Arbeiten Sie daran, mein Herr, mit der Lebhaftigkeit, die Ihre so raschen Fortschritte bezeichnet hat, und seien Sie versichert, daß niemand Ihnen dafür mehr verbunden sein wird, als Ihr getreuer Freund

Friedrich."

Richelieu beantwortete diesen Brief durch ähnliche Komplimente, und da er keine Vollmacht zu unterhandeln hatte, so schickte er sogleich einen Kurier nach Versailles, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Man war jedoch dort weit entfernt, an Unterhandlungen zu denken. Annähernd gleichzeitig hatte Friedrich auch noch andere Versuche gemacht, zu einer Aussöhnung mit dem Hofe von Versailles zu gelangen. Er hatte die Vermittlung des Grafen Wied und seiner Schwester Wilhelmine benutzt, und zwar beides auf den von dieser Seite kommenden Rat. Ebenso hatte der leider meist doppelzüngige Voltaire es wiederholt versucht, ihn zum Frieden, mit anderen Worten zum Nachgeben unter ent-

sprechenden Opfern zu überreden[1]. Am 13. Oktober empfing Richelieu den Kammergerichtsrat Eichstett zum zweitenmale, um ihm die aus Versailles erhaltene Antwort vorzulesen. König Ludwig erklärte darin, daß er sich als Bürge des westfälischen Friedens mit Schweden und Österreich verbündet habe und ohne die Einwilligung dieser Verbündeten nichts unternehmen könne. Richelieu fügte hinzu, Frankreich werde nun bestimmte Vorschläge erwarten, Österreich aber unter gegenwärtigen Umständen nur gegen Abtretung Schlesiens zum Frieden geneigt sein. Damit war die Angelegenheit selbstverständlich für Friedrich erledigt.

Der König, der jetzt alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleiche aufgab, beschloß durch seine Taten sich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er suchte die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der Tat verzweifelt. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapferen Krieger. Die riesenhafte Macht der Gegner wuchs beständig und trotzte den Niederlagen. Sie glich dem Haupte der Hydra. Hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm zwei entgegen. So gerecht aber auch seine Besorgnis war, der Menge zu unterliegen, so war er fest entschlossen, bis zum Äußersten Widerstand zu leisten und wenigstens mit Ehren unterzugehen. Die verbündeten Franzosen

[1] Die in Versen verfaßte Antwort Friedrichs an Voltaire hatte gelautet:

„Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben!" v. D.

und Reichsvölker, die er jetzt endlich, nachdem sie ihre Vereinigung Mitte September im Lager bei Eisenach vollzogen hatten, sich gegenübersah, waren 50000 Mann stark.

Friedrich war am 15. in Begleitung einer größeren Reiterschar nach Gotha geritten, um das Herzogspaar zu besuchen, hatte auf dem Schlosse gespeist und war dann, für seine Person von einem Regiment Dragonern geleitet, in sein Hauptquartier östlich Erfurt zurückgekehrt, während Seydlitz mit den übrigen Dragonern und Husaren in und östlich Gotha stehen blieb. Im Lager bei Eisenach hatten sich über die Anwesenheit des Königs in Gotha und die Stärke der ihn begleitenden Truppen die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet, und der Führer der Reichsarmee, Herzog von Hildburghausen, beantragte für den 18. eine gewaltsame Erkundung, um die Stärke des in Gotha befindlichen Feindes festzustellen. Soubise stimmte bei, und es wurden von beiden Heeren die auserlesensten Truppen, im ganzen 10000 Mann, für das Unternehmen ausgewählt. Seydlitz räumte die Stadt sofort, als er ein so zahlreiches Aufgebot dagegen anrücken sah, und die ihn verfolgenden Husaren Loudons[1] machten am Rande der Gärten östlich Gotha halt, um Vorposten auszustellen. Die gesamte Generalität der Verbündeten begab sich sogleich aufs Schloß zum Frühstück. Aber Seydlitz war nicht gesonnen, Gotha den Feinden ohne weiteres zu überlassen. In einem etwa eine halbe Meile östlich der Stadt gelegenen Dorfe stieß das Dragonerregiment, das Friedrich zwei Tage

[1] Der österreichische Generalmajor Loudon war Anfang September mit 3—4000 Kroaten und Husaren zur Reichsarmee gestoßen. v. D.

vorher in sein Hauptquartier geleitet hatte, wieder zu ihm; er hatte nun etwa 1900 Reiter beisammen und beschloß, mit dieser Schar dem übermütigen Feinde einen Streich zu spielen. Er stellte seine sämtlichen Schwadronen in zwei Gliedern auf, ließ einen Teil davon absitzen, so daß er von weitem für Infanterie gehalten werden konnte, und schickte einen zuverlässigen Dragoner in die Stadt, mit dem Auftrage, sich als Überläufer auszugeben und auszusagen, der König sei mit dem ganzen Heere im Anzuge.

Loudons Kroaten, die die Gärten am Ostrande der Stadt besetzt hatten, gaben eine Salve auf die anreitenden preußischen Husaren und suchten dann das Weite. Die Husaren sprengten zwei Tore, jagten durch die Stadt und machten gegen 100 Gefangene. Seydlitzens Schaustück, auf einer Höhe 3000 Schritt östlich der Stadt in drei Linien hintereinander aufgestellt, wirkte so verblüffend auf die auf dem Schlosse frühstückende Generalität, daß diese sogar Geschütze zu erblicken glaubte und Hals über Kopf den Rückzug anordnete. „Zu Roß und zu Wagen eilte alles zum Tore hinaus, Eisenach zu", berichtet ein glaubwürdiger Augenzeuge. Seydlitz besetzte Gotha nun von neuem und verließ die Stadt erst am 21. auf Befehl Friedrichs, um nach Erfurt zurückzugehen. Dem Könige meldete er am 18. noch folgendes: „Wie Ihre Durchlaucht die Herzogin mir sagen, hat der heutige Vorfall vor den Prinzen Soubise wie auch der übrigen Generalité von Euer Königlichen Majestät Husaren und Dragonern eine so gute Idee gemachet, daß sie noch mit Lobeserhebungen beschäftiget waren, als sie auf das Eiligste vom Schlosse und zum Tore hinaus mußten."

Unterdessen hausten die Franzosen in den Thüringer

Ländern, deren Fürsten meist mit ihnen verbündet waren, wie in Feindesland. Furage, Proviant, üppige Mahlzeiten für die Soldaten und Geld für die Befehlshaber erpreßten sie mit Gewalt und drohten im Weigerungsfalle Städte und Dörfer zu verheeren. Das aber geschah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter anderem hatten die in der Nähe von Freyburg a. U. liegenden Dörfer Branderode, Balgstädt, Zschleiplitz, Gröst, Zeuchfeld und andere, zwanzig an der Zahl, dies harte Schicksal. Im ersten Dorfe wurde das Schloß eines Edelmanns namens Bose auf Kasakenart verwüstet. Die kostbaren Möbel, die zu schwer waren fortzubringen, wurden zerhauen, zerschnitten, die Weinfässer zerschlagen und die Dokumente und Briefschaften aus Bosheit in Stücke zerrissen. Auch die Kirchen blieben nicht verschont. Man zertrümmerte Altäre, Kirchstühle und Kanzeln und schändete die metallenen Kelche, die für die Räuber keinen Wert hatten, durch die unflätigsten Handlungen. Bei vielen Dörfern sah man Bäume und Felder mit den Federn der zerschnittenen Betten bedeckt. Da die Franzosen nicht alles noch lebende Vieh essen oder mit sich schleppen konnten, so hieben sie diese Tiere lebendig in Stücke und ließen sie als Beute für die Raubvögel liegen. Bei Verübung dieser Greuel zeichneten sich am meisten die französischen Regimenter Piemont, Beauvoisis und die in französischen Sold genommenen Fremdenregimenter, das irische Fitz-James und das deutsche Royal-Deux-Pont, ja selbst einige Schweizer-Regimenter aus.

Hildburghausen hatte Soubise veranlaßt, in den letzten Septembertagen mit der Vorhut bis Gotha vorzugehen, und ihn dann zu einer Beratung nach

Erfurt eingeladen. Hier gelang es dem französischen Führer, den Rechtsabmarsch des vereinigten Heeres nach Langensalza durchzusetzen, um sich den von Richelieu abgesandten Verstärkungen mehr zu nähern [1]. Friedrich hatte inzwischen die Hoffnung aufgegeben, diese Gegner noch vor die Klinge zu bekommen. Nach der Entsendung des Herzogs Ferdinand und des Fürsten Moritz war er nicht imstande, den Feinden weiter nach Westen zu folgen, wollte er im Falle eines Vorgehens der Kaiserlichen nicht zu spät zur Unterstützung des Fürsten kommen. Unterdessen war Hadiks Angriff auf Berlin erfolgt, und der König war auf das falsche Gerücht, das ganze Marschallsche Korps habe im Einverständnis mit den Schweden diesen Zug unternommen, seiner Residenz zu Hilfe geeilt. Er hatte Keith mit einigen tausend Mann bei Naumburg zurückgelassen, um die Saaleübergänge zu decken. Nun waren die verbündeten Reichstruppen und Franzosen gegen Keith vorgerückt, und dieser ging auf Leipzig zurück. Friedrich stand eben im Begriffe, nach Schlesien abzumarschieren und hatte Bevern schon davon benachrichtigt, als er die Meldung Keiths vom Vormarsche der Franzosen und Reichsvölker empfing und sich nun entschloß, erst doch noch mit diesen Gegnern abzurechnen.

Am 28. Oktober waren des Königs gesamte Streitkräfte einschließlich derer unter Ferdinand und Moritz wieder bei Leipzig versammelt. Bei Weißenfels und Merseburg überschritt das Heer am 2. November unter schwachem Widerstande der Verbündeten die Saale, dann vereinigten sich diese in einer festen Stellung nördlich Freiburg a. U. Friedrich ver-

[1] Vgl. S. 86.

sammelte sein in zwei Gruppen getrenntes Heer am 3. abends eine Meile östlich dieser Stellung. Die in der Nacht zum 4. bei den Preußen eingebrachten Überläufer und Gefangenen sagten aus, der Feind sei die ganze Nacht über in Bewegung gewesen, um seine Front zu verändern, weil diese den Preußen ihre rechte Flanke dargeboten hatte. Mit Tagesanbruch unternahm Friedrich eine Erkundung, die Armee folgte, zum Angriffe bereit. Aber der König fand die Stellung zu stark, um sie mit seinen 22000 Mann angreifen zu können. Er schätzte den Gegner nach den Aussagen der Gefangenen auf 60000 Mann. Es waren jedoch von der Reichsarmee 25 Bataillone entsendet, so daß die Gesamtstärke nur rund 41000 betrug. Während Soubise bisher tausend Ausflüchte hatte, sobald die Rede vom Schlagen war, zeigte er nun plötzlich helle Kampfeslust und ging auf Hildburghausens Vorschlag, am 5. die Preußen in ihrem Lager zu umgehen und anzugreifen, eifrig ein. Wenn man ihn und seine Armee jetzt reden hörte, so waren sie voller Begierde zur Schlacht; sie hatten nur die einzige Besorgnis, daß der König ihnen entrinnen möchte. Sie kannten seine schnellen Bewegungen, seine Manöver und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten, ihn auf einem Gelände anzugreifen, wo er seine taktischen Künste voll entwickeln konnte. Schon wähnten sie, ihn mit seinen schwachen Kräften aufheben zu können. Man warf jedoch im französischen Lager die Frage auf, ob es einer großen Armee auch Ehre bringe, sich mit einer so kleinen zu schlagen? Dieser lächerliche Eigendünkel sollte bestraft werden.

So kam es am 5. November bei dem Dorfe **Roßbach**, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolf für Deutschlands Freiheit schlug und starb, zu einer der sonderbarsten Schlachten, die jemals geliefert wurden. Während ein Teil der französischen Armee dem preußischen Lager gegenüber stehen blieb, bemühten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die linke Flanke zu kommen. Friedrich verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung gestellt werden konnten; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Erst nach zwei Uhr mittags brachen die Preußen ihre Zelte ab und setzten sich in Marsch, wobei General Seydlitz mit der Kavallerie vorherzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes und des panischen Schreckens, die diesen Tag so denkwürdig macht.

Die Generale des verbündeten Heeres wähnten das kleine Preußenheer im vollen Rückzuge nach der Saale, und der größte Teil der an ihrer Spitze marschierenden Kavallerie glaubte, sich beeilen zu müssen, wenn er es dabei noch einholen wollte. Vorne ritten zwei kaiserliche Kürassierregimenter, hierauf folgten fünf Regimenter Reichskavallerie, dann kamen die französischen Reiter. Seydlitz war hinter einer Hügelkette, die seine Bewegungen vollständig verdeckte, marschiert. Auf dieser Hügelkette hatten fünf Eskadrons Husaren seine Manöver verschleiert, und der

Gegner war so siegesgewiß, daß er gar keinen Versuch gemacht hatte, diesen Schleier zu durchbrechen. Als Seydlitz sich überzeugt hat, daß er sich in der Flanke der feindlichen Kavallerie befindet, bricht er gleich einem Gewittersturme auf den ebenso siegesgewissen als ahnungslosen Feind los. Die österreichischen Kürassiere und die vordersten zwei Reichsregimenter kommen noch zu notdürftigem Aufmarsche; alles andere gerät in das bunteste Durcheinander, und wenige Minuten genügen, den Gegner vollständig zu werfen. Vergebens führt Soubise die am Ende der Marschkolonne befindliche Kavallerie persönlich heran; kaum zeigt sie sich, ist sie ebenfalls aus dem Felde geschlagen. Unterdessen rückte die vorher so ruhig gebliebene preußische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an und empfing die französische mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein regelrechtes Musketenfeuer wie bei den in Friedenszeiten abgehaltenen Musterungen.

Die französische Infanterie sah sich nun von ihrer Kavallerie verlassen und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in der rechten Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Gewirre stürzten einige preußische Kavallerieregimenter uud wüteten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hierzu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtenteils in der Mark Brandenburg zuhause waren, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen. Der Gedanke an einen

solchen Besuch empörte sie, da sie den von diesen Gegnern in Thüringen angerichteten Schaden sahen. Als daher in der Schlacht die vor der Kavallerie fliehenden Franzosen Quartier! (Gnade!) riefen hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte und deuteten es auf die erwähnten Winterquartiere in ihrem Vaterlande. Sie schrieen daher bei ihren Schwertstreichen: „Ja, wir wollen euch Quartier geben!" Viele verloren durch dieses Mißverständnis ihr Leben, bis andere, mit der deutschen Sprache bekannt und durch die Erwiderung belehrt, endlich das Wort Pardon brauchten, das dann auch seine Wirkung tat.

Es war sechs Uhr Abends und schon ganz dunkel. Diese wohltätige Finsternis rettete den Rest der sonst dem Untergang geweihten großen Menschenschar. Vergebens ließ Soubise die durch das Reglement vorgeschriebenen Folardschen Kolonnen bilden; sie wurden mit leichter Mühe auseinander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine wilde Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichssoldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizerregimenter und zwei des Reichsheeres fochten noch eine Zeitlang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die als so furchtbar gepriesene französische Artillerie war an diesem Tage kaum zur Verwendung gekommen, trotzdem sich ihr Chef, der berühmte Graf Aumale, und der ebenfalls berühmte Oberst Briot persönlich bei dieser Armee befanden. Sie hatten hundert Offiziere und mehr als tausend Artilleristen bei sich, womit sie Wunder zu tun versprachen. Der Sieg war gar zu schnell entschieden, sie kamen kaum dazu aufzufahren, als sie die Mehrzahl ihrer Kanonen,

60 an der Zahl, auf dem Schlachtfelde stehen ließen. Die Franzosen schoben alle Schuld der Niederlage auf die Reichstruppen, von denen jedoch nur der kleinste Teil die Schlacht mitmachte.

Nur sieben Bataillone Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel kommandierte und zehn Bataillone bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen. Die Schlacht dauerte knapp drei Stunden und kostete den Franzosen etwa 6000, dem Reichsheere 3500 Mann. Einige tausend andere fielen auf der Flucht in preußische Hände. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Der panische Schrecken war unter ihnen so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern übergaben. In Reichartswerben nahmen zwei Dragoner über hundert Mann gefangen, die sich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Kavallerie warf ihre Kürasse und großen Reiterstiefel von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besät fand. Der französische Hof, der dem Marschall d'Estrées nach seinem Siege bei Hastenbeck das Kommando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bei Roßbach den Marschallstab erteilte[1]. Sein erster Bericht über die Schlacht an König Ludwig begann mit den Worten: „Ich schreibe Ew. Majestät im höchsten Grade meiner Verzweiflung: Euer Majestät Heer ist gänzlich aufgelöst; ich bin im Augenblick noch außerstande, zu

[1] Prinz Soubise erhielt nicht für diese Schlacht, sondern erst für den am 10. Oktober 1758 bei Lutterberg erkämpften Sieg die Marschallswürde, wie dies übrigens Archenholtz im fünften Buche selbst erwähnt. v. D.

melden, wieviel Offiziere tot, gefangen oder sonst verloren sind."

Schwerin starb einige Monate zu früh um diesen preußischen Triumph erleben zu können. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zum Teil auf alten Vorurteilen beruhte, war es nur ein Sieg gegen die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen krönen konnte. Zur Kennzeichnung dieser merkwürdigen Schlacht sind folgende Züge anzuführen. Der König fand auf dem Walplatz einen französischen Grenadier, der sich gegen drei preußische Reiter wie ein Rasender verteidigte und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer Anführung." Der König ging auf dem Schlachtfelde umher und tröstete die verwundeten französischen Offiziere, von denen er viele dem Namen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten." Mehr bedurfte es nicht, die Begeisterung der unglücklichen Krieger zu wecken, die, gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der sie nicht allein geschlagen, sondern auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr beträchtlich: 72 Kanonen, viele Fahnen, 21 Standarten und der größte Teil der französischen Bagage. Die Franzosen haben ihre Verluste niemals genau angegeben; sie sind einschließlich der zahlreichen Gefangenen auf mindestens 600 Offiziere (allein 11 Generale waren gefangen) und 6000 Mann anzunehmen. Die Reichsarmee verlor zusammen mit den dabei befindlichen

kaiserlichen Truppen 42 Offiziere, 3510 Mann. Der Verlust der Preußen in dieser „bataille amusante“ betrug 30 Offiziere, 518 Mann. Unter den Verwundeten waren Prinz Heinrich von Preußen und General Seydlitz. Ein so wohlfeiler und dabei so vollkommener Sieg gegen eine der kampfgeübtesten Armeen war in der neueren Geschichte ohne Beispiel.

Alle deutschen Völkerschaften, ohne Rücksicht auf Partei, Reichsbeschlüsse und eigenes Interesse, waren von diesem Siege gegen die Franzosen, den man als einen Nationaltriumph ansah, hochbefriedigt. Fast sämtliche Nationen Europas haßten die Franzosen ihres anmaßenden Auftretens wegen, aber die Deutschen hatten außer den Gründen, die andere Völker dazu vermochten, noch weit mehr Veranlassung zu diesem Nationalhasse. Die bei den Franzosen übliche laute Verachtung deutschen Namens, deutschen Verdienstes, deutschen Genies und deutscher Sprache hatten allmählich die größte Erbitterung erzeugt. Dazu kam die Betörung großer und kleiner deutscher Herrscher durch unwissende gallische Schwätzer, die sich als Ratgeber in die Kabinette der Fürsten drängten und dadurch nur zu oft zur Geißel des Staates wurden. Alles dies hatte seit einigen Generationen den fruchtbaren Samen des Hasses ausgestreut, der selbst bei den edelmütigsten Menschen tiefe Wurzeln fassen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als deutsche Staatsdiener jeden Ranges zurückgesetzt zu sehen, um französischen, der Landessprache unkundigen Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten und dann die Deutschen verspottend nach Hause zogen. Traten verdienstvolle deutsche Gelehrte und Künstler mit den Erzeugnissen ihres Fleißes auf,

so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Danke, wenn es hoch kam, mit einem Orden, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, wogegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm und mit ansehnlichen Geldsummen anerkannte; französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hierin verschwenderisch. Die niedrigen Volksklassen kannten die Verdienste dieser großen Nation nicht und fühlten sich von dieser Bevorzugung angeekelt. Bei den aufgeklärten und unterrichteten Deutschen aller Stände hingegen fand man nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Kultur dieses großen Volkes; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich gerade diese der Hauptgegenstand des Spottes französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben und erstickte oft alle anderen Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. Ein preußischer Reiter, im Begriff einen französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen österreichischen Kürassier hinter sich mit dem Schwert über seinem Kopfe. „Bruder Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Franzosen.“ „Nimm ihn“, antwortete der Österreicher und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht. Überdies hatten alle zivilisierten Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei

ihren Feinden, das Unglück im Kriege, für das weder vortreffliche Heerführer noch tapfere Krieger verantwortlich sind, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine lustige Farce betrachtet. Die Franzosen selbst waren aber hierbei nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung überwunden war. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben. Trotzdem wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigramme und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Ja, dieser Sieg steigerte die ohnehin in Frankreich vorhandenen Sympathien für König Friedrich. Der Abbé Bernis schreibt kurze Zeit nach der Schlacht, ganz Frankreich und sogar die Armee sei „preußisch gesinnt". Jedoch andere Vorfälle in dieser sensationslüsternen Hauptstadt verschafften dem gedemütigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meer bis zu den Alpen, ohne Ansehen des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs für dieses Volk zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit auffallend trotz allen Siegesjubels. Den zahlreichen gefangenen französischen Offizieren wurde Berlin zum Aufenthalte angewiesen, wobei man ihnen gestattete, bei Hofe zu erscheinen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen gelernt; die meisten befanden sich daher auf dem königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen fremden Region. Hierzu kam

die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre tat, de faire une espèce de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die französischen Offiziere Roßbach und ihre Gefangenschaft vergaßen und sich so ungebührlich in der Residenz betrugen, daß man genötigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Hierher gehört folgender Zug: Eine preußische Hofdame, die sich in den Gemächern der Königin mit einem französischen Obersten unterhielt, fragte ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzosen war: „Ich betrachte es wie ein großes Dorf." Die durch diese so unerwartete Grobheit beleidigte Dame hatte Schlagfertigkeit genug, um folgende schöne Antwort zu geben: „Sie haben wohl recht, mein Herr, seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel Ähnlichkeit, sonst aber ist es eine recht gute Stadt."

Andere französische Offiziere von feinen Sitten litten bei dieser Aufführung ihrer Landsleute, doch konnte ihr vornehmes Betragen den widrigen Eindruck nicht auslöschen. Sie wurden auch überall zuvorkommend behandelt. Friedrich selbst ging natürlich mit bestem Beispiele voran. Als er auf einem Durchmarsche durch Leipzig den schwer verwundeten General Cüstine besuchte, gab er ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen, daß der halbtote Cüstine sich im Bett emporrichtend ausrief: „Ach, Sire! Sie sind größer als Alexander; er quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen Öl in ihre Wunden[1]."

[1] Übrigens kam Friedrich bereits zu dieser Zeit zu der Erkenntnis, daß, so lange sich eine Pompadour in Frankreich am Ruder befinde, für ihn geringe Hoffnung sei, an diesem Hofe

Der König hat diesen Sieg in bezug auf seine Tragweite niemals überschätzt. Am 12. November schrieb er an Finckenstein: „Das ist zum wenigsten wieder ein Anfang des Glückes, aber ich bedarf dessen noch viel", und wenige Tage darauf an die Markgräfin von Bayreuth: „Was mich betrifft, so werde ich fortfahren, den umherirrenden Ritter nach einer anderen Seite zu spielen."

Die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach trug nicht wenig bei, den Gram der Königin von Polen, in deren Seele die stärksten Leidenschaften wüteten, aufs höchste zu bringen. Er brach ihr kummervolles Herz, und wenige Tage nachher fand man sie tot im Bette. Schon lange war sie kränklich gewesen, allein nicht so, daß man ein nahes Ende befürchtete. Sie hatte den Abend zuvor ihre Hofleute voll des tiefsten Grams entlassen, und da diese am nächsten Morgen sich wieder einstellten, fanden sie sie tot. Friedrich verlor an ihr eine unversöhnliche Feindin, die, durch falsche Religionsbegriffe verleitet, nicht wenig an dem großen Kriege schuld war, der ihre Untertanen so

---

freundschaftliche Gesinnungen zu erreichen. Wenn er dagegen auf geistigem Gebiete nach wie vor dieser Nation den ersten Platz einräumte, so erklärt dies die eigentümliche Art seiner Erziehung sowie der herrschende Zeitgeist mühelos. Nachdem sein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Richelieu vollständig gescheitert war (vergl. S. 108), schrieb er am 17. Oktober seiner Schwester Wilhelmine: „Was die Franzosen betrifft, so werden sie meinen Namen nicht mehr nennen hören, und ich gedenke in einer solchen Weise mit ihnen zu reden, daß sie vielleicht zu spät ihre Unverschämtheit und ihren Stolz bereuen werden." Friedrich konnte nach der augenblicklichen Lage noch gar nicht voraussehen, daß die Erfüllung dieser Worte bereits so bald bevorstand, aber sie klingen prophetisch. In späteren Jahren gewöhnte er sich, den Siebenjährigen Krieg zuweilen scherzweise „den Krieg gegen die drei Unterröcke" zu nennen. v. D.

unglücklich machte, und die alles gern ihrem Fanatismus aufgeopfert hätte.

Von den geschlagenen französischen und Reichstruppen, von denen die Thüringer Bauern noch eine Menge Gefangene einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angrenzenden Provinzen zu sehen. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabei so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rheine halt machten. Sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Österreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit achtzehn Bataillonen und neunundzwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die französische Armee unter dem Marschall Richelieu an den Grenzen seiner Staaten zurück. Allein er durfte hoffen, daß den französischen Operationen bald durch ein Heer Einhalt getan werde, das sich auf eine unerwartete Art wieder bildete.

Bereits am 30. August hatte Friedrich an Georg II. geschrieben: „Vergessen Euer Majestät, daß ich die Herzogtümer Cleve und Mark, die Fürstentümer Minden und Ostfriesland und die Grafschaft Ravensberg verloren habe und daß dies lediglich eine Folge der zwischen uns abgeschlossenen Verträge ist?" Zugleich erinnerte er daran, daß er stets erklärt habe, das verbündete Heer im Westen nicht nachdrücklich unterstützen zu können, wenn ihn nicht eine britische Flotte in der Ostsee gegen einen Einfall der Russen schütze und schließt mit den Worten: „Ich werde mich niemals davon überzeugen, daß es recht getan sei, einen Verbündeten darum zu verlassen, weil er unglücklich ist." Wenige Wochen zuvor war es der in England augenblicklich herrschenden Partei der

Wighs gelungen, ein neues Ministerium unter Pitts bewährter Leitung zu errichten, dessen hervorragender Geist und hinreißende Beredsamkeit im Parlament alles durchzusetzen vermochte. Er stand auf dem Standpunkte, daß der Vertrag von Zeven nicht allein ein Verrat an Englands vornehmstem Verbündeten, sondern auch eine höchst unkluge Handlung in dessen eigenstem Interesse sei, und es gelang ihm, sowohl den König als das Parlament zu überzeugen, daß, wie er sich ausdrückte, Amerika in Deutschland erobert werden müsse, mit anderen Worten, wenn Frankreich so unklug sei, sich für Österreich aufzuopfern, indem es seine Hauptkräfte auf dem deutschen Kriegsschauplatze verwende, man aus seiner Schwäche jenseits der Meere Nutzen ziehen müsse. Dann sei es aber auch Englands Pflicht, Preußen nachdrücklich zu unterstützen. Pitt hatte zwar zuerst erklärt, die Engländer müßten den Krieg als Kaufleute führen, von einer anderen Unterstützung als Geld könne keine Rede sein. Es ist daher wohl in erster Linie der aufrichtigen Verehrung des britischen Botschafters am preußischen Hofe, Mitchell, der in einem nahezu freundschaftlichen Verhältnisse zu Friedrich stand und sein steter Begleiter im Felde war, zu verdanken, daß England nun doch neben den Subsidien von 1758 an noch eine namhafte Verstärkung der verbündeten Armee auf König Georgs Kosten und später auch durch britische Nationaltruppen gewährte. Nur auf die Entsendung einer britischen Flotte in die Ostsee ist Pitt niemals eingegangen.

Die Franzosen gaben König Georg II. selbst die beste Gelegenheit, diesen berüchtigten Vertrag wieder zu kündigen, da er ohnehin weder von ihm, noch vom Könige von Frankreich bisher anerkannt worden war.

England erklärte nun, da der Vertrag ohne Wissen und ohne alle Teilnahme des englischen Kabinetts geschlossen worden sei, so könne er nicht als ein Akt der Krone angesehen werden. Man hatte sich nach diesem Vergleiche in Hannover mit einer Art Neutralität geschmeichelt, allein man fand sich sehr betrogen. Das Land wurde ganz wie eine eroberte Provinz behandelt und auch so in den französischen Verordnungen betitelt. Abgesehen von Richelieus Brandschatzungen und Lieferungen aller Art für seine Truppen und für sich selbst, schickte man sogar einen Generalpächter aus Paris, um das ganze Kurfürstentum Hannover nach französischer Art in Pacht zu nehmen und methodisch auszuplündern. Dieser Pächter namens Gautier war zugleich zum Pachtmeister der anderen deutschen Länder bestimmt, die man noch erobern würde. Alle diese Vorfälle trieben die Hannoveraner fast zu Verzweiflung. Georg liebte sein Kurfürstentum mehr wie seine Königreiche; die Großmut des britischen Parlaments kam ihm zu Hilfe, und nun wurden nachdrückliche Entschlüsse gefaßt.

Die bisher zerstreuten hannöverischen Truppen wurden nun zusammengezogen und der eine Zeitlang unschlüssig gewesene Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine Armee zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben. Er wollte anfangs dem Abkommen von Kloster Zeven getreu bleiben und rief seine Truppen zurück. Auch war ihre Marschroute schon angeordnet, allein Richelieus Forderung veränderte seinen Entschluß. Dieser wollte nämlich seine Truppen durchaus entwaffnet wissen und weigerte sich, ohne diese Bedingung ihnen den Abzug zu gestatten. Vergebens

berief sich der Landgraf darauf, daß seine Soldaten frei, bewaffnet und mit allem versehen, nicht als Kriegsgefangene zu betrachten wären, denen man ihre Waffen nach Willkür nehmen könnte. Der Herzog von Cumberland schrieb deshalb auch an den französischen Feldherrn, und der dänische Gesandte, Graf Lynar, begab sich selbst ins französische Hauptquartier. Er schlug vor, daß zur Beruhigung des französischen Hofes die hessischen Truppen nach Holstein, als einem neutralen Lande, verlegt werden sollten. Der Landgraf war damit zufrieden, und Richelieu schrieb deshalb nach Versailles; allein die französischen Minister schlugen diese Auskunft rund ab und bestanden auf der Entwaffnung.

Der englische Hof machte diesem Streite durch die Erklärung ein Ende, daß er sich von dem ferneren Unterhalte der hessischen Truppen gänzlich lossagte, wenn der Landgraf sie nicht der Verfügung des Königs von Großbritannien sofort überlassen wollte. Die Franzosen hoben endlich alle noch übrigen Bedenklichkeiten, da sie die Weigerung, die hessischen Truppen zu entwaffnen, einen Bruch des Vertrages nannten; sie schrieben daher Kriegssteuern in Hessen aus, und ließen eine Besitzstandsaufnahme des Landgrafen anfertigen. Der Herzog von Ayen erklärte als kommandierender französischer General ausdrücklich, daß man sich an keine Verträge weiter binden würde, und daß nichts als das Recht des Stärkeren allein gelten sollte. Dieses Recht hatten die Franzosen hier längst ausgeübt, und dennoch trieb der in Marburg kommandierende General, Graf Vauban, seinen Spott so weit, daß er in einer Erklärung unter dem 22. August sich der Worte bediente: „Die Hessen haben alle Ursache, mit der Art, wie man mit

dem Lande zu verfahren gütig genug ist, zufrieden zu sein." Die demütigsten Vorstellungen von seiten der Regierung erbitterten diesen General so sehr, daß er erklärte, er müsse die Minister in Kassel als Empörer gegen seinen König betrachten; ja er nannte sie in seinen gedruckten Erklärungen höchst strafwürdig, weil sie am heiligen Ludwigsfeste ihm keine Abgeordneten zum Glückwunsche geschickt hatten.

Der Landgraf zögerte nun nicht lange und überließ seine 12000 Hessen Georg zur Verfügung. Er stellte sich dadurch ganz der Wut der Franzosen bloß. Es wurde ein Kurier aus dem französischen Hauptquartier mit den fürchterlichsten Drohungen an ihn abgeschickt, die man erfüllen wollte, wenn die Zurückziehung nicht sogleich erfolgte. Es hieß, „das Residenzschloß in Kassel sollte in die Luft gesprengt, die Stadt in Brand gesteckt und das ganze Land mit Feuer und Schwert so verwüstet werden, daß es jahrhundertelang eine Einöde darstellen würde". Der Landgraf verachtete diese Drohungen und entfernte sich, und nun begannen die entsetzlichen Erpressungen. Es war dabei äußerst befremdend, daß auch ein österreichischer Kommissarius, namens Christiani, in Kassel eintraf, um die Kriegssteuern mit dem französischen Kommissariat zu teilen. Es wurden sogar Befehle gegeben, daß jedermann innerhalb vierundzwanzig Stunden alles gemünzte Gold und Silber ausliefern sollte, das er besitze. Man räumte die Zeughäuser aus, und die darin befindlichen Fahnen, Pauken und andere Siegeszeichen, die die braven Hessen in ihren mannigfachen Kriegen unter so vielen Himmelsstrichen erbeutet hatten, wurden verbrannt.

Indessen formierte sich die verbündete Armee. Zu

den Hannoveranern und Hessen waren nun auch braunschweigische Truppen gekommen. Da die Reiterei mit dem Fußvolke in keinem rechten Verhältnis stand, so stießen noch einige Regimenter preußischer Kavallerie dazu. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er bestimmte auf die Bitte König Georgs einen Anführer, der ein Heer aufwog. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von den außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Geistesgröße und Edelmut des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen. Er langte gegen Ende des November in Stade an. Hier fand er alles in großer Verwirrung. Die Armee hatte viele Kranke und litt Mangel an den meisten Kriegsbedürfnissen, die Soldaten waren entmutigt, die Hessen zerstreut, die Braunschweiger nach dem Willen ihres Herzogs auf dem Punkte, sich zu entfernen und in französischen Sold zu treten. Die Teilnahme des braunschweigischen Kontingents am Kriege war daher immer noch zweifelhaft; denn die bestimmtesten Befehle zu seinem Abmarsche waren bereits gegeben, allein die Soldaten hatten nicht große Lust zu gehorchen. Am wenigsten war der Erbprinz hierzu geneigt, denn ihm galt ein Kämpfen für Frankreich dasselbe wie ein Abberufenwerden von der Bahn der Ehre. Er setzte dies seinem aufs höchste erbitterten Vater auseinander, der durchaus seine Truppen und seinen Sohn verlangte. Seine Generale, Imhof und Behr, die des Herzogs Ungnade fürchteten und daher ernstlich an die Zurückführung der braunschweigischen Truppen dachten, wurden verhaftet und der Marsch unterblieb.

Diese Auferstehung einer fast vernichteten Armee war den Franzosen höchst unerwartet. Die bisher

genossene Ruhe hörte auf einmal auf. Vergebens drohte Richelieu, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln und selbst die königlichen Paläste zu verheeren, wenn man den geringsten feindseligen Schritt unternehmem würde. Ferdinand antwortete sehr lakonisch, daß er die Folgen erwarten und an der Spitze seiner Armee ihm nähere Erläuterung geben würde. Er begann auch sogleich mit den Operationen, indem er einige französische Korps zurücktrieb, Lüneburg besetzen und Harburg nach einer tapferen Gegenwehr erobern ließ. Richelieu wütete und befahl, die Stadt Zelle zu plündern und die Vorstädte in Brand zu stecken. Die Strenge der Jahreszeit nötigte endlich beide Teile, die Winterquartiere zu beziehen.

Friedrich war indessen nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 41 000 Mann zu decken beauftragt war, war nicht imstande gewesen, der ganzen Macht Österreichs zu widerstehen, die sich zur Eroberung dieses Landes vereinigt hatte. Ein preußisches Korps, womit der General Winterfeldt die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen hielt, das bei Moys unweit Görlitz in der Nähe der Bevernschen Armee postiert war, hatte im September nach einem sehr hitzigen Gefechte mit dem weit überlegenen Korps des Generals Nádasdy seinen Posten verlassen und sich zurückgezogen. Die Veranlassung zu diesem Gefechte war die Ankunft des Grafen Kaunitz bei der österreichischen Hauptarmee im Lager bei Jauernigk, um mit den Feldherren, Prinz Karl von Lothringen und Daun, die ferneren Operationspläne zu beraten. Der General Nádasdy traf den günstigsten Augenblick, da Winterfeldt sich in das eine halbe Meile entfernte Bevernsche

Lager begeben hatte, und griff dessen Korps mit sehr überlegener Macht an. Winterfeldt eilte seinen Truppen zu Hilfe, die sich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich den Posten verlassen und verloren über 1800, die Kaiserlichen mehr als 1500 Mann. Was diesen Unfall erhöhte, war die tödliche Verwundung des edlen Heerführers, der Friedrichs größter Liebling und ein Mann von seltenen Talenten war. Noch beim letzten Abschiede sprang der König vom Pferde, umarmte den General und sagte: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir.“ Winterfeldt besaß ein edles Herz, womit er allen Neidern trotzte, die ihm eine so ausgezeichnete königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer und die ganze preußische Monarchie, alles trauerte um ihn und betrachtete seinen Tod als einen Nationalverlust. Bevern, der in Winterfeldt seinen Berater verloren hatte, vernachlässigte zum Teil die Wahl der zweckmäßigsten Lager zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee durch verschiedene Entsendungen und zog sich beständig zurück, mehr als einmal in Gefahr, vom Feinde mit großem Vorteile angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Österreicher folgten den Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch die Lausitz und Schlesien bis an die Tore von Breslau, wo Bevern westlich der Stadt sein Lager bezog, und die Österreicher ihm gegenüber das ihrige aufschlugen.

Der General Nádasdy, zu dem jetzt die bayrischen und württembergischen Hilfstruppen[1] gestoßen waren,

[1] Vgl. S. 89.

wurde inzwischen mit der Belagerung von Schweidnitz beauftragt, weil die Kaiserlichen ohne den Besitz einer Festung an keine Winterquartiere in Schlesien denken konnten. Nádasdy nahm diesen Platz, den Bevern sich nicht zu entsetzen getraute, nach einer neunzehntägigen Belagerung, vermittelst eines auf drei Forts gleichzeitig gerichteten Sturmes, ein, wobei zwei Außenwerke erobert wurden, und nun schritt der Kommandant, General Sers, gleich zur Kapitulation. Die Besatzung von über 6000 Mann und vier Generale wurden kriegsgefangen; dabei fiel eine große Menge Geschütze und Kriegsgeräte nebst einer Kasse von 333 600 Gulden an barem Gelde den Kaiserlichen in die Hände. Die Eroberung dieser Festung, die nun mit 3000 Mann besetzt wurde, erleichterte die Verbindung der Österreicher mit Böhmen, und nun stieß Nádasdy zu dem großen Heere bei **Breslau.**

Es schien den österreichischen Feldherren ratsam, die Preußen vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht fand am 22. November statt. Die Österreicher beschossen das verschanzte preußische Lager wie eine Festung mit schwerer Artillerie, die sie in Schweidnitz erbeutet hatten, und griffen es an fünf Orten zugleich an. Es wurde auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog, der seit Winterfeldts Tode große Unentschlossenheit gezeigt und zahlreiche Fehler begangen hatte, bewies, wie schon früher bei ähnlichen Anlässen[1], während der Schlacht große

[1] Vgl. S. 48.

Kaltblütigkeit, Ruhe und Umsicht. Er ritt, nachdem das Gefecht mit völligem Einbruche der Dunkelheit überall schwieg, zu dem auf dem linken Flügel selbständig kommandierenden General Zieten, um das Nähere wegen eines allgemeinen nächtlichen Angriffes zu verabreden. Ein solcher hatte viel Aussicht auf Erfolg, denn die Kaiserlichen waren im Verlaufe der Schlacht ziemlich durcheinander gekommen und vom anstrengenden Kampfe ermüdet. Bei seiner Rückkehr von Zieten erhielt der Herzog zu seiner nicht geringen Überraschung aus den Stellungen, die bei seinem Wegreiten die Preußen noch innegehabt hatten, Feuer von österreichischen Grenadierabteilungen. Es war hinterher nicht zu ermitteln, wer den Befehl zum Rückzuge gegeben hatte, aber Bevern traf die Mehrzahl der Truppen auf dem Marsche durch Breslau. Unter diesen Umständen blieb keine andere Wahl, als den Rückzug in ein Lager auf dem rechten Oderufer fortzusetzen. Zieten erhielt Weisung, ebenfalls dorthin zu marschieren.

Die Österreicher hatten von einer Stärke von 83000 Mann 284 Offiziere, darunter 7 Generale, und rund 5500 Mann verloren, dazu 4 Kanonen. Das preußische Heer war höchstens 28000 Mann stark gewesen; sein Verlust betrug 150 Offiziere, darunter 4 Generale, und rund 5200 Mann, 5 Fahnen und 29 Kanonen.

Bevern verstärkte die Besatzung Breslaus auf zehn Bataillone. Am anderen Tage erteilte Prinz Karl von Lothringen dem General Nádasdy den Auftrag, diese Festung einzuschließen. Um die schwache Armee dem Könige so lange als möglich zu erhalten, mußte nun, nachdem man auf das rechte Oderufer übergetreten war, auf Glogau zurückgegangen werden. Nachdem

Bevern am 24. früh den Befehl erteilt hatte, hierfür die Marschrouten auszuarbeiten, unternahm er eine Erkundung, verfehlte beim Frühnebel den Weg und befand sich plötzlich mitten in einer feindlichen Feldwache. Da er nur von einem Reitknechte begleitet war, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich gefangen zu geben[1].

Unter den Toten der Österreicher war auch der Oberst Baron Veltez. Als Daun diese Nachricht erhielt, rief er aus: „Wir haben einen Mann verloren, der zur Anführung von Armeen geboren war; und ich schäme mich nicht zu sagen, daß er mir am Tage der Koliner Schlacht seinen Rat erteilt und ein glückliches Werkzeug meines Sieges gewesen ist."

Der General Kyau übernahm nun das Kommando der Armee. Ein mittlerweile eingetroffenes königliches Schreiben hatte für den Fall, daß der Abmarsch nach Glogau nötig werde, den General Lestwitz zum Gouverneur von Breslau ernannt. Der bisherige Kommandant, General Katte, hatte sich jedoch bereits durch die Bürgerschaft bestimmen lassen, keinerlei Vorkehrungen gegen eine Beschießung zu treffen. Auch bei Lestwitz fand sich sofort eine Abordnung von Bürgern ein, die um Verschonung der Stadt mit

[1] Der Umstand, daß Bevern mit keiner Bedeckung weggeritten war, hat zu dem Gerüchte Veranlassung gegeben, er habe sich, um die persönliche Verantwortung für seine zahlreichen Fehler dem Könige gegenüber hinauszuschieben, mit Absicht gefangen nehmen lassen. Auch Archenholtz vertritt diese Anschauung. Das Verhalten des Herzogs während des ganzen Feldzuges, das von peinlichster Gewissenhaftigkeit und einem besonders scharf ausgeprägten Verantwortlichkeitsgefühle zeugt, widerspricht diesem Verdachte ganz entschieden. Jedenfalls hat König Friedrich ihn niemals geteilt. v. D.

einer Beschießung bat. Dieser ließ nun eine Antwort auf Nádasdys Übergabeaufforderung entwerfen, worin er eine Frist von acht Tagen erbat, um beim Könige anzufragen. Die Besatzung Breslaus bestand ausschließlich aus oberschlesischen, also der Mehrzahl nach katholischen oder ehemals sächsischen Mannschaften, und in der Stadt hatte sich bereits das Gerücht von einer baldigen Übergabe verbreitet. Österreichisch gesinnte Einwohner bewirteten die Mannschaften in den Klöstern mit Branntwein, und die Fahnenflucht nahm bald eine große Ausdehnung an. Lestwitz, der in der Schlacht zwei schmerzhafte Quetschwunden davongetragen hatte, litt an hochgradiger seelischer Niedergeschlagenheit und kapitulierte gegen den von Nádasdy angebotenen freien Abzug. Nun drangen, noch bevor die preußische Besatzung abmarschiert war, österreichische Truppen scharenweise in die Stadt ein, mischten sich unter die Preußen, und selbst Prinz Karl von Lothringen, die sächsischen Prinzen und die übrigen kaiserlichen Generale ermunterten die Mannschaften zur Fahnenflucht, indem sie ihnen begreiflich zu machen suchten, daß es mit der Herrschaft Friedrichs in Schlesien ja nun doch vorbei sei. Das Ende dieser schmachvollen Auftritte war, daß von einer Besatzung von 120 Offizieren und 4100 Mann, 112 Offiziere und 480 Mann mit 48 Fahnen die Festung verließen, um dem abmarschierenden Heere nach Glogau zu folgen. Als Friedrich durch Kyau Bericht von diesen Vorgängen erhielt, übertrug er das Kommando dem General Zieten und ordnete zugleich an, daß Kyau, Lestwitz und Katte in Untersuchungshaft gebracht würden. Alle drei wurden kriegsgerichtlich mit Festung bestraft. Die Kaiserlichen machten in Breslau reiche

Beute, etwa 100 Geschütze und ganz bedeutende Vorräte an Munition und Proviant.

Schlesien schien nun für den König von Preußen so gut wie verloren zu sein. Nie in allen preußischen Feldzügen hatte Österreichs Glück auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwei Festungen erobert, die Hauptstadt des Landes in Besitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten, den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. Der eingebrochene Winter schien allen ferneren Operationen der Preußen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich an Winterquartiere, als sich die ganze Szene auf einmal zum Erstaunen von ganz Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und seine kleine Armee von ihnen mit dem Spottnamen Potsdamer Wachtparade beehrt. Die preußisch gesinnten Schlesier waren ohne alle Hoffnung und die österreichisch gesinnten ohne alle Besorgnis.

Von dieser Volksstimmung gab der Fürst Schaffgotsch, Bischof von Breslau, selbst ein glänzendes Beispiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt und überhaupt mit Wohltaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft Gesellschafter des Monarchen gewesen und hatte den schwarzen Adlerorden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen Tod nichts weniger als freigebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, weil er seinen Wohltäter für gänzlich verloren hielt und sich bei dessen Feinden

einschmeicheln wollte. Er ließ die gewöhnlichsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit aus den Augen, schimpfte auf den König, riß sich den Adlerorden ab und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, die die kaiserlichen Generale selbst empörte und ihm die verächtlichsten Verweise zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Später begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten und Theresia sowohl als der Kaiser Franz, die seine Verfahrungsart aufs höchste mißbilligten, ihm nicht einmal eine Audienz gestatteten. In Rom, wo er wegen seiner freien Sitten längst verhaßt war, fand er auch weder Schutz noch Mitleiden, und so durchlebte er den traurigen Rest seiner Tage, bis er sie einige Jahre darauf in Böhmen als Verbannter endigte.

Die Jesuiten betrugen sich klüger; sie schienen von Friedrichs Glück eine bessere Meinung zu haben, denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen tätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Kollegium auf, das Tausende fassen konnte, und pflegten sie mit Sorgfalt, eine Handlung, die von der Politik erzeugt, hier aber unter der Larve der Menschenliebe ausgeübt wurde.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes gegeben worden. Gefangene preußische Soldaten, die geborene Schlesier waren, hatte man frei nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamte hatten schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die „Potsdamer Wachtparade" sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfange des Dezember wies dringend auf die Notwendigkeit, Winterquartiere zu beziehen, hin. Ein anderer Feldherr

als der Sieger von Roßbach hätte sich bei dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzuges begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen und Sachsen zu decken. Nicht so König Friedrich! Er war gewillt, ohne Verzug Schlesien zu befreien. In sechzehn Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marschiert und hatte hier die Bevernsche Armee auf dem Marsche an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bei Breslau verschanzt hatte. Entschlossen, ihn anzugreifen, „wenn er auch auf dem Zobtenberge[1] oder auf den Kirchtürmen von Breslau stehen sollte", rief der König am 3. Dezember zu Parchwitz die Generale und Stabsoffiziere zusammen und hielt ihnen mit der ihm eigentümlichen Beredsamkeit diese jedem Hörer unvergeßlich gebliebene Ansprache: „Ihnen, meine Herren, ist bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und der Reichsarmee Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens.

---

[1] Weithin, bei klarer Witterung auch von Breslau aus sichtbarer Bergkegel östlich Schweidnitz. v. D.

Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts getan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein, ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden[1]."

[1] Nach einer mehrfach verbürgten Erzählung rief während der tiefen Stille, die diesen Worten folgte, der Major v. Billerbeck: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein, nun wäre es Zeit!" v. D.

Nach einer Pause, in der der König mit Befriedigung die begeisterten Blicke seiner Zuhörer wahrnahm, fuhr er mit freundlichem Lächeln fort:

„Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß dies das Vaterland tun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

Bisher hatte Friedrich im Tone der Überzeugung gesprochen, um die Begeisterung seiner Zuhörer anzufachen. Jetzt aber, da er sich von der zwingenden Gewalt seiner Rede überzeugt hielt, sprach er wieder als König, um die Strafen anzukündigen, die er über die verhängen wollte, die ihre Pflicht zu tun versäumen würden.

„Das Regiment Kavallerie," sagte er, „das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich sofort nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; binnen kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Begeistert und entschlossen, ihre Kräfte und Fähigkeiten bis zum äußersten anzuspannen, kehrten die Offiziere zu ihren Truppenteilen zurück. Dort aber gingen bald die Worte des Königs von Munde zu Mund. Ganz vornehmlich wirkten sie auf die unter Zieten am Tage zuvor von Glogau zurückgekehrten

Truppen, die in tiefer Niedergeschlagenheit den Marsch angetreten hatten, der sie wieder unter die Augen des ebenso geliebten als gefürchteten Kriegsherrn bringen sollte. „Wir scheuten den ersten Blick des Monarchen, wie der Verbrecher den Blick des Richters scheut", erzählt ein Angehöriger dieser Truppen. „Die Ängstlichkeit und Unruhe, die wir an unseren Heerführern bemerkten, und von der selbst Zieten nicht frei war — alles dies verscheuchte jeden frohen Blick auf die erste Zusammenkunft mit dem Könige. Still und ernst ritten wir der furchtbaren Stunde entgegen." Aber Friedrich begrüßte die Regimenter, freundlich den Hut abnehmend, mit den Worten: „Guten Tag, Kinder! Ihr habt viel gelitten. Aber alles soll wieder gut werden!" Und der Anblick der auf der anderen Seite in jubelnder Fröhlichkeit vorüberziehenden Sieger von Roßbach war wohl geeignet gewesen, die gedrückte Stimmung der bei Breslau Unterlegenen aufzurichten und zu beleben. Dazu kamen nun die in flammender Begeisterung vorgetragenen Berichte über die Anrede des Königs, und der alte Preußenmut leuchtete wieder aus aller Augen. Voll Ungeduld ward der Befehl zum Aufbruch erwartet.

König Friedrich hatte schon zwei Tage vorher zahlreiche Beförderungen bekannt geben lassen. Nun ritt er selber durch die Quartiere und das Lager und redete in der ihm eigenen Art, die ihm längst die Herzen seiner alten Krieger erobert hatte, die Leute an. Selten wohl ging ein Heer mit größerem Opfermute dem Kampfe entgegen, als diese kleine Preußenschar es tat.

Prinz Karl hatte am 2. einen Kriegsrat zusammenberufen, in dem der vorsichtige Daun und auch Graf

Serbelloni dafür stimmten, Friedrich in der seither eingenommenen Stellung hinter der Lohe zu erwarten; die Mehrheit gab ihre Stimme aber dahin ab, daß es „unter der Würde der siegreichen kaiserlichen Waffen sei, der ‚Potsdamer Wachtparade' nicht entgegenzurücken". Besonders der Reitergeneral Graf Lucchese befürwortete diesen Vorschlag mit der ganzen Beredsamkeit seines lebhaften italienischen Naturells. Prinz Karl, dem diese Worte schmeichelten, stimmte freudig zu und es ward beschlossen, dem Könige über Neumarkt hinaus entgegenzumarschieren, um ihn zeitig „aus den Stellungen zu vertreiben, in denen er sich sonst allzusehr zu befestigen vermöchte." Trotzdem man Friedrich im Anmarsche wußte, blieb die Bäckerei in Neumarkt, gewissermaßen als Vorhut stehen. Der Prinz verstärkte nur die Besatzung dieses Ortes um drei sächsische Chevauxlegersregimenter. Die Avantgarde Friedrichs stieß am 4. zu ihrem Erstaunen auf diese sonderbare Gattung von Vortruppen. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorherziehenden Dragoner und Husaren absitzen und die Stadt stürmen, deren man sich auch bald bemächtigte und mehr als 500 Gefangene machte.

Es war am 5. Dezember, als bei dem Dorfe **Leuthen** ein Sieg, der der größte des Jahrhunderts bleiben sollte, geliefert wurde. Die Preußen waren 35000, die Österreicher 65000 Mann stark. Diese voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr riesenhaftes Bündnis und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die Preußen aber voll Zuversicht auf ihre taktischen Künste und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee herrschte Überfluß, durch die Magazine in Breslau, durch die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, bei

der anderen war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andere Kraft und Mut gestählt durch angestrengte Märsche in rauher Witterung und war bis zur Begeisterung gestimmt.

Die Nachricht von dem schnellen, entschlossenen Vorgehen Friedrichs überraschte die österreichischen Generale aufs äußerste. Sie standen sofort von dem beabsichtigten weiteren Vormarsche auf die Höhen östlich Neumarkt ab und wären angesichts solcher Siegeszuversicht wohl am liebsten umgekehrt, mußten sich aber nun doch zu der für den folgenden Tag in sicherer Aussicht stehenden Entscheidungsschlacht bequemen. Sie bezogen ein Lager in drei Treffen am Ostabhange eines Höhenzuges zwischen den Dörfern Nippern und Leuthen. Von Friedrichs Heer lagerte die gesamte Reiterei östlich Neumarkt, die Infanterie kam größtenteils in Neumarkt und in den Ortschaften östlich davon unter. Als die Kaiserlichen in der Frühe des 5., nachdem es hell geworden war, das kleine Preußenheer zum Angriffe bereit heranrücken sahen, vermochten sie kaum ihren Sinnen zu trauen. Seit Jahren hatte sich Friedrich mit der „schrägen Schlachtordnung" beschäftigt; er glaubte, in der Art, wie die griechischen Heere unter Epaminondas angriffen, das sicherste Mittel gefunden zu haben, wie seine dem Gegner an Zahl in der Regel unterlegenen Armeen dennoch gewiß zum Siege gelangen konnten. Diese Angriffsart bestand darin, daß er den einen Flügel zurückhielt, während der andere einen Flügel des Gegners überragend anpackte, so daß sein Stoß diesen umfaßte, zertrümmerte und zuletzt seine Flanke und seinen Rücken bedrohte. In seinen 1753 ausgegebenen „Generalprinzipien

vom Kriege" hatte er diese Angriffsart »Ordre oblique« genannt. Sowohl in der Prager wie in der Koliner Schlacht war ihre Anwendung beabsichtigt; bei Prag stieß sie auf unerwartete Hindernisse im Gelände, bei Kolin vereitelten mißverstandene Befehle ihre Ausführung. Bei Roßbach war der schräge Angriff sorgfältig angesetzt worden, kam aber bei dem fluchtartigen Rückzuge des Feindes nicht zur Durchführung; erst bei Leuthen gelang er, und zwar so vollständig wie bei einem der Friedensmanöver, in denen ihn das Heer jahrelang geübt hatte, und wie er auch in den späteren Jahren des Krieges nie mehr gelang.

Der Vormarsch führte auf das Dorf Borne, somit gegen den rechten feindlichen Flügel. Als die Kolonnenspitzen östlich dieses Dorfes angekommen waren, gab Friedrich den Befehl zur Linienentwickelung und täuschte dadurch den Feind. Die Folge war, daß der auf diesem Flügel kommandierende General Luccheſe beim Prinzen Karl um Verstärkung bat, die dieser auch gewährte. Dann ließ der König diese Scheinbewegung plötzlich wieder einstellen und die Marschkolonnen ihre Spitzen nach Süden wenden, um den linken Flügel anzugreifen. Auch diese Bewegung wurde vom Feinde falsch gedeutet, er wähnte, der König habe seine Stellung als unangreifbar erkannt und marschiere längs der Front ab, um irgendwo ein Lager zu beziehen. Daun sagte hochmütig: „Die guten Leute paschen ab; lassen wir sie ziehen." Nádasdy, der auf dem linken Flügel kommandierte, erkannte mit seiner gereiften Kriegserfahrung rechtzeitig, daß dieser Angriff ihm gelte, und erbat nun ebenfalls vom Oberkommandierenden Unterstützung, die aber erst gewährt wurde, als es viel zu spät war.

Indessen führten die Preußen ihren Angriff mit solchem Ungestüm aus, daß alles auf dem linken Flügel zurückgeschlagen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hilfe; allein kaum zeigten sie sich, so mußten sie ebenfalls zurückweichen. Ein österreichisches Regiment fiel aufs andere, die Linie wurde auseinandergesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Viele tausend von den kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schusse kommen, sie mußten mit dem Strome fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorfe Leuthen, das mit vielen österreichischen Truppen und Artillerie besetzt war. Hierzu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten und alle Winkel des Ortes anfüllten und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich aber auch die Unordnung bei der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen abermals unter Begünstigung des Geländes standzuhalten; allein die preußische Artillerie schlug sie bald in die Flucht.

Als Lucchese die unaufhaltsamen Fortschritte der preußischen Infanterie bemerkte, hatte er mit seinen etwa 80 Reitergeschwadern verdeckte Aufstellung mit Front nach Süden genommen, um den richtigen Augenblick zu erspähen, seiner bedrängten Infanterie zu Hilfe zu kommen. Aber er hatte versäumt, gleichzeitig in südlicher Richtung aufklären zu lassen. So kam es, daß der preußische General Driesen seine Absicht längst erkannt und sich ebenfalls mit 40 Schwadronen bereitgestellt hatte. Als nun Lucchese zur Attacke anreitet, fällt ihm Driesen völlig überraschend in die Flanke, weitere 30 Eskadrons unter dem Prinzen von Württemberg unterstützen ihn

rechtzeitig, und die österreichischen Reiter fluten zurück. Lucchese findet im Handgemenge den Heldentod. In panischem Schrecken jagen die kaiserlichen Schwadronen in ihre eigene, nördlich Leuthen den letzten heldenmütigen Widerstand leistende Infanterie hinein, blasses Entsetzen in deren Reihen tragend. Nun gibt es kein Halten mehr, ganze Bataillone werfen ihre Gewehre von sich, und alles flieht unaufhaltsam dem schützenden Abschnitte des Schweidnitzer Wassers zu.

Nur die einbrechende Nacht und die guten Anstalten des Generals Nádasdy, der den Rückzug des linken Flügels deckte und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heeres vom gänzlichen Untergange. Bei Kolin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Geschütze, auf unzugängliche Höhen gestellt, die großenteils das Schicksal des Tages bestimmten; bei Leuthen aber entschieden Taktik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde über 12000 Gefangene, worunter 307 Offiziere waren, und eroberte 131 Kanonen, 46 Fahnen und 9 Standarten. Von den Österreichern waren 10000 tot oder verwundet, und 6000 Ausreißer gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der preußische Verlust betrug 223 Offiziere und rund 6100 Mann.

Zu der Geschichte dieses Tages gehören einige Züge, die die Stimmung der Preußen bezeichnen und dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeist der Griechen und Römer nichts nachgeben. Der bayrische General Graf Kreit, damals Freiwilliger bei der kaiserlichen Armee, stieß auf einen preußischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen

waren und der in seinem Blute schwimmend ganz gelassen Tabak rauchte. Der erstaunte General rief ihm zu: „Kriegskamerad, wie ist es möglich, daß Ihr in Eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Der Tod ist Euch ja nahe!" Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde und erwiderte kaltblütig: „Was ist daran gelegen! Sterbe ich doch für meinen König!" Einem anderen preußischen Grenadier wurde beim Anmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und so schleppt er sich zu einem Standplatz, wo die Kolonnen vorbei mußten, und ruft von hier aus mit lauter Stimme den Soldaten zu: „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt, oder sterbt für euren König!"

Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geschlagenen Armee stark besetzt, jetzt seinem Schicksal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für die, die von Übergabe sprechen würden, allein dieser überspannte Mut verlor sich bald, denn in vierzehn Tagen ergab sich auch diese Stadt, da die Preußen schon alle Anstalten zum Sturme gemacht hatten, und die Besatzung von 13 Generalen, 700 Offizieren und 17 000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurden ein ansehnliches Magazin und außer der zur Festung gehörigen preußischen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte österreichische Kanonen und Mörser, ferner eine Menge Proviantwagen, 1024 Proviantpferde und eine Kriegskasse von 144 000 Gulden erbeutet. Die Generale Zieten und Fouqué, die die Feinde bis nach Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch Tausende von Gefangenen gemacht und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Österreicher

in dem so kurzen Zeitraum von zwei Wochen an 60000 Mann verloren und die Reste ihres kurz zuvor so stattlichen Heeres nur ein Korps Flüchtlinge darstellten, die ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt und von Kälte erstarrt, über die böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17000 Mann.

Der König erfuhr bald den Witz der Österreicher über die Ankunft der Berliner Wachtparade. Er lächelte und sagte: „Ich verzeihe ihnen sehr gerne die kleine Sottise, die sie gesagt, wegen der großen, die sie gemacht haben." Er war selbst über die Größe seines Sieges verwundert und fragte den kaiserlichen General Beck, der bald nachher gefangen wurde, wie es zugegangen sei, daß die Österreicher so total geschlagen worden wären? Beck erwiderte: „Sire, es war unsere Sündenschuld, weil wir es uns einkommen ließen, Ew. Majestät in Ihrem eigenen Lande die Winterquartiere zu verweigern." Als aber der König im Ernste die rechte Ursache wissen wollte, so sagte der General: „Man habe den Hauptangriff auf den rechten Flügel erwartet und darnach die Anstalten getroffen." „Wie war das möglich?" erwiderte der König; „eine Patrouille gegen meinen linken Flügel würde Ihnen sehr bald meine Absichten entdeckt haben." Nádasdy, der allein Friedrichs Absichten rechtzeitig erkannt hatte, erntete geringen Dank. Die niedrige Eifersucht des Prinzen Karl verschwieg diesen Umstand im Berichte an den Wiener Hof gänzlich, sein Name wurde darin gar nicht erwähnt. Dagegen wollte man womöglich die Ehre des Prinzen in den Augen der Welt retten. Man zeichnete falsche Schlachtpläne, legte sie der Kaiserin vor und verbreitete sie unter das Volk. Hierzu kamen die dreisten,

von der Hofgesellschaft bekräftigten Behauptungen, daß der Prinz dem König nach der Schlacht zweimal ein neues Treffen angeboten habe, daß aber dieser es nicht hätte annehmen wollen. Der Kaiser holte seinen Bruder selbst ein, als er sich Wien näherte; dabei wurde in der ganzen Stadt bekannt gemacht, daß sich niemand bei harter Ahndung unterstehen sollte, von dem Prinzen unehrerbietig zu reden. Ungeachtet dieses Verbotes aber wurden witzige und unwitzige Kupferstiche, Gemälde und Satiren auf diesen Heerführer an den Stadttoren, an der Stefanskirche, ja, selbst an der kaiserlichen Burg angeschlagen. Diese Stimme des Volkes drang jedoch nicht bis zu der nachsichtsvollen, ganz falsch berichteten Theresia, die das Heil ihres Staates, die Oberbefehlshaberwürde aller Heere, selbst wider den Willen ihres Gemahls, von neuem diesem Prinzen anvertrauen wollte. Er selbst aber, dem der Haß und die Verachtung des Volkes nicht unbekannt blieben, war gerechter gegen sich als seine Monarchin und reiste nach Brüssel. Ebenso gerecht aber war auch Nádasdy gegen sich; er, dieser erfahrene Feldherr, den Theresia jetzt am wenigsten entbehren konnte, verließ auf immer das Kriegsheer, das ihn liebte, und den Hof, der ihn haßte, und begab sich nach Ungarn.

Die Eroberung des fast verlorenen Schlesiens und der glänzende Sieg hätte den rastlosen Feldherrn nicht in seinem Siegeslaufe aufzuhalten vermocht, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen ferneren Unternehmungen durchaus ein Ziel gesetzt hätten. Selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Indessen wurde diese Festung doch eingeschlossen. Die letzte Unternehmung in diesem Feld-

zuge war die Wiedereroberung von Liegnitz, das die Österreicher befestigt hatten und die Preußen jetzt einschlossen. Um hier schnell zum Ziele zu gelangen, erhielt die 3500 Mann starke Besatzung einen freien Abzug. Ein großes Magazin, eine Anzahl Kanonen und eine Menge Munition fielen den Preußen zur Beute, die sogleich die aufgeführten Werke zerstörten und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand setzten. Die Übergabe geschah am 29. Dezember und krönte also in den letzten Tagen des Jahres diesen so tatenreichen Feldzug[1].

Friedrich hatte nun die Genugtuung fast alle

---

[1] Wenige Tage nach der Schlacht bei Leuthen kam dem Könige eine Denkmünze zu Gesicht, die der Wiener Hof auf den Koliner Sieg hatte prägen lassen. Sie zeigte auf der Vorderseite die Brustbilder des Kaisers Franz und der Kaiserin Maria Theresia mit der Umschrift: FRANCISCUS ET THERESIA AUGG, auf der Kehrseite eine vom Blitze zerschmetterte Pyramide, „welche wegen ihrer Größe sich gleichsam über die Wolken und Elemente erheben zu wollen schien", und daneben eine gewaffnete Athene mit Ägis und Eule. Die Umschrift lautet: FRANGIT DEUS OMNE SUPERBUM, die Unterschrift: RESTAURATA FELICITATE PUBLICA MDCCLVII. XVIII. JUN.

Friedrich befahl, sofort auf den Leuthener Sieg eine Denkmünze in gleicher Größe schlagen zu lassen, die auf der Vorderseite sein Brustbild mit der Inschrift: FRIEDERICUS BORUSSORUM REX, auf der Kehrseite dieselbe Zeichnung wie die Koliner Medaille und dieselbe Umschrift und Unterschrift, diese mit dem Datum: LISSAE V. DEC. MDCCLVII. führen sollte. Seine Absicht war dabei, wie der Kabinettsrat Eichel an den Minister Podewils in Berlin schrieb, „wegen dieses insolenten Vorgehens doch vor dieses Mal ihre kleine Revanche zu nehmen und denen Österreichern ein Paroli zu machen". Der König ließ die Denkmünze in Gold und Silber ausprägen und verschenkte sie an Generale und andere ihm nahe stehende Persönlichkeiten. Ein Exemplar davon in Gold befindet sich in der Münzsammlung des königlichen Museums in Berlin. v. D.

seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehen. Die Österreicher eilten nach den kaiserlichen Erbländern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den brandenburgischen Grenzen entfernt und nur im Besitze einiger entlegenen westfälischen Provinzen; die Reichstruppen waren nach Hause geschickt und die Schweden durch den General Lehwaldt aus Preußisch-Pommern vertrieben worden. Dabei war sogar Schwedisch-Pommern selbst in den Händen der Preußen geblieben, die nun auch Mecklenburg in Besitz nahmen und in Sachsen ruhig Winterquartiere bezogen.

So endigte ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel ist. Große Feldherren, Friedrich und Ferdinand, hatten hier gleichzeitig den Schauplatz der Geschichte betreten, um die Krieger künftiger Zeitalter durch Taten zu belehren. Andere: Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Loudon, hatten die Keime ihrer Fähigkeiten entwickelt. Noch andere: Seydlitz, Keith, Fouqué, Estrées, Nádasdy, Hadik, Romanzow, Wunsch, Zieten, Werner und mehrere berühmte Befehlshaber der verschiedenen Heere hatten hier zuerst Gelegenheit gehabt, ihre zum Teil außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Waren sie auch weniger groß, als die bereits genannten, so genügten ihre Gaben doch, in einer anderen Periode den kriegerischen Ruhm ihres Volkes auf die Nachwelt zu übertragen. Drei andere Feldherren endlich, in den Annalen des Krieges unvergeßlich: Schwerin, Browne und Winterfeldt, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen und hatten durch ihr edles Blut ihre Taten besiegelt. Über 700000 Krieger waren in Waffen gewesen.

Die außerordentlichen Umwälzungen, die in dem kurzen Zeitraume dieses einen Feldzuges sich ereigneten, waren ohne gleichen; sie boten aller menschlichen Klugheit, Vorsicht und Erfahrung Trotz, und schienen ganz von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge abzugehen. Man sah im Anfange des Jahres den König von Preußen triumphieren, die Macht der Österreicher beinahe vernichtet, ein großes Heer in einer Stadt eingeschlossen und auf dem Punkte, sich zu ergeben, die Kaiserstadt selbst nicht sicher und alle Hoffnungen Theresiens fast verloren. Auf einmal sinkt Österreichs Schale wieder. Die Kaiserlichen siegen, gewinnen Schlachten und machen Eroberungen; dagegen sieht sich Friedrich geschlagen, aus Böhmen vertrieben, von seinen Bundesgenossen verlassen, von seinen zahlreichen Feinden auf allen Seiten umringt, am Rande des Abgrundes. Aber plötzlich erhebt er sich wieder, um mehr als jemals zu triumphieren. Die Heere der Russen, der Schweden, die Reichstruppen, die Franzosen, die Österreicher werden teils verjagt, teils geschlagen, teils zugrunde gerichtet, ganze Korps gefangen, und das schon halb eroberte, von einer ungeheueren siegreichen Armee gedeckte Schlesien wird mitten im Winter durch einen Schwertstreich wiedergewonnen. Die Russen siegen in Preußen und fliehen; sie lassen viele Tausende ihrer Kranken und Verwundeten zurück, und die geschlagenen Preußen verfolgen sie bis an die Grenzen Polens. Die Schweden finden bei ihrer Ankunft in Pommern keinen Feind vor. Das Schicksal von Berlin ist ganz in ihren Händen. Sie unternehmen nichts und müssen bald nachher ihre Rettung, entfernt vom festen Lande, auf der Insel Rügen suchen. Das französische Hauptheer ist im ruhigen Besitz aller

Provinzen zwischen der Elbe und Weser und hat keinen Feind vor und neben sich. Das verbündete Heer ergreift wieder die Waffen, Ferdinand stellt sich an seine Spitze, und der mächtige Feind flieht, läßt ansehnliche Magazine zurück und wird ferne vom nördlichen, weit ausgedehnten Kriegsschauplatze in einen Winkel von Süddeutschland gedrängt.

In Deutschland haben die Briten bisher nichts von einem Landkriege hören wollen. Allein das für Albions Sache verheerte Hannover und Friedrichs Taten, die nirgends mehr als von diesem Volke gewürdigt werden, verändern dessen Gesinnungen mit einem Schlage. Der König von Preußen wird der Abgott der Engländer, sie feiern seinen Geburtstag in London und in den Provinzen, wie die Geburtstage ihrer eigenen beliebtesten Könige. Das Parlament bewilligt ihm jährlich 670000 Pfund Sterling Subsidien, und man beschließt, englische Truppen nach Deutschland zu schicken. Pitt stellt nun den Grundsatz auf, daß Amerika in Deutschland erobert werden muß.

Viertes Buch. 1758.

Dieselbe Tätigkeit, die man auf preußischer Seite im Felde gezeigt hatte, wurde auch im Winter angewandt, die halb vernichteten Armeen wiederherzustellen und für ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu sorgen. Friedrich, dem sich das Glück jetzt wieder zugewandt hatte, erhielt von der Treue seiner Schlesier mancherlei Beweise. Nur die Mönche einer Abtei vergaßen sich so weit, zu einer Zeit, da der König innerhalb ihrer Mauern weilte, durch öffentliche Gebete den Segen des Himmels für die kaiserlichen Waffen zu erflehen. Auf die obrigkeitliche Erinnerung an ihre Vermessenheit beriefen sie sich auf einen alten Gebrauch, den ihre mönchischen Vorfahren immer bei den Kriegen der Kaiser beobachtet hätten. Friedrich befahl, diesen alten Gebrauch nicht zu hindern, aber dem Kloster zum Besten der Invalidenkasse 6000 Reichstaler abzufordern. Das Geld wurde erlegt und der Gebrauch hörte auf. Auch der geflüchtete Bischof Schaffgotsch zeigte seine Unverschämtheit. Betroffen über den schleunigen Glückswechsel der Preußen, der alle seine Pläne zerstörte, suchte er sich in einem Schreiben an Friedrich zu rechtfertigen und sprach darin von persönlichen Feinden, von falschen Beschuldigungen und von seiner Treue. Der Monarch antwortete ihm unterm 15. Februar 1758. Der Brief schloß mit folgenden Worten: „Sie werden weder der göttlichen Rache noch der Verachtung der Menschen entgehen, denn so verderbt wie diese auch immer sein mögen, so sind sie es doch nicht in dem Grade, daß sie nicht vor Undankbaren und Verrätern einen Abscheu haben sollten."

Wenn die Kaiserin im Anfang des Dezember 1757 ganz Schlesien so gut wie erobert und den Krieg als beendigt angesehen hatte, so zertrümmerte die Schlacht bei Leuthen nicht allein alle diese Hoffnungen, sondern vermehrte unendlich die bisher mit Mühe überwundenen Schwierigkeiten, die österreichischen Truppen im Felde zu erhalten. Neue Armeen mußten jetzt errichtet, ausgebildet und mit Kriegsgeräte versehen werden. Hierzu waren ungeheure Summen erforderlich, und zwar zu derselben Zeit, da andere Massen von Gold nach Petersburg wanderten, um die Russen zum zweitenmale nach dem Königreich Preußen zu bringen. Aber gerade an Geld fehlte es damals im Kaiserstaate am meisten. Dessenungeachtet währte die tiefe Niedergeschlagenheit, die sich bei der Nachricht von der schweren Niederlage der Kaiserin bemächtigt hatte, nicht lange, und ernstlich hat Theresia wohl in dieser Zeit niemals an Frieden gedacht. Kaunitz aber wandte alles auf, diesen Gedanken, wenn er je bei seiner Gebieterin auftauchte, sofort wieder im Keime zu ersticken. Ebensowenig aber dachte die Pompadour an einen Friedensschluß, und ihr gelang es leicht, den König Ludwig zu überzeugen, daß er Österreich nicht im Stiche lassen dürfe. Zwar sprach der Minister des Äußern, Abbé Bernis, eine Zeitlang für den Frieden. Obgleich er selber die Verträge abgeschlossen hatte, sah er jetzt schon ein, daß Frankreich besser daran täte, seine überseeischen Besitzungen gegen England zu verteidigen, als die Hauptkräfte in Deutschland für die Interessen des Hauses Habsburg einzusetzen.

England war bisher immer mit Österreich verbunden gewesen und hatte mehr wie einmal diese Monarchie vom Untergange gerettet. Man vergaß aber jetzt in Wien die Pflicht der Dankbarkeit sowie alle politische

Rücksicht und gab nur den Empfindungen des Hasses und der Rache Raum. Beide Höfe hielten nach dem Ausbruche des Krieges noch eine Art von diplomatischem Verkehr aufrecht, aber die Vernichtung des Vertrages von Kloster Zeven machte auch dieser politischen Farce ein Ende. Der kaiserliche Gesandte in London, Graf Colloredo, verließ England, ohne Abschied zu nehmen, und Österreich räumte die niederländischen Festungen und die Häfen Ostende und Nieuport den Franzosen ein. Vergebens hatte der aus der preußischen Kriegsgefangenschaft entlassene kaiserliche General, Fürst Lobkowitz, seiner Monarchin gemeldet, wie sehr der König zum Frieden geneigt sei. Die Kaiserin war fest entschlossen, den Krieg fortzusetzen.

Bei Eröffnung des Feldzuges von 1758 waren die Russen die ersten auf der Kriegsbühne. Fermor erhielt jetzt das Kommando und gemessene Befehle, Preußen zu besetzen, was auch noch mitten im Winter geschah. Friedrich wünschte, ehe er sich gegen die Russen wandte, etwas Entscheidendes gegen die Österreicher auszuführen, und richtete deshalb sein Augenmerk auf Mähren. Man war jedoch in Wien nicht für diese Provinz, sondern für Böhmen besorgt. Auch waren die Truppen noch keineswegs marschfertig und im Königgrätzer Kreise herrschten epidemische Krankheiten. Überhaupt hatten die kaiserlichen Heere noch nicht die bestimmte Stärke, um mit Nachdruck gegen einen Feldherrn zu handeln, dessen Unternehmungen aller Vorsicht Trotz boten. Die wenigen österreichischen Truppen, die sich bei der französischen Armee befanden, wurden daher zurückberufen, und 10000 Mann Sachsen, die auch dahin bestimmt waren, mußten zur Bedeckung von Österreich zurückbleiben.

In Toskana und in den Niederlanden blieben nur geringe Besatzungen; alle andern Regimenter mußten unverzüglich zur Hauptarmee aufbrechen. In der ganzen Monarchie ergingen Befehle zu schleunigen sehr starken Rekrutenaushebungen. Ja, die Besorgnisse in Wien, den König von Preußen trotz der anrückenden Russen vor den Mauern der Kaiserstadt zu sehen, waren jetzt wieder so groß, daß die Einwohner der Distrikte an der mährischen Grenze Befehl erhielten, beim weiteren Vordringen Friedrichs sich zu bewaffnen, wobei der ganze Adel dieser Provinz aufsitzen sollte.

Friedrich machte den Anfang seiner Operationen mit der Belagerung von Schweidnitz, die er selbst mit der Hauptarmee deckte. Die österreichische Besatzung dieser Festung war vom Prinzen Karl während seines Haltes auf dem Rückzuge nach der Leuthener Schlacht auf 7000 Mann verstärkt worden. Nun war sie infolge ansteckender Krankheiten auf 5200 Mann zusammengeschmolzen. Die Laufgräben wurden in den ersten Tagen des April bei einer noch sehr rauhen Witterung eröffnet. Das Belagerungskorps, das der General Treskow kommandierte, war nur 6000 Mann Infanterie und 4000 Mann Kavallerie stark. Diese geringe Anzahl erschwerte die Unternehmung außerordentlich. Die Stärke des preußischen Heeres waren überhaupt nicht Belagerungen, denn Friedrich liebte diese Gattung von Kriegsoperationen nicht sehr. Hierzu kam sein sparsamer Sinn; daher seine geringe Achtung gegen die Ingenieure, von denen der geschickteste Mann kein großes Avancement zu hoffen hatte und hierin sowie in andern Dingen dem unwissendsten Infanterieoffizier nachstehen mußte. Ebenso war die Zahl seiner Mineure unbedeutend, und

die der Geschütze und Artilleristen genügte gerade so wenig. Der preußische Ingenieuroberst Balby leitete die Belagerung und schlug ein abgekürztes Verfahren vor, das der König genehmigte. Die Werke der Nordfront wurden mit Leitern erstiegen und unter geringen Verlusten in kurzer Zeit genommen. Der Kommandant machte keinen Versuch, die Kernumwallung zu verteidigen, und kapitulierte sofort.

Nun wandte sich der König nach Mähren, um Olmütz zu belagern. Diese Festung war mit einer Besatzung von 8500 Mann und mit allen Bedürfnissen versehen, um eine Belagerung lange auszuhalten. Hierzu kam, daß der Kommandant, General Marschall, ein Mann von Erfahrung, von Mut und Entschlossenheit war.

Der Umstand, daß die nächsten preußischen Magazine achtzehn Meilen von Olmütz entfernt lagen, vermehrte noch die Schwierigkeiten der Belagerung. Die feindliche Hauptarmee stand zwar noch in Böhmen, und die Preußen warfen mühelos die schwachen Truppen, die die Belagerung verhindern sollten, zurück. Der Kommandant traf die wirksamsten Vorkehrungen zur Verteidigung, verbesserte in der Geschwindigkeit die Festungswerke, vermehrte seinen Proviant, schaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt und ließ die Vorstädte niederreißen. Der Feldmarschall Keith kommandierte das Belagerungskorps. Gleich die ersten Maßregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Ingenieuroberst Balby, der, wie bei Schweidnitz, so auch hier die Belagerung leitete, traf dabei unzweckmäßige Anordnungen, die alles in die Länge zogen. Der erste Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Festung, eine Entfernung, die alles Schießen wirkungslos machte.

Auf Befehl des Königs rückte man nach und nach näher trotz der Ausfälle und des heftigen Feuers der Belagerten und beschoß die Stadt aus über sechzig Geschützen. Indessen kam die österreichische Hauptarmee unter Daun heran, und da die Preußen wegen des Flusses March die Festung nicht völlig einschließen konnten, so fand der österreichische Feldherr Mittel, noch 1200 Mann hineinzuwerfen. Der König hatte die Ankunft dieses Heeres so bald noch nicht erwartet, weshalb er bei dessen Anblick voll Verwunderung ausrief: „Da sind ja die Österreicher! Sie lernen marschieren."

Zur Anfuhr des täglichen Munitionsbedarfes waren 400 Wagen nötig; dabei durfte die Proviantzufuhr nicht ins Stocken geraten. Die fehlerhafte Anlage der ersten Laufgräben hatte einen unnützen Munitionsverbrauch verschuldet, so daß nun Mangel eintrat und alles von der glücklichen Ankunft eines großen Transportes Munition und Proviant, der über Troppau unterwegs war, abhing. Da der vorsichtige Daun eine Schlacht vermeiden wollte, so war seine Absicht, die Ankunft dieses Transportes zu verhindern. Er verschanzte sich sofort in seinem Lager und benutzte die Stärke seiner Armee, verschiedene Korps auszuschicken, um die Landstraßen und Gegenden wohl zu besetzen, wo Transporte durchkommen mußten. Es fielen große Scharmützel vor; das Glück trat bald auf diese, bald auf jene Seite, allein in der Hauptsache änderte das nichts.

Friedrich wandte alles an, was ihm seine Lage als Belagerer und die Schwäche seines Heeres nur erlaubte, um den so entscheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberst Mosel, ein erfahrener Offizier, kommandierte dessen Bedeckung.

Sein Korps war 9000 Mann stark und bestand zum größten Teile aus Rekruten und Wiedergenesenen. Der Marsch ging wegen der großen Menge Wagen sehr langsam und beschwerlich vonstatten. Überdies waren die Wege, die zur preußischen Armee führten, durch die beständige Zufuhr und das eingetretene Regenwetter so sehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben und der Wagenzug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Mosel mußte daher von Zeit zu Zeit haltmachen, dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Am 28. Juni erwartete bei Gundersdorf Loudon den Transport, indem er ihn von drei Stellen aus mit Kanonen beschoß. Seine Kroaten griffen die preußische Vorhut an, wurden aber bald zurückgetrieben. Hierauf entwickelte Loudon sein ganzes Korps, Mosel entschloß sich zu einem Gegenangriffe und vertrieb die Kaiserlichen mit Verlust von zahlreichen Gefangenen und drei Kanonen.

Keith hatte auf die wiederholte Meldung, daß feindliche Streifparteien dem Transporte auflauerten, bereits am 27. Juni Zieten mit 3500 Mann diesem entgegengesandt. Dieser langte am 28. nachmittags, nachdem Mosel Loudon zurückgeschlagen hatte, auf dem Gefechtsfelde an und übernahm nun den Oberbefehl. Währenddessen war General Siskowics mit seinem Streifkorps von Süden aus drei Meilen nordöstlich Olmütz eingetroffen, hatte sich mit Loudon verständigt, und beide griffen mit zusammen über 8000 Mann auserlesener Truppen bei Domstadl am 30. den Transport gemeinsam an. Das Gelände, enge Gebirgspässe, in denen an ein Weiterfahren oder Zurseiteausweichen der Wagenkolonnen nicht zu denken war, begünstigte den Angriff, den Siskowics

eröffnete und Loudon kurz darauf von der andern Seite kommend kräftig unterstützte, ungemein. Die Preußen verloren jedoch den Mut nicht, sondern wehrten sich heldenmütig zwei Stunden lang in der allernachteiligsten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen und überdies zu sehr zerstreut, um die ungeheure Wagenkolonne decken zu können. Der Feind aber konnte sich nach Gefallen zusammenziehen und griff daher in ganzen Kolonnen an. Durch dieses Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt und der ganze Transport auseinandergesprengt. Zieten ward mit einem Teile der Bedeckung abgeschnitten und gezwungen, sich unter beständigem Fechten nach Troppau zurückzuziehen. Der General Krokow sammelte nun die übrigen Truppen, und etwas mehr als 100 Wagen, mit denen er glücklich im königlichen Lager eintraf. Unter diesen befanden sich 37 mit Geld beladene Wagen, wovon der Gegner keinen einzigen erbeutet hatte.

Alle Tapferkeit der Preußen war bei einem so ungleichen Gefechte fruchtlos gewesen, denn es war nicht schwer, einen Transport zu zerstreuen, der eine zwei Tagesmärsche, also etwa sechs Meilen tiefe Marschkolonne bildete, während die Bedeckungstruppen durch ungeheure Zwischenräume voneinander getrennt waren. In dieser Lage taten die Preußen alles, was man nur von den tapfersten Kriegern erwarten konnte. Die beiden Gefechte vom 28. und 30. Juni hatten bedeutende Opfer gefordert: 58 Offiziere, 2328 Mann waren tot, verwundet oder gefangen, 12 Kanonen und über 3000 Wagen verloren. Der Verlust der Kaiserlichen betrug nur etwas über 600 Mann.

Man hat es Friedrich häufig zum Vorwurfe gemacht, daß er seine Offensive in diesem Jahre über-

haupt nach Mähren, anstatt wie bisher nach Böhmen getragen habe. Wäre aber Olmütz gefallen, so mußte Daun um den Schutz von Wien besorgt sein, und diese Sorge der Österreicher hätte auch unfehlbar auf die Russen einschüchternd gewirkt. Der Fall von Olmütz stand aber unmittelbar bevor, und dann hätte der mittlerweile bei Olmütz auf das linke Marchufer übergegangene Daun eine Schlacht wagen müssen. In beiden Fällen waren Friedrichs Absichten, mit den Kaiserlichen fertig zu werden, ehe er sich gegen die Russen wandte, erreicht. Nun mußte die Belagerung von Olmütz selbstverständlich aufgegeben werden, da weder Lebensmittel noch Munition für die unmittelbar bevorstehende Anordnung des Sturmes vorhanden waren. Den Rückmarsch von Olmütz führte der Feldmarschall Keith mit der größten Klugheit und Behutsamkeit aus, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte. Nur dreißig der Schwächsten wurden der Großmut des Feindes überlassen. Auch zwei Mörser und eine unbrauchbare Kanone blieben zurück, gleichsam zum Andenken, daß Olmütz belagert worden war. Daun wollte dem Könige den Rückzug versperren, wozu die großen Schwierigkeiten, die die Preußen mit ihrem ganzen Belagerungstrain belastet, in der gebirgigen Gegend, zu überwinden hatten, gute Aussicht boten. Er besetzte alle Pässe, die aus Mähren nach Schlesien führten, und glaubte die Preußen schon abgeschnitten zu haben. Allein Friedrich, der immer Cäsar beim Vorgehen und Fabius beim Rückmarsche war, wandte sich plötzlich, nahm seinen Marsch nicht nach Schlesien, sondern nach Böhmen, verteilte seine Armee in verschiedene Korps, lebte allenthalben auf Kosten des Feindes, und so langte

er nach Übersteigung der größten Hindernisse und nach vielen kleinen Scharmützeln über Glatz glücklich in Schlesien an. Loudon besonders hatte ihn unaufhörlich verfolgt; allein dieser General fiel, durch seine Hitze verleitet, eines Tages bei Königgrätz in einen preußischen Hinterhalt, wobei er viel Leute verlor. Keith deckte die Belagerungsartillerie und die 4000 Wagen. Auch ihm gelang es diesen ungeheuren Zug glücklich über die hohen Gebirge zu bringen, ungeachtet der verfolgenden Feinde. Dieser meisterhaft ausgeführte Rückzug erregte allgemeines Staunen der Österreicher, und das Mißvergnügen über Daun war in der Kaiserlichen Armee groß. Nur der angenehme Gedanke: Mähren und Böhmen sind befreit und der Feind ist weit entfernt, beruhigte endlich die Gemüter.

Der Offensivkrieg gegen die Österreicher hatte für jetzt ein Ende, denn nun erforderte die Vertreibung der in den Mittelpunkt von Friedrichs Staaten eingedrungenen Russen die Hauptkräfte des Königs. Diese waren, wie oben bemerkt, bereits im Januar unter General Fermor nach Preußen zurückgekehrt[1], und da sie dies Königreich ganz leer von Truppen fanden, so hatten sie es jetzt ohne Schwertstreich in Besitz genommen.

Fermor hielt einen triumphierenden Einzug in Königsberg. Es wurde wie bei einem Freudenfeste mit allen Glocken geläutet, und Trompeten und Pauken erschollen den ganzen Tag von den Kirchtürmen. Die geängstigten Einwohner, in deren frischem Andenken die vorjährigen russischen Greuel noch waren, flehten nun um den Schutz der Kaiserin. Die sonderbare

[1] Vergl. S. 156.

Antwort Fermors lautete: „Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, daß meine allergnädigste Monarchin dies Königreich in Besitz genommen hat. Es kann Ihnen unter ihrem sanften Szepter nicht anders als glücklich ergehen, und ich werde mich bemühen, alle hiesigen Verfassungen, die ich vollkommen und unverbesserlich finde, in ihrem Glanze zu erhalten." Er fertigte sofort einen Kurier mit den Schlüsseln der Stadt nach Petersburg ab und gab dem Adel Audienz. Hierauf folgten prächtige Gastmähler. Von nun an betrachteten die Russen das Königreich Preußen als ihr Eigentum, das sie im Frieden zu behalten hofften, und man muß gestehen, daß sie es während des ganzen übrigen Krieges mit einer beispielwürdigen Schonung behandelten. Es wurde sogar im ganzen Königreich von den Kanzeln herab angekündigt, daß, wer über die russischen Soldaten nur irgendeine Klage zu führen hätte, solche bei der Kriegskanzlei in Königsberg anbringen sollte, wo die schleunigste Genugtuung erfolgen würde.

Die Glieder von allen königlichen Kollegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid schwören, daß sie nichts wider das Interesse der Kaiserin von Rußland, weder öffentlich noch heimlich, vornehmen wollten. Den Kranken wurde dieser Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Konsistorium erhielt Befehl, für die Kaiserin in den Kirchen beten zu lassen und selbst das Formular des Gebetes wurde dazu gegeben. Endlich mußte der Adel sowohl als die Bürgerschaft auch den Eid in dazu bestimmten Kirchen leisten. Russische Offiziere führten bei dieser Förmlichkeit den Vorsitz. Man machte die russischen Staatsfeste bekannt, die durch Gottesdienst und Unterlassung der Arbeit gefeiert werden sollten. Der ganze Postverkehr und

andere gemeinnützige Einrichtungen blieben ungestört. Diese Huldigung, die keine bloße Besitznehmung, sondern eine förmliche Eroberung bezeichnete, verletzte den König derart, daß nun der Magistrat von Dresden, Pirna, Freiberg, und von andern Städten ihm auch den Huldigungseid schwören mußten. Die Russen erbeuteten in Königsberg und Pillau 88 eiserne Kanonen nebst einem beträchtlichen Vorrate an Munition. Der Wiener Hof ernannte Fermor zum Reichsgrafen und die russische Monarchie bestätigte alle seine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen schienen bei dieser unerwarteten Schonung ihren König zu vergessen und fügten sich ruhig unter das Joch seiner Feinde. In Königsberg besonders tat man mehr, als erforderlich war. Am 21. Februar, dem Geburtstage des Großfürsten Peter, wurde die Stadt beleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Universität bat um Erlaubnis, im öffentlichen Hörsaale diesen Tag durch eine Rede festlich zu begehen. Dergleichen Beleuchtungen auf Kosten der Königsberger und andere Schaugepränge wurden von nun an bei den Staatsfesten der Russen gebräuchlich, und obgleich sie von diesen nicht von den Bürgern angeordnet waren, konnte Friedrich doch dieses Betragen nicht vergessen, und nie in seinem ganzen übrigen Leben betrat er sein Königreich Preußen wieder. Die Russen hatten nun die Verwaltung aller Zweige der Staatswirtschaft und der Landesregierung übernommen, und die Einkünfte fielen ihnen zu. Jedoch wußten die Häupter der Kollegien ebenso wie in Sachsen Mittel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und ihrem Diensteifer tätige Beweise zu geben. Fermor verließ endlich Preußen mit seiner Armee, der auf 30000 Schlitten

der Proviant zugeführt worden war, und nahm seinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber waren diese Eroberer, sobald sie über die Grenzen des Königreichs Preußen kamen, nicht mehr durch höhere Befehle im Zaum gehalten; daher bezeichneten, so wie im vorigen Jahre Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in diesen beiden unglücklichen Provinzen.

Die Dohnasche Armee, die zur Verteidigung von Pommern bestimmt war, hatte vor Ankunft der Russen die Schweden ganz in die Enge getrieben und hielt selbst Stralsund eingeschlossen. Alle diese Vorteile mußte Dohna nun aufgeben, als die neuen Feinde aus Norden anrückten, für die es nicht genügte, Meister der Weichsel zu sein, sie mußten sich auch der Warthe bemächtigen. Sie besetzten daher Posen, Elbing und Thorn. Auch Danzig wollten sie besetzen und zum Hauptwaffenplatze machen, allein der Versuch mißglückte. Die Einwohner dieser damals preußisch gesinnten Stadt erklärten sich förmlich wider das Ansinnen, den Russen ihre Außenwerke zu überlassen, und machten Anstalten, sich im Notfalle der Gewalt zu widersetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Russen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der preußischen Staaten gerichtet, wohin Fermor seinen Marsch fortsetzte. Er drang mit 60000 Mann in Pommern und in die Neumark ein und fing an, Küstrin einzuschließen und zu beschießen.

Der General Dohna hatte die Blockade von Stralsund aufgehoben, um sich gegen die Russen zu wenden, vermochte jedoch mit seinen geringen Kräften die Einschließung von Küstrin nicht zu verhindern. Er bezog am 19. Juli 5 km westlich der Festung ein Lager, während die Armee Fermors nordöstlich auf dem andern Oderufer stand, und es gelang ihm, durch eine über

den Fluß geschlagene Schiffsbrücke mit der Besatzung in Verbindung zu treten und sie zeitweilig ablösen zu lassen. Die Russen hatten am 15. die Beschießung Küstrins mit Bomben und glühenden Kugeln begonnen. Die Geschütze des Verteidigers erwiderten das Feuer sofort, trugen jedoch nicht weit genug. Schon am ersten Tage brach in den überaus engen Straßen eine verheerende Feuersbrunst aus, die mit rasender Eile um sich griff. Die unglücklichen Einwohner, von der Beschießung vollständig überrascht, gerieten gänzlich außer Fassung und die Mehrzahl dachte nicht an Löschen, sondern nur an das Bergen ihrer eigenen Habe. Gegen 6 Uhr abends mußten die Artilleristen des Verteidigers die Wälle räumen, weil es dort vor Hitze nicht mehr auszuhalten war, und die ganze Stadt war nur noch ein rauchender Trümmerhaufen, unter dem nicht allein das Eigentum der Bürger, sondern auch viele hierher geflüchtete Habe wohlhabender Edelleute der Umgegend, ebenso alle Staatsakten, die aus Berlin nach Küstrin gerettet worden waren, begraben lagen. Auch wurden sämtliche Magazine ein Raub der Flammen. Dagegen waren die Festungswerke fast unversehrt, ebenso die Oderbrücke. Der Kommandant, Oberst Schach von Wittenau, lehnte daher die Aufforderung Fermors zur Übergabe ab. Am 20. gelang es der Besatzungsartillerie, die nordöstlich der Festung gelegene Kurze Vorstadt, die dem Angreifer gute Deckung bot, in Brand zu schießen; auch sie brannte bis zum Abend völlig nieder. Zwei Tage nachher mußte aber der Verteidiger sein Geschützfeuer einstellen, weil das des Angreifers überlegen war. Doch bereits nahte der König [1].

[1] Archenholtz stellt, wie fast sämtliche zeitgenössischen Geschichtsschreiber, die Beschießung Küstrins, in deren Folge fast die

Der König hatte, da Feldmarschall Keith erkrankt war, den Markgrafen Karl von Brandenburg mit dem größten Teile seiner Armee bei Landeshut in Schlesien zurückgelassen, um diese Provinz zu decken; er nahm bloß 14000 Mann auserlesener Truppen mit und rückte in Eilmärschen seiner Kurmark zu Hülfe. Von der Armee des Prinzen Heinrich, die in der Gegend von Dresden den Reichsvölkern gegenüberstand, sowie aus Schlesien, zog der König die entbehrlichen Truppen gleichfalls heran. Diese kleine Armee brannte vor Verlangen, sich an einem Feinde zu rächen, den sie zwar noch nie gesehen hatte, von dessen Grausamkeiten und Verwüstungen aber die rauchenden Schutthaufen beredtes Zeugnis ablegten. Kaum kannten sie ihr verödetes Vaterland mehr. Dies Preußenheer verachtete alle Anstrengungen und Mühseligkeiten der Märsche, es war nur seiner erhabenen Bestimmung als Retter des Vaterlandes eingedenk. In zwölf Tagen machte Friedrich einen Zug von 35 deutschen Meilen bei sengender Hitze und tiefen sandigen Wegen, und so langte er am 21. August bei Küstrin an, wo er die Besatzung verstärkte und sich mit der Dohnaschen Armee vereinigte. Die Husaren brachten ihm hier zwölf gefangene Kasaken, die er als die ersten, die sein Auge sah, wegen ihrer besonderen Gestalt und ihres elenden Aufzuges sehr ernsthaft betrachtete und

ganze Stadt niederbrannte, als eine besondere Barbarei der Russen dar. Bei den damaligen Verhältnissen des noch nicht regulierten Laufes der Oder war die Stadt so eng gebaut, daß eine Beschießung unfehlbar Feuersbrünste in größerem Umfange nach sich ziehen mußte. Mit demselben Rechte könnte man dem Könige Barbarei vorwerfen, daß er Dresden, Olmütz, Schweidnitz und andere Festungen beschossen hat. Etwas ganz anderes war dagegen die Beschießung der offenen Stadt Gabel durch die Österreicher 1757. v. D.

sodann zum Major Wedel sagte: „Sehe er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen.“ Er war bei dem Dorfe Güstebiese, einem Orte, wo der Feind es nicht vermutete, über die Oder gegangen und vereitelte dadurch Fermors Entwürfe vollständig. Dieser hob auf den Rat des in seinem Hauptquartier anwesenden österreichischen Militärbevollmächtigten die Belagerung Küstrins auf. Beide Heere näherten sich einander. Friedrich war durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen und der ihrer Habe beraubten umherirrenden Flüchtlinge aufs tiefste ergriffen. Er traf alle Anstalten den Rückzug des Feindes zu hemmen und ihn nach den Morästen der Oder zu drängen und dort zu vernichten. Die über die Mietzel führenden Brücken wurden zerstört; doch rühmen sich sowohl die Preußen wie die Russen dieser Tat.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll und hing von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriffe, sich zu vereinigen und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichstruppen befanden sich auf dem Marsche nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee der Österreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreiten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich und nichts hinderte sie, auf das unbefestigte Berlin loszurücken.

Die tief durchdachte Anordnung war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf die gänzliche Vernichtung des feindlichen Heeres gerichtet, wobei aber doch dem Könige im Falle eines widrigen Verlaufes der Rückzug nach Küstrin frei blieb. Es war am 25. August, als diese große Schlacht bei **Zorndorf** geliefert wurde. Sie fing des Morgens um 8 Uhr

an. Die Russen waren 44000 und die Preußen 37000 Mann stark. Diese brachen um 3 Uhr früh aus ihrem Lager, das nördlich des russischen war, auf, umgingen dieses, das bisher die Front nach Norden gewandt hatte, in weit nach Osten ausgreifendem Bogen, um südlich Zorndorf aufzumarschieren[1]. So waren die Russen gezwungen, ihre Front nach Süden zu wenden, eine Veränderung, die bei ihrer Schwerbeweglichkeit geraume Zeit erforderte und eben erst beendet war, als die Preußen zum Angriffe schritten. Die Russen standen mit der Infanterie zwischen zwei tief eingeschnittenen Gründen in einem unregelmäßigen Viereck, Front nach Süden; ihre gesamte Reiterei mit Ausnahme der Kasaken und Husaren stand auf dem linken Flügel außerhalb des Viereckes. Zorndorf hatten sie angezündet. Friedrich beabsichtigte, den Angriff mit dem linken Flügel zu führen und nahm, ähnlich wie bei Leuthen, vor diesen noch eine Avantgarde aus 8 Bataillonen, die General Manteuffel befehligte, der rechte Flügel sollte zurückgehalten werden. Der Angriff ward durch zwei schwere Batterien vorbereitet. Dieses Geschützfeuer hatte eine geradezu verheerende Wirkung. Bei einem Grenadierregimente traf eine einzige Stückkugel 42 Mann, die teils getötet, teils verwundet wurden[2]. Die zu weit gehenden Kugeln

[1] Majestätisch schön, schreibt ein russischer Augenzeuge, war der Anblick des heranrückenden Preußenheeres, ... in feierlichem Marsche kommen sie immer näher, jetzt hören wir ihre Hautboisten, sie spielen: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht." v. D.

[2] Der durch seine militärischen Schriften bekannte sächsische Artilleriehauptmann Tielke, der damals bei der russischen Armee diente und sich bei der Schlacht befand, erzählt diesen fast unglaublichen Umstand sowie andere die Russen betreffende Vorfälle derselben Zeit. v. A.

rollten einen innerhalb des russischen Viereckes befindlichen Grund, in dem der Troß aufgestellt war, entlang und verursachten dort große Verwirrung. Aber die russische Infanterie ertrug dieses furchtbare Feuer mit dem ihr eigentümlichen Gleichmute stundenlang. Gegen 11 Uhr glaubte Manteuffel zum Angriffe schreiten zu können. Der Rauch des brennenden Zorndorf und der infolge der großen Trockenheit aufwirbelnde Staub verhüllte den Angreifer derart, daß ihn die Russen erst gewahr wurden, als er auf 40 Schritte herangekommen war. Nun stürzten sie ihm mit dem Bajonett entgegen, und es kam zu einem erbitterten Handgemenge. Die Absichten Friedrichs wurden hier durch das fehlerhafte Vorgehen des ersten und zweiten Treffens des linken Flügels unter General Kanitz vereitelt, der, wohl gleichfalls durch den Staub und Rauch geblendet, anstatt Manteuffel zu folgen, sich während des Vormarsches immer weiter rechts gezogen hatte, so daß sein Stoß nicht auf den bereits erschütterten rechten russischen Flügel, sondern auf die noch ganz gefechtsfähige Mitte traf. Nun attackierte feindliche Reiterei sehr geschickt die linke Flanke der preußischen Avantgarde und gleichzeitig stürmte die Infanterie des rechten russischen Flügels zu einem Gegenstoße vor. Diesem Anpralle konnten die schon stark gelichteten Bataillone Manteuffels nicht mehr widerstehen; sie wichen, und nun ward das erste Treffen links umfaßt und aufgerollt.

Friedrich sandte nun an Seydlitz, den Führer des linken Kavallerieflügels, Befehl, die zurückweichende Infanterie von dem sie verfolgenden Gegner zu befreien. Während Seydlitz, um diesen Befehl ausführen zu können, einen ihn vom Feinde trennenden Grund überschreiten muß, erhält das aus 20 Schwa-

dronen Dragonern bestehende Reservekorps denselben Befehl und greift, da kein Hindernis sich vor ihm befindet, geführt vom Fürsten Moritz von Anhalt, zuerst ein. Die russischen durch die Attacke bereits atemlos gewordenen Reiter sind diesem Ansturme nicht mehr gewachsen, sie weichen in der Richtung ihrer vorgehenden Infanterie zurück; an dieser aber bricht sich der wuchtige Ansturm der preußischen Dragoner. In diesem Augenblicke treffen die Seydlitzschen Schwadronen ein und zersprengen die feindlichen derartig, daß ein großer Teil davon in das Sumpfgelände gedrängt wird, und Fermor sowie Prinz Karl von Sachsen, die vom Strome der Fliehenden mitgerissen werden, entgehen mit Mühe der Gefangenschaft. Aber die russische Aufstellung hat den Vorteil der Tiefe; nachdem die Kavallerie vom Kampffelde verschwunden war, leistete die Infanterie den preußischen Reitern noch solch zähen Widerstand, daß diese nur langsam vorwärts dringen konnten. Erst ganz allmählig wich der rechte russische Flügel zurück. Einige Bataillone davon gerieten in die beim Dorfe Quartschen aufgestellte Bagage, deren Marketenderwagen sie plünderten und den Branntwein viehisch genossen. Vergebens schlugen die russischen Offiziere die Fässer in Stücke, die Soldaten warfen sich der Länge nach auf den Boden, um den geliebten Trank aus dem Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen ihre Seele aus, andere töteten ihre Offiziere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde umher, ohne auf das Zurufen ihrer Vorgesetzten zu achten.

Der russische rechte Flügel war zersprengt, die Mitte hatte nur wenig gelitten, der linke Flügel war unberührt. Fermor verfügte noch über 38 frische Bataillone, 16 reguläre und etwa 40 leichte Reitergeschwader,

Husaren und Kasaken. Diesen Kräften hatte der König nur noch 14 unberührte Bataillone und die 30 Eskadrons des rechten Flügels entgegenzustellen. Sein linker Infanterieflügel war zwar wieder gesammelt aber doch schwer erschüttert, die Avantgarde Manteuffels aber kaum mehr zu rechnen. Auf beiden Seiten trat in den Mittagsstunden eine Gefechtspause ein.

Kurz nach 2 Uhr führte König Friedrich den rechten Infanterieflügel gegen den linken russischen vor. Ein wieder sehr geschickt geleiteter Kavallerieangriff kam diesem Vorrücken entgegen; die russischen Reiter erbeuteten eine Batterie und nahmen deren Bedeckungsbataillon gefangen, vermochten aber in die Infanterie nicht einzudringen. General Schorlemer, der die 30 Schwadronen des rechten Flügels führte, ritt rechtzeitig zur Gegenattacke an und warf die feindlichen Reiter nicht allein, sondern befreite auch das vorhin gefangene Bataillon wieder. Aber die kaum gesammelten Bataillone des linken preußischen Flügels, die bereits furchtbare Verluste erlitten hatten und diesen Angriff unterstützen sollten, wichen infolge einer falsch gedeuteten Bewegung der Dragonerreserve hinter ihrer Front abermals und flohen in Auflösung nach Süden. Hier war nun wiederum Seydlitz rechtzeitig zur Stelle. Zwar kann er die bereits eingerissene Panik nicht verhindern, aber er greift nun mit seinen ermatteten Pferden die Mitte der feindlichen Infanteriestellung an, während gegen 4 Uhr der rechte preußische Infanterieflügel mit klingendem Spiele gegen den russischen linken vorgeht, immer wieder von Seydlitz unterstützt. So gelingt es hier etwa um 6 Uhr, die Russen nach zähestem Widerstande über einen der Gründe langsam zurückzudrängen, so daß diese am

Abend die Front nach Nordosten, die angreifenden Preußen aber solche nach Südwesten haben; beide Heere hatten also während des Kampfes noch einmal beinahe eine vollständige Drehung ausgeführt.

Jeder andere Feldherr hätte sich mit diesem Erfolge begnügt, besonders in Anbetracht der völligen Erschöpfung seiner Truppen. Nicht so Friedrich! Er wollte den Gegner vernichten. Darum befahl er gegen 7 Uhr dem General Forcade, die Russen nochmals anzugreifen, und zwar sollte dieser Angriff durch den mittlerweile gesammelten linken Flügel unterstützt werden. Aber diese Bataillone waren verbraucht, sie hielten den ersten Kanonenschüssen nicht mehr Stand und flohen wieder vom Kampfplatze. Allmählich ging auch die Munition zu Ende, und als nun Forcade selbst schwer verwundet ward, mußten die Preußen, der Mehrzahl ihrer Führer beraubt, wieder über den Grund zurückgehen. Unterdessen war es ganz dunkel geworden, und der Kampf erlosch auf beiden Seiten infolge völliger Ermattung nach nahezu dreizehnstündiger Dauer. Die Preußen hatten 355 Offiziere, 12442 Mann, 2 Fahnen, 26 Geschütze und etwa 1900 Gefangene eingebüßt, somit fast ein Drittel der Gefechtsstärke. Der russische Verlust belief sich auf etwa 918 Offiziere, 20700 Mann, also beinahe die Hälfte des Gefechtsstandes. 5 Generale, 77 Offiziere, 2400 Mann waren gefangen, 103 Kanonen, 24 Fahnen und eine russische Kriegskasse mit 850000 Rubeln erbeutet worden.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Fermor war schon nach dem Erlöschen des Kampfes zum Rückzug über das Dorf Kammin

auf Landsberg entschlossen, um die Verbindung mit seinen Magazinen nicht zu verlieren, aber seine Truppen waren zu sehr erschöpft; zudem fehlte es an Pferden, um die Geschütze fortzubringen. Um jedoch den Anschein zu erwecken, daß die Schlacht ein unentschiedener Kampf gewesen sei, schrieb er an Dohna, um einen Waffenstillstand zu beantragen, unter dem Vorwande, die Toten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen hat, so werden auf seinen Befehl die Toten beerdigt, und die Verwundeten verbunden werden." Der folgende Tag brachte nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie und die große Ermattung der Kavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten einen neuen Angriff unmöglich und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen am 27. früh 3 Uhr in der angegebenen Richtung ab, da sie bei längerem Stehenbleiben befürchten mußten, im Falle eines wiederholten Angriffes in die Sümpfe des Warthebruches gedrängt zu werden. Dunkelheit und Nebel verhinderten, daß die Preußen diesen Abzug rechtzeitig bemerkten.

Die geringe Zahl der Gefangenen und der Umstand, daß ein Teil der russischen Armee in zerstreuten Haufen die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, veranlaßte die Russen, sich den Sieg zuzuschreiben. Der russische General Panin war jedoch so aufrichtig, zu sagen: „Wir haben zwar den Walplatz behauptet, allein tot, verwundet und besoffen." Fermor sandte Kuriere mit der Nachricht des Sieges an alle ver-

bündeten Höfe und Armeen, weshalb man auch in Wien feierlich das Te Deum anstimmte. Nie wurden derartige Spiegelfechtereien häufiger gebraucht als in diesem Kriege. Die Preußen allein verachteten dergleichen Künste. Wurden sie wirklich geschlagen, so gestanden sie es frei, in der festen Hoffnung, durch künftige Taten das Verlorene wiederzugewinnen. So dachte Friedrich, und so dachten alle Befehlshaber seiner Heere. Man überließ es den Besiegten, sich durch Einbildungen und falsche Berichte zu vergnügen, und nutzte indessen den Sieg aus. Der König folgte am nämlichen Tage in ein Lager bei Tamsel, wo er den Russen wieder schlachtbereit gegenüberstand. Aber Fermor zog es vor, am 31. nach Einbruch der Dunkelheit nach Landsberg abzurücken, weil er fürchtete, Friedrich könne seine rechte Flanke umgehen, ihn dadurch von seinen Magazinen abschneiden und er wäre dann in dem gänzlich verwüsteten Lande unfehlbar in ernste Verpflegungsschwierigkeiten geraten. Friedrich ließ Dohna mit einem Teile der Armee ihm gegenüberstehen, sandte ein anderes Korps gegen die Schweden und brach mit den übrigen Truppen am 1. September nach Sachsen auf, wo seine Gegenwart höchst nötig war.

Der König erkannte das außerordentliche Verdienst des Generals Seydlitz öffentlich an und gestand freimütig, daß der Sieg diesem General allein zu verdanken sei. Friedrich hatte jedoch selbst seine eigene Person nicht im mindesten geschont, sondern war so tief ins russische Feuer gedrungen, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getötet wurden. Der englische Gesandte Mitchell, der ihn in allen Feldzügen dieses Krieges begleitete, war auch hier an seiner Seite und setzte sich der größten Gefahr

aus. Friedrich sagte: „Mein lieber Mitchell, dies ist nicht Ihr Platz.“ Der Gesandte erwiderte: „Sire, ist es der Ihrige? Ich bin zu Ihrer Person gesandt, und mein Platz ist allenthalben, wo sich Ew. Majestät befinden.“

Die Erinnerung an die von den Russen verübten Greuel erstickten bei den preußischen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menschlichkeit, so daß manche schwer verwundeten Russen, die hilflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Toten zusammen in Gruben geworfen und also lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten sich diese Unglücklichen unter den Leichen und suchten sich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf sie geworfen, die bald ihre schwachen Bewegungen hemmten.

Die Österreicher hatten indessen die Abwesenheit des Königs aufs beste zu benutzen gesucht. Jetzt konnten sie angriffsweise verfahren, und die Überlegenheit ihrer Armeen versprach ihren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Allein alles kam hier auf die Geschwindigkeit der Ausführung an. In Schlesien zeigten die besetzten Pässe und die vielen Festungen Hindernisse, deren Wegräumung lange Zeit erforderte. Den Kriegsoperationen in dieser Provinz galten daher lediglich untergeordnete Entwürfe. Sachsen ließ schnellere Lorbeeren hoffen. Daun rückte deshalb, als er erst volle Sicherheit vom Abmarsche Friedrichs nach der Mark hatte, und infolge verschiedener Mahnungen aus Wien langsam über Görlitz und Bautzen in Sachsen ein und erreichte in den ersten Tagen des September die Gegend von Dresden. General Harsch hatte er mit etwa 9000 Mann in Schlesien zurückgelassen, um womöglich Neiße zu be-

lagern. Dieser Marsch des österreichischen Feldherrn veranlaßte den Markgrafen Karl, auch mit seiner Armee nach Sachsen zu gehen, um den Prinzen Heinrich zu unterstützen. Auch der Herzog von Zweibrücken war mit den Reichstruppen in Sachsen angelangt. Alles drohte nun den Verlust dieses für die preußische Kriegsführung so wichtigen Landes. Der Prinz Heinrich, der es mit einer kleinen Armee bisher gedeckt hatte, mußte der Übermacht weichen und zog sich nach Dresden zurück. Die Operationen des Markgrafen sowohl als des von diesem entsandten Generals Zieten erweckten wegen ihrer zögernden Ausführung den Unwillen König Friedrichs.

Dauns Plan war nun, Dresden zu erobern, die Preußen in Sachsen wo nicht aufzureiben, doch vollständig aus dem Lande zu vertreiben und den König von der Elbe gänzlich abzuschneiden. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange genug in seinen eigenen Staaten aufzuhalten. Daun warnte daher den General Fermor, sich nicht mit dem Könige, diesem nach seinem Ausdruck schlauen Feinde, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen; er sollte vielmehr so lange verteidigungsweise verfahren, bis Sachsen befreit wäre. Der Kurier fiel den preußischen Husaren in die Hände, und Friedrich beantwortete das Schreiben nach der Zorndorfer Schlacht auf folgende Art: „Sie haben Ursache gehabt, den General Fermor zu warnen, sich vor einem schlauen Feinde zu hüten, den Sie besser kennen als er; denn er hat standgehalten, und ist geschlagen worden."

Prinz Heinrich, der sich auf Friedrichs Tätigkeit verließ, bemühte sich indessen, durch mannigfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen

Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Aber der Sonnenstein wurde von den Reichstruppen belagert und eingenommen. Der preußische Kommandant verlor den Mut und gab sich mit 1400 Mann kriegsgefangen. Daun machte nun einen Versuch, Dresden zu erobern. Er näherte sich dieser Residenz, die nur schwach besetzt war und geringe Festungswerke hatte. Doch die Entschlossenheit des Kommandanten Grafen Schmettau ersetzte dies alles. Er machte Miene, die prächtigen Vorstädte abzubrennen, die Häuser von sechs, auch sieben Stockwerken hatten und über die Wälle hervorragten. Dieser Vorsatz setzte den Hof und die Stadt in die äußerste Bestürzung. Die königliche Familie glaubte, daß dadurch sowohl das Schloß als sie selbst der größten Gefahr ausgesetzt wären. Das Wehklagen war allgemein, als man anfing, die Häuser mit brennbaren Stoffen zu füllen. Die Einwohner, der Magistrat, der Hof, alles flehte um Schonung und auch die Landstände sandten Abgeordnete mit Vorstellungen und Bitten. Schmettau berief sich auf die Notwendigkeit und auf die Pflicht, sich zu verteidigen. Er führte an, daß die Sachsen von ihm als Feind keine Achtung für die königliche Residenz erwarten könnten, wenn selbst ihre Bundesgenossen solche absichtlich aus den Augen setzten. Daher riet er, sich mit ihren Vorstellungen nicht an ihn, sondern an diese ihre Verbündeten zu wenden. Dies geschah auch, aber anfangs ohne Erfolg. Daun hatte sich mit einer leichten Eroberung geschmeichelt und wollte diesen angenehmen Gedanken, der so große Vorteile versprach, nicht gerne aufgeben. In der Hoffnung, daß der preußische Kommandant sich vielleicht durch Worte schrecken ließe, drohte er das Abbrennen der Vorstädte auf das grausamste zu rächen und nach

Eroberung der Stadt keines Preußen zu schonen. Schmettau erklärte, sich im äußersten Falle von Straße zu Straße zu verteidigen, das königliche Schloß zu seinem letzten Kastell zu machen und sich unter dessen Ruinen zu begraben. Er plante zu diesem Zwecke, Pulver ins Schloß führen zu lassen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu versammeln, und dann wollte der preußische General in den Gemächern des Kurprinzen, mitten unter der zagenden königlichen Familie, die endlichen Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine solche Drohung, so ungewiß auch deren Ausführung immer sein mochte, war zu wohl überdacht und den Umständen so sehr angemessen, daß die Wirkung nicht ausbleiben konnte. Daun gab seinen Anschlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorstädte stehen. Die brennbaren Stoffe wurden wieder aus den Häusern entfernt, und die Einwohner waren für jetzt beruhigt.

Indessen fiel Loudon mit 2000 Mann im Kottbuser Kreise ein und erpreßte von diesem armen Lande übergroße Brandschatzungen. Die Einwohner wurden unter den schrecklichsten Drohungen gezwungen, alles, was sie an Geld und Wertsachen besaßen, selbst ihre Eßlöffel, ihre Schuhschnallen, ja sogar ihre Trauringe herzugeben. Da dies alles noch nicht ausreichte, so wurden die Magistratspersonen von Kottbus, Köhler und Asterath, als Geiseln mit fortgeschleppt. Es schien, als ob die Österreicher in Grausamkeit dem Beispiele der Russen folgen wollten, denn nicht allein Plünderungen, sondern auch das Anzünden der Dörfer und überhaupt die größten Gewalttätigkeiten bezeichneten diesen Einfall. So wurde ein Edelmann namens Pannewitz auf seinem Gute überfallen und nach geschehener Ausplünderung, da

er große Geldsummen schaffen sollte und nicht konnte, mit Säbeln zerhauen, aus dem Bette gerissen und halb nackend und blutend an den Schweif eines galoppierenden Pferdes gebunden, neben dem er atemlos hertraben mußte.

Die ungeheure Überlegenheit der Österreicher und Reichstruppen in Sachsen gab indessen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte auf einmal von vorne und im Rücken angegriffen und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verschiedenen Armeen hatten deshalb Zusammenkünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmal vernichtete. Er kam und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich. Der wiedergenesene Feldmarschall Keith war Mitte September zum Heere zurückgekehrt. Des Königs Wunsch war eine Schlacht, um die Österreicher nach Böhmen zu treiben, und Schlesien, das nur schwach besetzt und in großer Gefahr war, zu Hilfe zu kommen. Die Feinde brandschatzten in dieser Provinz, und belagerten Neiße; auch Kosel hatten sie berannt. Fouqué stand mit einem Korps Preußen von 8000 Mann bei Landeshut verschanzt. Er konnte die Unternehmungen der so sehr überlegenen Feinde zwar erschweren, aber nicht hindern. Daun vermied dagegen sorgfältig ein Treffen, und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohlpostierte Korps zu verzögern. Sein Hauptlager bei Stolpen war eins der festesten in Sachsen. Es waren steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr sowohl wie seine Truppen waren voller Mut, und der vermeintliche Sieg ihrer Bundesgenossen bei Zorndorf gab

Gelegenheit zur Anstimmung des Ambrosianschen Lobgesangs unter Trompeten- und Paukenschall; hierauf wurde aus allen Kanonen und Musketen Viktoria geschossen und Jubel geschrien. Nur die Vernünftigen dieses Heeres bezweifelten einen Sieg, den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verschiedene Korps Österreicher wurden aus ihren Posten vertrieben, und häufige Scharmützel fanden statt. Der Weg nach Schlesien wurde frei, allein Daun blieb unbeweglich stehen. Indessen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abschneidung der Zufuhren und Zerstörung der Magazine nach Böhmen zurückzudrängen. Wegen der Reichstruppen war er unbesorgt, weil er auf deren baldigen Abmarsch rechnete, da sie schon anfingen, Mangel zu leiden. Er lagerte sich daher bei Bautzen. Seine Truppen, die seit acht Wochen täglich in Bewegung gewesen waren, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an, rauh zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf seinen Befehl Brandhütten und die Kavallerie Ställe von Strauchwerk bauen. Man kann sich von der damaligen Stimmung des Königs am besten eine Vorstellung machen nach den Worten, die er Ende September dem Feldmarschall Keith schreibt: „Man sollte glauben, die österreichischen Generale stammten aus dem Kaukasus oder vom Pic von Teneriffa oder den Kordilleren; sobald sie einen Berg sehen, gleich sind sie oben; in die Felsen und Engpässe sind sie närrisch verliebt. Das gibt einen beschwerlichen, langwierigen Krieg, und es paßt mir weder das eine noch das andere. Ich werde noch sechs Wochen auf dem Seile zu tanzen haben, bis der Schnee fällt, und Sie werden das

Ende des Schauspieles erfahren, dann werde ich auch des längeren auf alle die Fragen eingehen können, die Sie mir vorlegen."

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bei Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von der Behauptung des sogenannten Strohmberges ab, den zu besetzen der preußische General Retzow Auftrag hatte, der mit 10000 Mann gegen den an der Löbau bei Weißenberg mit 12000 Mann stehenden Prinzen Christof von Baden-Durlach vorausgesandt war. Retzow fand den Berg im Besitze einer Kroatenabteilung und wagte nicht, ihn anzugreifen, ehe der König anderen Tages zu seiner Unterstützung bereitstehen konnte. Mittlerweile hatte Daun den Berg durch den General Sikowics mit vier Grenadierbataillonen und schwerer Artillerie besetzen lassen. Als der König am anderen Tage vor der Stellung ankam und sah, daß Retzow seinen Befehl nicht ausgeführt hatte, ward er im höchsten Grade aufgebracht, ließ durch einen Flügeladjutanten den Degen des Generals abholen und bestrafte ihn mit Arrest.

Der mangelnde Besitz des Strohmberges war es nicht allein, der die von den Preußen nun eingenommene Stellung gefährlich machte, sondern noch mehr die ausgedehnten Waldungen im Süden, die auf tausend Schritte an den rechten Flügel heranreichten. Die Reitervedetten, die bei Tage auf die nördlich der Waldungen gelegenen Höhen vorgeschoben waren, mußten bei Nacht eingezogen werden, so daß die Sicherung lediglich in den Händen der Infanterie lag. Dazu kam noch die zahlenmäßige

Schwäche des Preußenheeres dem doppelt so starken Feinde gegenüber. Friedrich hatte die Stellung am 10. Oktober bezogen. Er verschloß sich den in ihr liegenden Gefahren keinen Augenblick, aber er scheute es, angesichts des Feindes wieder zurückzugehen, weil er befürchtete, damit ein Zugeständnis seiner Schwäche zu machen. Dazu kam, daß bisher noch niemand es gewagt hatte, ihn anzugreifen, und Daun, dessen Behutsamkeit er sattsam kannte, traute er ein solches Unterfangen am allerwenigsten zu. Deshalb beschloß er, stehenzubleiben, bis die Armee mit dem notwendigen Brotvorrate versehen sei, und dann am 14. nach Einbruch der Dunkelheit abzumarschieren, um Dauns rechte Flanke zu umgehen und ihm seine Verbindung mit Görlitz abzuschneiden[1]. An diesem Entschlusse hielt Friedrich fest trotz des Einspruches verschiedener erfahrener Generale, wie des Fürsten Moritz, der eine weiter rückwärts liegende Stellung empfahl und des in den Waffen grau gewordenen Feldmarschalls Keith, der scherzhaft seinem gekrönten Freunde gegenüber äußerte: „Wenn die Österreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden.“ Friedrich erwiderte in demselben Tone: „Wir müssen hoffen, daß sie sich vor uns mehr als vor dem Galgen fürchten.“ Am folgenden Tage sollte General Rebentisch mit 5000 Mann den Versuch einer Wegnahme des Strohmberges wiederholen, und Friedrich beabsichtigte, ihn

[1] Diese Abhängigkeit von den Magazinen lag in den Verpflegungsverhältnissen der damaligen Zeit begründet. Friedrich beklagte sie selbst aufs tiefste. Schon während des zweiten Schlesischen Krieges schrieb er an den Minister Podewils: „Nicht ich habe die Armee kommandiert, sondern Brot und Furage waren die Herren.“ v. D.

mit einer noch stärkeren Abteilung zu unterstützen, er gab jedoch, als er sich von der jetzigen starken Besetzung des Berges durch eigene Erkundung überzeugt hatte, dieses Vorhaben endgültig auf.

Der kühne Gedanke, die Preußen vermittelst eines Überfalles anzugreifen, wird dem General Loudon zugeschrieben. Der Plan dazu war trefflich entworfen und wurde mit Mut und Nachdruck durchgeführt. Die Heere standen einander so nahe gegenüber, daß der rechte preußische Flügel nur einen Kanonenschuß weit vom feindlichen Lager entfernt war. Die Kaiserlichen betrachteten die Kühnheit, die im Stehenbleiben Friedrichs in solcher Nähe lag, als eine Geringschätzung. Dazu kam die Besorgnis, ihr zu übertriebener Vorsicht geneigter Führer könnte das Jahr vollends vorübergehen lassen, ohne daß die österreichische Armee überhaupt einmal ernstlich an den Feind gekommen sei. Das steigerte die Kampfeslust aufs Äußerste.

Die Menge der leichten Truppen beim österreichischen Heere war vorzüglich zum Überfalle geeignet, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt, selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffes von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug befestigt werden konnten, wenn er sich in der Nähe des gefürchteten Gegners befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit preußische Truppen geordnet und gegen den Feind geführt werden konnten. Bei allen gut gewählten Maßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die ein-

gebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heeres gegründet.

Die Stärke des Preußenheeres, samt dem Korps Retzow, war in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober 40000, die der Österreicher einschließlich des Korps Durlach 78000 Mann. In dieser Nacht verließ die kaiserliche Hauptarmee ihr Lager, eingeteilt in einen linken Flügel, der unter Dauns persönlicher Führung 34 Bataillone, 31 Eskadrons stark war, in ein Zentrum unter dem Grafen Colloredo, 6 Bataillone, 5 Schwadronen, und in einen rechten Flügel, 24 Bataillone, unter dem Herzog von Arenberg, dem sich die Kavallerie dieses Flügels unter Buccow unmittelbar anschloß. Auf dem äußersten linken Flügel hatte das von der Hauptarmee um 3 Bataillone, 20 Eskadrons verstärkte Loudonsche Korps den ersten Angriff zu führen. Der Herzog von Arenberg hatte Befehl, den Erfolg des linken Flügels abzuwarten und erst dann einzugreifen. Das Korps des Prinzen Durlach sollte das Retzowsche beschäftigen.

Die Zelte blieben im österreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. In den südlich des preußischen Lagers gelegenen Waldungen mußte eine Menge Arbeiter die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhacke fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch diesen Lärm sollten die preußischen Vorposten gehindert werden, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen preußischen Husaren aber endeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Aber dieser beharrte auf seiner Meinung, daß Daun es nicht wagen werde, ihn anzugreifen. Seydlitz und Zieten befanden sich eben beim Könige und er-

schöpften ihre Beredsamkeit, um seine Zweifel in diesem bedenklichen Augenblicke zu bekämpfen und sie brachten es auch dahin, daß Bereitschaftsbefehl an einige Brigaden geschickt wurde, wobei mehrere Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlafe ohne alles Bedenken.

Der Tag ist noch nicht angebrochen; die Turmuhr des Dorfes **Hochkirch** schlägt fünf. Da erschallen aus dem wenige hundert Schritte von den Waldungen entfernten Birkenbusche einzelne Schüsse, denen nach kurzer Pause lebhaftes Gewehrfeuer folgt. Der Busch war von zwei Freibataillonen besetzt, nördlich davon standen, ungefähr 500 Schritt vom Südrande von Hochkirch entfernt, drei Grenadierbataillone, ihre Feldwachen unmittelbar vor sich, durch Erdwerke gedeckt, und auf deren linkem Flügel eine Batterie von etlichen 20 Kanonen. Es bedarf nur sehr kurzer Zeit, daß die kampfgewohnten Grenadiere unter dem Gewehre stehen, aber bereits strömen die Freibataillone zurück, unmittelbar gefolgt vom Feinde. Immer mehr neue Gegner tauchen aus dem Dunkel auf, von rechts her haut die Kavallerie Loudons ein, und die Grenadiere müssen trotz aller Tapferkeit weichen, die Batterie bleibt in den Händen der Kaiserlichen. Es treffen allmählich die nächstliegenden preußischen Infanterieregimenter zur Unterstützung ein; das zweite Bataillon Markgraf Karl besetzt den Kirchhof von Hochkirch, dessen Umfassungsmauer sich trefflich zur hartnäckigen Verteidigung eignet.

Friedrich, der in dem 3000 Schritt nördlich Hochkirch gelegenen Dorfe Rodewitz sein Hauptquartier

hatte, kam, während seine Pferde gesattelt wurden, zu Fuß ins Lager. Er war noch immer der Meinung, es handle sich um einen Angriff leichter Truppen, wie sie in kleinerem Maßstabe fast täglich vorkamen. Beruhigend redete er die Leute an: „Bursche, geht nachs Lager, das sind Panduren." Aber nach wenigen Minuten fallen die Stückkugeln einer von Loudon westlich Hochkirch aufgefahrenen Batterie sausend zu seinen Füßen nieder, und heransprengende Adjutanten melden, daß der rechte Flügel mit Übermacht angegriffen sei. Nun zeigte sich Friedrichs Heldengeist wieder in strahlenstem Lichte. Ruhig und klar gab er seine Befehle. Und die Armee führte sie mit derselben Genauigkeit aus wie in der rangierten Schlacht. Andere Truppen hätten unter solchen Umständen das Grab ihres Ruhmes gefunden; nicht so die Preußen! Hier galt der Mut allein wenig, die Manns-zucht alles.

Auf dem rechten Flügel hatte sich die Lage mittlerweile bedeutend verschlimmert. Wohl hatten sich einige Reiterregimenter bemüht, die weitere Entwicklung feindlicher Kolonnen aus den Waldungen aufzuhalten, wohl brachten sie den österreichischen Grenadieren schwere Verluste bei, auf die Dauer vermochten sie nichts auszurichten. In und um Hochkirch tobt der Infanteriekampf weiter. Die stockfinstere Nacht wird nur durch das unsichere Licht des brennenden Dorfes zeitweise erhellt, so daß man im wütenden Handgemenge, wo neben den gewohnten Ausrufen der Fallenden das Quetschen der treffenden Kugeln und Säbel mit schauerlichen Tönen die Luft erfüllt, die weißen Röcke und Bärenmützen der kaiserlichen Grenadiere von den blauen der preußischen und ihren blanken Grenadiermützen unterscheiden

kann[1]. Die große Batterie wird zweimal zurückerobert und wieder genommen, neue preußische Regimenter greifen mit unübertrefflicher Tapferkeit in den Kampf ein; sie sind auch aus dem an allen Ecken brennenden Hochkirch nicht zu vertreiben. Immer von neuem führen die Kaiserlichen frische Truppen heran. Eine Kanonenkugel reißt dem Prinzen Franz von Braunschweig, dem jugendlichen Schwager König Friedrichs, den Kopf weg, Feldmarschall Keith sinkt, zweimal tödlich getroffen, lautlos vom Pferde, General Geist wird tödlich, Fürst Moritz von Dessau schwer verwundet. Seydlitz und Zieten führen die preußischen Geschwader wiederholt, der König selbst neue Infanterieregimenter in den Kampf. Auf dem Kirchhofe wehrt sich das zweite Bataillon Markgraf Karl unter seinem tapferen Kommandeur, dem Major Langen, mehrere Stunden gegen sieben- bis achtfache Übermacht, bis die letzte Patrone verschossen ist, dann stürzt sich Langen inmitten seiner Braven heraus und fällt, von elf Wunden bedeckt, in Gefangenschaft; ein kleiner Rest gewinnt das Freie. Hochkirch ist endgültig verloren[2]. Einzelne Regimenter, wie das Regiment Wedel, das zuletzt noch eine Attacke des Elitekorps der östereichischen Reiter, der Karabiniers und Grenadiere zu Pferde, aushielt, sind völlig zersprengt.

---

[1] Bericht eines Augenzeugen, des preußischen Stabsfeldpredigers Küster. v. D.

[2] Major v. Langen erlag seinen Verwundungen am 21. Oktober in Bautzen. Er ist einer der wenigen preußischen Stabsoffiziere, die sich in der Reihe der Generale auf dem Rauchschen Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin befinden. In Hochkirch erinnert ein schönes, vor einigen Jahren am Eingange des Kirchhofes gesetztes Denkmal an seinen Heldenkampf. v. D.

Nun befiehlt Friedrich für den rechten Flügel den Rückzug in eine Aufnahmestellung, die General Saldern mit vier Bataillonen und einer Batterie von zehn Kanonen auf den 1800 Schritt nördlich Hochkirch gelegenen Höhen genommen hatte. Es war 9 Uhr früh. Auch der Gegner war derartig erschöpft und durch das nächtliche Ortsgefecht in Unordnung geraten, daß er nicht folgte, sondern erst seine Verbände ordnete.

Auf dem durch einen tief eingeschnittenen Grund vom rechten getrennten linken Flügel widerstanden sechs Grenadierbataillone und fünf Schwadronen Husaren den Angriffen Arenbergs. Davon gingen bald nach dem Beginne des Gefechtes das Bataillon Kleist und das halbe Unruh gegen eine drohende Umgehung vor. Sie wurden nach tapferer Gegenwehr von zwei feindlichen Kürassierregimentern umzingelt und gezwungen, das Gewehr zu strecken. Die bleibenden viereinhalb Bataillone verteidigten sich und die schwere Batterie des linken Flügels lange der sechsfachen Übermacht gegenüber. Sie mußten zuletzt die Batterie, die über den tiefen Grund nicht so rasch folgen konnte, im Stiche lassen, um nicht selber abgeschnitten zu werden. Arenberg folgte nicht über den Grund, da seine Aufmerksamkeit nun durch die Annäherung des Retzowschen Korps abgelenkt wurde.

Es hatte nämlich ein Teil des Korps des Prinzen Durlach unter dem Prinzen Löwenstein kurz vor Tagesanbruch das Retzowsche Korps angegriffen, während Durlach mit dem größeren Teile seinem Befehle gemäß nach dem Strohmberge marschierte. Löwensteins Reiter erhielten heftiges Infanteriefeuer, kamen in Unordnung und wurden durch den Prinzen Eugen von Württemberg mit 25 Schwadronen ver-

folgt und in die Flucht geschlagen. Unterdessen hatte Retzow den Befehl des Königs erhalten, sich mit ihm zu vereinigen. Er sandte den Prinzen von Württemberg, als dieser von der Verfolgung Löwensteins zurückkehrte, mit 4 Bataillonen, 15 Eskadrons als Avantgarde voraus. Der Prinz hatte unterwegs kurze Zusammenstöße mit Reiterabteilungen Buccows, erreichte die Höhen nördlich Hochkirch und sah von dort aus zahlreiche Verwundete und Versprengte sowie Munitions- und Bagagewagen aller Art, die auf den nach Bautzen führenden Straßen und Wegen zurückströmten. Er erkannte die Gefahr, in der das Heer des Königs schwebte, ging in scharfem Trabe in eine Höhenstellung vor, von der er die Zurückgehenden decken konnte, und sah sich für diesen selbständig gefaßten Entschluß reichlich belohnt, denn die gesamte Reiterei O'Donnels hatte eben zur Verfolgung angesetzt, kehrte aber, als sie plötzlich preußische Kavallerie aus ganz unerwarteter Richtung erscheinen sah, sofort um. Der mittlerweile nachgefolgte Retzow nahm eine Aufnahmestellung weiter nördlich, unter deren Schutze sich die gesamte preußische Armee zurückzog. Daun hatte sich damit begnügt, den abziehenden Saldern durch Artilleriefeuer zu verfolgen, besetzte die erkämpfte Stellung mit einigen tausend Mann und kehrte am Nachmittage in sein altes Lager zurück.

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur dreiviertel Meile vom Walplatze, auf den sogenannten Spitzbergen hinter dem sumpfigen Albrechtsbache, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Teil ihrer Artillerie und Bagage verloren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen auch

an Munition, und ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht und jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indes so vorteilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, bei ihm so mannigfaltig und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Retzow hatte durch das Geschick, womit er den Rückzug deckte, Friedrichs Huld wieder erlangt. Er starb einige Wochen nachher. Die preußische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage nebst der Bagage 101 Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und 246 Offiziere, darunter 5 Generale, 8850 Mann. Der österreichische Verlust belief sich auf 325 Offiziere, 7262 Mann, 1 Fahne und 3 Standarten.

Der König hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten tot an seiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr, gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beim Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Diese Nacht erhöhte seinen Ruhm außerordentlich, anstatt ihn zu schwächen.

Verschiedene alte Regimenter, die bisher nichts als Siege erfochten und nie einer Niederlage beigewohnt hatten, waren hier gezwungen, dem Feinde den Rücken zu kehren. Ohne diesen Tag, so sehr er auch die preußischen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verschafft haben könnten, würden diese Regimenter noch immer die

unüberwundenen sein[1]. Viele alte Offiziere von diesen sieggewohnten Truppen hatten so hohe Begriffe von militärischer Ehre, daß sie durchaus der Übermacht nicht weichen wollten und unter dem Schwerte des Feindes fielen; andere mußte man mit Gewalt vom Schlachtfelde schleppen, weil sie einem so unglücklichen Tag nicht zu überleben, sondern lieber zu fallen wünschten.

Der gefährlich verwundete Feldmarschall Fürst Moritz von Dessau war auf dem Wege nach Bautzen, als er auf einen Trupp feindlicher Husaren stieß, die mit dem Säbel in der Faust den Wagen anfielen. Moritz sagte zum kommandierenden Offizier, dem kaiserlichen Rittmeister Velten: „Ich bin stark verwundet und gebe mich zu ihrem Gefangenen, bitte aber auf Ehrenwort, mich nach Bautzen zu bringen; Ihre Husaren sollen hundert Dukaten Lösegeld haben." Velten war damit zufrieden und schloß sich mit den Seinigen dem Wagen an. Bald darauf erschien ein großer Trupp preußischer Husaren, die sich zum Angriffe in Bereitschaft setzten. Der Rittmeister zeigte dies dem Fürsten an und bat ihn, sein Ansehen zu brauchen, weil er sonst sein eigenes Leben in Gefahr setzen würde. Moritz tat dies und rief, so schwach er auch war, den anrennenden preußischen Husaren mit starker Stimme zu, daß er der Gefangene sei

[1] Das Infanterieregiment von Forcade, später Lichnowsky, zur Garnison von Berlin gehörig, in dem der Verfasser die Ehre gehabt zu dienen, war eine dieser Kriegsscharen, die seit ihrer Stiftung im Jahre 1713 bis zum Oktober 1758 verlorene Schlachten bloß aus Erzählungen kannten. Der König sagte einst, indem er im Lager bei diesem Regiment vorüberritt, zu seinen Begleitern das große Wort: „Wenn ich Soldaten sehen will, so muß ich dies Regiment sehen." v. A.

und sich auf Ehrenwort ergeben habe. Die Preußen nahmen jedoch hierauf nicht Rücksicht; sie wollten den Fürsten befreien und sein gegebenes Wort mit dem Dasein derer, die es erhalten, zugleich vernichten. Nun aber sprengte Velten mit der Pistole in der Hand an den Wagen und sagte zum Fürsten: „Ich muß Eure Durchlaucht sogleich totschießen, wenn Sie Ihren Leuten nicht Einhalt tun und Ihr Ehrenwort erneuern." Dies Einhalten geschah endlich, obwohl mit großer Mühe, weil die Preußen behaupteten, daß der Fürst durch ihre Gegenwart aufgehört habe kaiserlicher Gefangener zu sein. Der König mußte den Streit entscheiden, und sein Ausspruch erklärte das Ehrenwort des Fürsten für bindend. Die Österreicher nahmen einige Tage später von Bautzen Besitz. Fürst Moritz reiste auf Ehrenwort entlassen nach Dessau. Ein bereits bestehender Schaden an der Lippe entwickelte sich zu Anfang des folgenden Jahres zu einem Krebsleiden, dem er am 11. April 1760 erlag.

Friedrich war nach Kräften bemüht, den erlittenen Verlust und dessen üble Folgen abzuschwächen. Er scherzte selbst über diesen harten Unfall wenige Stunden nachher, da er den General Goltz sah, und seinen Morgengruß mit den Worten begleitete: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt." Der General antwortete: „Man pflegt gewöhnlich die im Schlafe zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann." — „Er hat recht," erwiderte der König, „aber ich werde den Herren, die uns so geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen." Die Artilleristen, die sich sammelten, fragte er: „Wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer nahm das Wort und sagte: „Der Teufel hat sie in

der Nacht geholt." Friedrich erwiderte: „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen."

Die Kaiserin Maria Theresia erhielt die Siegesbotschaft an ihrem Namenstage, dem 15. Oktober, und da in katholischen Ländern Geschenke an diesem Tage gebräuchlich sind, so beschenkte Daun seine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vorteilen. Sie dankte ihm für das sogenannte Bukett in einem Briefe voll der gnädigsten Ausdrücke. Die Kaiserin von Rußland beschenkte ihn mit einem Degen mit goldenem Gefäß. Der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten, und die österreichischen Landstände machten ihm ein Geschenk von 300000 Gulden, um die von seiner Familie veräußerte Herrschaft Ladendorf wieder anzukaufen.

Auch der Papst Klemens XIII., Rezzonico genannt, der eben erst den päpstlichen Stuhl bestiegen und der Beherrscherin der österreichischen Monarchie den Titel Apostolische Majestät verliehen hatte, nahm teil an dem Siege. Die vormaligen Statthalter Christi hatten in den finstern Jahrhunderten den Gebrauch, um die Türken und Sarazenen zu vertilgen, die Befehlshaber der christlichen Heere mit geweihten Waffen auszurüsten. Klemens glaubte, daß solche von ihm geschaffenen Heiligtümer auch jetzt in Schlesien ihre Dienste tun würden. Er übersandte daher dem Feldmarschall Daun einen geweihten Hut und Degen, um die Ketzer desto nachdrücklicher zu bekämpfen, eine Handlung, die zwar nicht des 18. Jahrhunderts, doch des sonderbaren Krieges würdig war, und die dem so heilig ausstaffierten Feldherrn viel Spöttereien zuzog. So nannte ihn Friedrich in den Briefen an seine Freunde oft die geweihte

Kreatur und den Mann mit dem päpstlichen Hut und Degen. Auch war dieser vatikanische Fechterstreich höchst unpolitisch, da der König so viele katholische Untertanen hatte und es folglich in seiner Macht stand, dem Papste auf mannigfaltige Weise zu schaden. Es schien, als ob man in Wien nicht den erwarteten Wert auf dies Geschenk legte; auch unterblieb die mit der Überlieferung gewöhnlich verbundene Feierlichkeit. Als dreißig Jahre nachher in den österreichischen Staaten die Morgenröte der höheren Kultur angebrochen war und man von der päpstlichen Gewalt sowie von den sogenannten Ketzern richtigere Begriffe hatte, schämte man sich hier dieses unwürdigen Geschenks so sehr, daß sogar Wiener Schriftsteller versuchten, eine so bekannte historische Tatsache geradezu zu verneinen und sie für eine Erfindung Friedrichs auszugeben. Dieser Monarch hatte nämlich in einer launigen Stunde selbst ein erdichtetes päpstliches Breve im römischen Kurialstile entworfen und dieses dem Marquis d'Argens übersandt, der, um den Scherz zu vollenden, es ins Lateinische übersetzte und drucken ließ. Einfältige Menschen betrachteten diese ironische Schrift als das Original und leugneten nachher unter diesem Vorwande die Sache ganz ab. Diese päpstliche Handlung geschah von demselben Oberpriester, der wenige Jahre nachher den Herzog von Parma in den Bann tat. Eine Zeremonie war der anderen würdig.

Dann erwartete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, sobald die Nachricht von der Belagerung von Neiße angelangt sein würde; deshalb schrieb er auch an den General Harsch: „Setzen Sie nur ruhig die Belagerung fort. Ich habe den König fest; er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich

angreift, so sollen Sie gute Nachrichten von mir hören." Diese Zuversicht Dauns war desto auffallender, da er aus mannigfaltiger Erfahrung das an Hilfsquellen fruchtbare Genie Friedrichs kannte. Bei diesem Herrscher waren Glücks- und Unglücksfälle immer gepaart. Gleich nach der Schlacht bei Kolin verlor er seine zärtlich geliebte Mutter, und am Unglückstage von Hochkirch starb seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, die er bis zur Anbetung liebte, und die er wegen der seltenen Eigenschaften ihres Verstandes und Herzens nach seinem eigenen Ausdrucke würdig hielt, durch Tempel und Altäre verewigt zu werden. Mit dieser Schwester schied das letzte weibliche Familienglied aus des Königs Leben, an dem er mit zärtlicher Liebe hing. Die ihm vom Vater aufgedrängte Gattin vermochte ihn in ihrer geistigen Unbedeutendheit nicht auf die Dauer zu fesseln [1].

Daun bezog jetzt ein stark verschanztes Lager bei Kannewitz. Man hätte ihm sagen können, was ein karthaginensischer General nach der Schlacht bei Cannä zu Hannibal sagte: „Du weist zu siegen, aber deinen Sieg zu benutzen, das weißt du nicht." So auch Österreichs Feldherr, den seine Anhänger höchst unpassend mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte diese kostbare Zeit mit desto größerem Eifer, er verschaffte sich in der Geschwindigkeit teils aus Dresden, teils von der Heinrichschen

[1] Obgleich längst durch bedeutende Historiker, z. B. F. W. v. Hahnke, diese Tatsache nachgewiesen wurde, ist erst kürzlich wieder ein Versuch gemacht worden, die „sogenannte" Legende von der Unbedeutendheit der Königin Elisabeth Christine und von der „angeblichen" Hochachtung des Königs für sie zu zerstören. v. D.

Armee die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Proviant, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm sein Bruder Heinrich zusandte, und rüstete sich, nach Schlesien zu marschieren. Er sagte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen, das Spiel ist nicht verloren, wir wollen uns einige Tage erholen und alsdann aufbrechen, Neiße zu befreien." Es waren aber noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Die Bäckerei mußte aus Bautzen verlegt, das nötigste Feldgeräte angeschafft, Sachsen gedeckt und der Feind, der die Straße nach Schlesien besetzt hielt, durch Scheinbewegungen getäuscht werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und am 25. Oktober, nur elf Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon im vollen Marsche nach Schlesien, und zwar mit solchem Vorsprunge, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab, es zu verhindern. Allenthalben machten die Preußen nun wieder Gefangene. Dies Schicksal hatten auch bei Rauschwalde 800 von einem Spanier angeführte Grenadiere zu Pferde. Daun schickte jedoch unter Anführung der Generale Arenberg, Lacy und Loudon starke Korps ab, um wenigstens den Marsch des Königs zu erschweren. Loudon zeigte hierbei seine ganze Tüchtigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um die Preußen aufzuhalten, bald kanonierte er sie aus vorteilhaften Stellungen, bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor und stürzte auf die marschierenden Feinde. Es war ein täglich erneuertes Treffen, wobei die kämpfenden Parteien beständig fortrückten. Durch alle diese Versuche aber ward nichts ausgerichtet, als einige preußische Pontons und Bagagewagen erbeutet.

Der österreichische General Harsch setzte indessen, beruhigt durch Dauns Zusicherungen, die Belagerung

von Neiße fort, die, wie alle preußischen Festungen, wegen der im Felde nötigen Truppen nur schwach besetzt war. Die Hoffnung, diesen wichtigen Ort zu erobern war groß, da sich keine preußische Armee in der Nähe befand. Durch die Schlacht bei Hochkirch schien vollends Neiße in den Augen von ganz Europa so gut wie verloren zu sein. Der Entsatz belagerter Festungen ist gewöhnlich die Frucht eines Sieges oder doch sonst glücklicher Begebenheiten; daß aber der geschlagene, von starken Armeen umgebene und vierzig Meilen entfernte Friedrich der bedrängten Festung zu Hilfe kommen könnte, war kaum denkbar. Nach einem elftägigen Marsche aber traf er am 1. November drei Meilen von Neiße ein. Mehr bedurfte es nicht, um seinen Zweck zu erreichen; denn an demselben Tage hob Harsch, obgleich er ansehnlich verstärkt worden war, die Belagerung auf, ließ eine große Menge Munition und Kriegsgeräte im Stich und zog sich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort seit dem 4. August berannt und seit dem 26. Oktober beschossen. Durch die tapfere Gegenwehr der Besatzung, die noch beim Abzuge der Österreicher einen Ausfall machte und 800 Gefangene zurückbrachte, waren alle Angriffe vereitelt worden.

Hierher gehört in mehr als einer Rücksicht ein großmütiger Zug einer edlen deutschen Frau, der ganz unbekannt geblieben ist, und den höchstwahrscheinlich Friedrich selbst nie erfahren hat. Der Kommandant von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut unweit der Stadt. Auf diesem befand sich seine Gemahlin, als die Österreicher die Belagerung begannen. Sie besorgten gleich anfangs, daß die Unternehmung sich in die Länge ziehen würde, und daß der entfernte Friedrich dennoch Mittel finden

dürfte, ihren Entwurf zu vernichten. Eine Verräterei schien also auf jeden Fall die sicherste und geschwindeste Auskunft. Treskow war kurz zuvor in Kriegsgefangenschaft gewesen. Man war ihm in Österreich mit vieler Achtung begegnet, und die Generalin, die, um das Schicksal ihres Gemahls erträglicher zu machen, selbst nach Österreich reiste, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die angenehme Erinnerung an das Betragen der Kaiserin mußte noch bei ihr in frischem Andenken sein. Hierauf gründeten die Österreicher ihren Plan. Ein kaiserlicher Offizier stattete der Frau von Treskow einen Besuch ab und brachte ihr Schutzbriefe von österreichischen Feldherren[1]. Es war Abend, da er ankam; er mußte also auf dem Gute übernachten. Bei der Tafel ohne Zeugen ist die Kaiserin der Gegenstand der Unterhaltung. Das edle Herz der Generalin kann mit Thereſiens Lobe nicht fertig werden. Nun rückt der Offizier mit seinem Plane heraus. Er stellt Frau v. Treskow eine hohe Summe und Standeserhöhung in Aussicht. Zur Ehrenrettung der Besatzung soll ein Scheinangriff unternommen, der Platz dann übergeben und über das Ganze ein unverbrüchliches Stillschweigen gewahrt werden. Frau von Treskow, aufs höchste erregt, vermag sich kaum zu fassen, bis alles vorgetragen ist. Nun springt sie auf, ringt empört die Hände und bejammert die ihr widerfahrene Erniedrigung, wobei sie immer ausrief: „Ist es mög-

[1] Der kaiserliche Rittmeister Baron Eichberg, der seinerzeit als Adjutant Harschs zu dieser Sendung gebraucht wurde, erzählte dem Verfasser diese Geschichte in Italien, wo Archenholtz nach dem Kriege gelegentlich einer Reise mit ihm zusammentraf.

v. D.

lich, mir einen solchen Antrag!" Alle Beruhigungsgründe des Offiziers, der den Vorgang so gut als nicht geschehen betrachten wollte, und ein heiliges Stillschweigen angelobte, waren bei der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem bisher geschützten Landsitze das Ende der Belagerung abzuwarten, war nun auf einmal vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren zu teilen. Sie gab dabei ihr Dorf, das einzige Eigentum ihrer Familie, den Erwerb fünfzigjähriger Kriegsdienste, preis. Sie sagte dem Abgeordneten: „Wir sind arm. Dies ist unser Alles. Durch die Ehre gezwungen, überlasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so tun Sie es." Vergebens stürzte der durch diesen Edelmut äußerst gerührte Offizier zu ihren Füßen und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein sie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preußens Feinden sein. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit sich, obgleich ihrer in der bedrängten Festung der Mangel wartete. Der Offizier begleitete sie bis an die äußersten Linien und verließ sie sodann voll Bewunderung.

Die bisher von den Österreichern eingeschlossene Festung Kosel wurde jetzt auch befreit und Schlesien ganz von feindlichen Truppen geräumt. Der Feldzug war nun in dieser Provinz zu Ende; allein Daun, der in Sachsen mit der großen Armee zurückgeblieben war, hoffte daselbst in Anbetracht der geringen dort befindlichen preußischen Besatzungen noch auf ansehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des

Hochkircher Sieges, wovon sich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau sollten in der Geschwindigkeit, und zwar zugleich, von verschiedenen Korps weggenommen werden. Daun selbst ging auf die Hauptstadt los mit dem Entschlusse, sich nicht so wie bisher von seinem Vorsatze abbringen zu lassen. Die Besatzung Dresdens wurde verstärkt, und der Kommandant, General Schmettau, sah sich nun in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Vorstädte abbrennen zu lassen, da die königliche Familie, durch eitle Hoffnungen getäuscht, diesmal keinen Einspruch dagegen erhob. Es hieß, man müßte sich in gegenwärtiger bedrängter Lage alles gefallen lassen und auch die Landstände schwiegen stille. Selbst der Magistrat, der sich von der österreichischen Besitznehmung der Stadt große Vorteile versprach und von dem Ende aller Kriegsdrangsale träumte, begnügte sich jetzt, durch Achselzucken die Äußerung des Kommandanten zu beantworten und das Schicksal seiner Mitbürger zu beklagen.

Diese Vorstädte waren durch ihre Bauart den schönsten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen weitläufigen Gebäude waren entweder Paläste und Gartenhäuser der Großen und Reichen oder Sitze einer Menge Fabrikanten der damals schon bedeutenden sächsischen Industrie. Alles war zum Anzünden vorbereitet. Schmettau wiederholte nochmals seine Vorstellungen; er beteuerte, bei Annäherung des Feindes unfehlbar zu diesem grausamen Mittel schreiten zu müssen, und der Hof blieb gleichgültig. Der Feind näherte sich; die Preußen zogen ihre Vorposten zurück, und nun wurde am 10. November frühmorgens durch drei Kanonenschüsse das

Signal zum Brennen gegeben. In allen Zimmern, Kammern oder Räumen eines jeden Gebäudes lagen Haufen brennbarer Stoffe bereit. Die Einwohner waren entflohen, und nur sehr wenige hatten die ihnen verstattete Frist nutzen können, ihre umfangreichen Habseligkeiten zu retten, da es an Wagen, an Pferden und an Lastträgern fehlte. Auf diese Art wurden in wenig Stunden 280 Gebäude ein Raub der Flammen. Ein altes Ehepaar verbrannte dabei; außerdem verloren noch drei andere Menschen ihr Leben. Diese gräßliche Brandszene schilderten Friedrichs Feinde mit zahllosen Zusätzen, deren Wahrheit den preußischen Namen geschändet haben würde. Schmettau aber erhielt vom Magistrat in Dresden ein ehrenvolles Zeugnis, das die Grausamkeiten, deren er beschuldigt ward, völlig widerlegte.

Daun war über diesen Brand höchst bestürzt und ließ den Kommandanten fragen, ob er dabei auf Befehl seines Königs verfahren sei, daß er in der Residenz eines Monarchen eine bisher unter Christen unerhörte Tat begangen habe. Auch drohte er ihm, ihn für alles verantwortlich zu machen. Schmettau berief sich auf seine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu verteidigen, und auf die bekannten Kriegsgebräuche. Er versicherte dem Feldmarschall, daß er im Falle eines Sturmes gegen seine ganze Macht von Straße zu Straße fechten und sodann unter den Ruinen des königlichen Schlosses sterben würde. Daun traf nun Anstalten, Dresden förmlich zu belagern; allein die üblen Nachrichten aus Schlesien von dem Entsatze von Neiße, von dem Rückzuge der kaiserlichen Armee nach Mähren und von dem neuen Marsche Friedrichs

nach Sachsen, vereitelten abermals seinen Plan. Er zog ab, versicherte aber dabei nach Hofmanier, daß dies bloß aus Achtung für die königliche Familie geschähe. In dem österreichischen Kriegsberichte heißt es, daß eine gewisse wichtige Rücksicht den Abzug veranlaßt habe. Diese wichtige Rücksicht war aber nichts anderes als die Annäherung des Königs.

Die feindlichen Entwürfe auf Torgau und Leipzig liefen ebenso unglücklich ab. Beide Plätze wurden fast zu gleicher Zeit von den preußischen Generalen Dohna und Wedel entsetzt. Den Kaiserlichen und Reichstruppen blieb nun nichts übrig, als nach Böhmen zurückzugehen; selbst das eroberte Fort Sonnenstein ward wieder verlassen. So wie der Prinz Soubise nach dem Treffen bei Lutterberg[1] das Te Deum singen ließ und dann über den Rhein zurückging, so zogen sich auch die Österreicher nach dem Siege bei Hochkirch in ihre Länder zurück, ohne im ganzen Feldzug einen Fuß breit Land erobert zu haben. Die Gegner bemühten sich, ihre Armeen in die Winterquartiere so zu verteilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entstand, wie sie noch nie in Deutschland, ja, noch nie in Europa gezogen worden war. Mehr als 300000 Soldaten bildeten diesen gewaltigen Kordon, der sich vom Riesengebirge bis zu den Alpen erstreckte. Er ging, durch Österreicher gebildet, längs der Grenzen von Schlesien und Sachsen, die Reichsvölker setzten ihn durch Thüringen und Franken fort und schlossen sich sodann an die französischen Armeen an, die längs des Mains und des Rheins aufgestellt waren und

[1] Vgl. S. 117.

die Ufer des letzten Flusses bis an die Schweizer Grenze besetzt hielten.

Die Russen, die nach der Schlacht bei Zorndorf durch den Abmarsch des Königs wieder etwas Freiheit bekamen, ihre Operationen fortzusetzen, beschlossen jetzt, Kolberg zu belagern, um einen Waffenplatz und ein Hauptmagazin in den inneren preußischen Provinzen zu besitzen. Der Hafen dieser Stadt bot ihnen für die Zufuhr die größten Vorteile, und die sehr schwache Besatzung schien eine leichte Eroberung zu gewährleisten. Das Schicksal von Pommern hing nun von 700 Mann Landmiliz ab, die ihre besten Mannschaften noch dazu an die Feldbataillone Dohnas zur Ergänzung der bei Zorndorf erlittenen Verluste hatten abgeben müssen, wofür Rekruten eingestellt worden waren. Dazu kamen einige Invaliden und acht ausgebildete Artilleristen. Dagegen war die Festung mit Geschütz, Munition und Proviant reichlich versorgt. Zu einer ausreichenden Besetzung der Werke wären aber 3—4000 Mann erforderlich gewesen; Kavallerie zur Aufklärung bei Annäherung des Gegners mangelte gänzlich. Der Kommandant, Major v. d. Heyde, verstand es aber vortrefflich, alle diese Mängel durch unerschrockene Tatkraft und Umsicht auszugleichen, und wurde hierin von seinen untergebenen technischen Offizieren in hervorragender Weise unterstützt. Der Grund, weshalb Kolberg so lange nicht beachtet worden war, war seine Abgelegenheit. Im Jahre 1757 waren nur von Zeit zu Zeit schwedische Kriegsschiffe vor dem Hafen erschienen. Erst die Besetzung Ostpreußens im Januar 1758 durch die Russen hatte die Möglichkeit gezeigt, daß Kolberg unter Umständen eine wichtige Rolle in diesem Kriege spielen könne. Um diese

Zeit war Heyde, der bisher zur Besatzung von Königsberg gehört hatte, das vor den einrückenden Russen geräumt wurde, an Stelle des zur Armee befohlenen Oberst Grolmann zum stellvertretenden Kommandanten von Kolberg ernannt worden. Er hatte unverzüglich die ziemlich verfallenen Werke instand setzen lassen, und seine nun mit seltener Entschlossenheit und militärischer Einsicht geführte Verteidigung sollte zeigen, wie gut die Wahl Friedrichs in diesem Falle gewesen war.

Am 3. Oktober erschien der russische General Palmenbach mit einem einige tausend Mann starken Korps vor der Festung. Heyde, der an eine Verteidigung der zum Schutze des Hafens angelegten Außenwerke nicht denken konnte, ließ diese sogleich räumen, wobei es gelang, sämtliche Geschütze in die Festung zu retten. Zwischen dem 3. und 8. Oktober ließ Palmenbach nicht weniger als dreimal die Festung zur Übergabe auffordern unter Anwendung der bei den Russen üblichen Drohungen von allerlei unmenschlicher Behandlung der Besatzung und Einwohner im Falle der Weigerung. Heyde hatte es verstanden, den Mangel an Mannschaften durch Heranziehung und Bewaffnung der Bürgerschaft als Scharfschützen sowohl wie zur Bedienung der Geschütze und zum Löschen ausbrechender Brände auszugleichen. Dieses Auskunftsmittel dürfte zu damaliger Zeit ziemlich einzig dastehen. Am 9. Oktober gegen Morgen hörte plötzlich das Feuer der Russen auf, und bei Tagesanbruch bemerkten die Wachen den Abmarsch des Feindes in südlicher Richtung. Palmenbach war zur Überzeugung gekommen, daß mit einer Beschießung auf den pflichtbewußten Kommandanten kein Eindruck zu machen sei. Bei der dritten Auf-

forderung am 8. hatte Heyde dem Parlamentär sagen können, daß die Beschießung bis jetzt „nur einige Dächer ruiniert habe".

Vermutlich haben Mißverständnisse zwischen der russischen Heeresleitung und Palmenbach die Aufhebung der Einschließung veranlaßt, denn am 10. erschien dieser, auf nahezu 6000 Mann verstärkt, wieder, um die Belagerung fortzusetzen. Er bezog sein altes Lager nordwestlich der Festung, während General Jakoblew sie auf der Südostfront einschloß und die Reiterei sich etwa 2 km südwestlich aufstellte. Am 15. Oktober waren die Russen bis zum Glacis vorgedrungen, aber ihr Feuer hatte in den letzten Tagen bedeutend nachgelassen, da es an Munition zu mangeln anfing. Der Verteidiger konnte das seine in gleicher Weise ununterbrochen fortsetzen. Einen verräterischen Anschlag, der durch einen fahnenflüchtigen, ehemals sächsischen Soldaten angezettelt war und die Vernichtung der Stauvorrichtung bezweckte, gelang es der umsichtigen Verteidigung, rechtzeitig zu vereiteln. Am 17. vernichtete ein starker Sturm eine Anzahl Schiffe, die den Russen Munition und Proviant auf dem Seewege zuführen sollten. Erst vom 20. ab konnten die Belagerer das Feuer wieder in der alten Weise aufnehmen, da nun ein Transport zu Lande eingetroffen war. Der wackere Kommandant wußte den Mut der Bürgerschaft immer wieder aufs neue zu beleben; er verschwieg sorgfältig die Unglücksbotschaft von Hochkirch und stellte immer von neuem baldigen Entsatz in Aussicht. Aber die Hoffnungen schwanden mehr und mehr angesichts der unverkennbaren Vorbereitungen des Gegners zum Sturme. Da räumten in der Nacht zum 30. Oktober die Russen ganz un-

erwartet die Stellungen, und am folgenden Morgen war das Angriffsfeld frei.

Der Grund, der diesen überraschenden Entschluß gezeitigt hatte, war die Entsendung eines Detachements durch Dohna, das wiederum durch den Abmarsch der russischen Hauptarmee nach Osten veranlaßt war. Fermor hatte diesen beschlossen teils aus Ärger über die seitherige Untätigkeit Dauns, teils aus Verdruß über seine unsichere Stellung dem eigenen Heere gegenüber, wo er wegen der Niederlage bei Zorndorf von allen Seiten angefeindet ward. Der Abmarsch bedeutete selbstverständlich nichts anderes als ein allmähliches Aufsuchen der Winterquartiere hinter der Weichsel. Die von Dohna abgesandte Abteilung war unter dem General Platen der Festung so nahe gekommen, daß man das Schießen der Russen hatte hören können. Platen war auf Kasaken gestoßen, hatte mehrere Stunden mit diesen scharmutziert und war dann unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Allein das bloße Erscheinen einer preußischen Abteilung in der Nähe der Festung flößte den russischen Führern einen solchen Respekt ein, daß sie Kriegsrat hielten und die Aufhebung der Belagerung beschlossen, noch ehe ein Befehl dazu vom Hauptquartier eingelaufen war.

Auch schon während der ersten Tage der Belagerung war Kolberg Hilfe zugedacht worden. Der Gouverneur von Stettin, Herzog von Bevern, hatte zwei Bataillone und 30 Artilleristen als Verstärkung in die Festung senden wollen. Der diese Abteilung führende Stabsoffizier war aber wenige Kilometer von Kolberg auf feindliche Kavallerie gestoßen, was ihn veranlaßte, sofort den Rückmarsch anzutreten, obgleich er ausdrücklichen Befehl hatte, wenn der

Weg zu Lande versperrt sei, den Versuch zu machen, Kolberg auf dem Seewege zu erreichen.

Kaum hatten die tapferen Verteidiger Kolbergs aufzuatmen begonnen, als Palmenbach nochmals zurückkehrte in der Absicht, die beinahe bezwungene Festung nun doch noch einzunehmen. Aber auch dieser Versuch wurde durch die Wachsamkeit und Umsicht des Kommandanten vereitelt, und nun räumten die Russen ganz Pommern, um teils nach Polen, teils nach Ostpreußen in die Winterquartiere zu rücken[1].

Der preußische General Dohna bekam durch den Abzug der Russen Gelegenheit, mit seiner Armee nach Sachsen zu marschieren und Leipzig zu entsetzen, das der Herzog von Zweibrücken mit den Reichstruppen belagert hatte, jetzt aber eilig verließ und nach Hause zog. Auch der kaiserliche General Hadik zog sich geschwind in die Reichsländer zurück, nachdem der aus Pommern kommende General Wedel ansehnliche Vorteile über ihn errungen hatte. Der König, der nach dem Entsatze von Neiße wieder nach Sachsen gekommen war, wandte sich nun abermals, nachdem er die Festungswerke des Sonnensteins hatte schleifen lassen, nach Schlesien, woselbst er seine Hauptarmee in die Winterquartiere verlegte und das seinige in Breslau nahm.

Die Operationen der Schweden waren in diesem

---

[1] Major v. d. Heyde wurde im Jahre 1759 vom Könige in dankbarer Erinnerung an die umsichtige und tatkräftige Verteidigung Kolbergs mit Überspringung des Oberstleutnantsgrades zum Obersten befördert unter gleichzeitiger Verleihung des Ordens pour le mérite. In seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges schreibt Friedrich: „Der Herr v. Heyde, Kommandant des Platzes, tat sich während der Belagerung durch seine guten Anordnungen, seine Wachsamkeit und seine Festigkeit hervor." v. D.

Feldzuge ebenso unbedeutend wie im vorigen, obgleich sie mit 5600 Mann Infanterie und 2000 Reitern verstärkt wurden und Frankreich die bestimmten Subsidien, nämlich 200000 Reichstaler ordentliche und 400000 Reichstaler außerordentliche Hilfsgelder, richtig bezahlt hatte. Sie begnügten sich, die von Truppen entblößten preußischen Distrikte zu brandschatzen.

Die Einnahme von Berlin war der große Plan der Schweden im Oktober gewesen, da Brandenburg so sehr von Truppen entblößt war. Auch befanden sie sich nur noch fünf Meilen von dieser Residenz, als Wedel mit seinem Korps vorrückte und sie zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, als bis sie den Feind unter die Kanonen von Stralsund verwiesen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die er auf der Flucht stark besetzte, um seinem Rücken zu decken. Allein dieser Ort, der den Schweden wegen einer großen hier vor hundert Jahren unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm erlittenen Niederlage so denkwürdig war, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen und im Sturm eingenommen. Als die Besatzung jedoch verstärkt zurückkehrte, mußte Wedel die Stadt wieder verlassen.

Nun war im Osten der Feldzug zu Ende, und der im Oktober geschlagene Friedrich war Meister von der Elbe und Oder. In dem kurzen Zeitraume von sieben Wochen war er aus Sachsen nach Schlesien, dann wieder nach Sachsen zurück und nun abermals nach Schlesien marschiert. Dabei wurden in dieser kurzen Zeit Neiße, Kosel, Dresden, Leipzig, Torgau und Kolberg befreit. Waren diese Operationen den Laien in der Taktik erstaunlich, so

waren sie es den Kriegern noch weit mehr, die die Schwierigkeiten der fortdauernden Bewegungen großer Armeen in ihrem ganzen Umfange kannten. Der Marschall Belle-Isle schloß daher auch diese ihm in seinen Operationsentwürfen als möglich bezeichneten preußischen Märsche wegen ihrer scheinbaren Undurchführbarkeit gänzlich aus. Er sagte: „Was auch immer der König von Preußen zu tun vermag, so ist doch seine Armee kein Weberschiff.“ Die Österreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Pläne zu künftigen Angriffen; die Russen dachten in Preußen und Polen an die Füllung ihrer Magazine, die Reichstruppen an die Ruhe in ihren Winterquartieren im Mittelpunkte Deutschlands, und die Schweden, die sogar das ihnen gehörende Pommern in preußischen Händen sahen, waren jetzt für ihre eigene Sicherheit unter den Kanonen von Stralsund besorgt.

Fünftes Buch. 1759.

Bereits zu Anfang des Jahres war Richelieu zurückberufen und durch den Grafen Clermont, einen Enkel Condés, ersetzt, der ursprünglich sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und Abt von St. Germain-des-Près gewesen war. Er erhielt vom Papst Clemens XII. 1733 die Erlaubnis, Waffen zu tragen, und hatte sich als Offizier während des österreichischen Erbfolgekrieges mehrfach ausgezeichnet. Er war in erster Linie Höfling und als solcher bei der Marquise v. Pompadour beliebt, der er die neue Würde im wesentlichen verdankte. Friedrich äußerte, als er seine Ernennung zum Oberbefehlshaber erfuhr, spöttisch: „Ich hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen wird."

Der französische Hof wetteiferte mit dem Wiener Hofe in dem Bestreben, Preußen zugrunde zu richten. Man schien in Versailles die schon halb vernichtete französische Marine und die drohenden Fortschritte der Briten zu vergessen, um alles, was nur Ränke, Gold und Staatskunst vermochten, für diesen Plan zu opfern. Die französischen Gesandten in Wien, Petersburg und Stockholm lenkten die dortigen Kabinette gewöhnlich ganz nach ihrem Willen. Ferner wurden der Graf von Montazet[1] und der Marquis

---

[1] Graf Montazet war übrigens schon während des Feldzuges 1757 als Militärbevollmächtigter im österreichischen Hauptquartier anwesend. Er machte bei Leuthen, als Prinz Karl von Lothringen auf die Bitte des Grafen Lucchese dem rechten Flügel Verstärkungen zusandte, zum Grafen Daun die treffende Bemerkung in bezug auf das vor diesem Flügel gelegene sumpfige Gelände, daß eine Umgehung dort nur einem Heere von Schnepfen möglich sein würde. v. D.

von Montalembert als französische Militärbevollmächtigte, jener zum kaiserlichen Heere, der andere zu der schwedischen, hernach zu der russischen Armee gesandt, um auch hier womöglich die Operationen der Bundesgenossen nach Frankreichs Entwürfen zu bestimmen. Meist waren solche Bevollmächtigten Generale von großer Kriegserfahrung. Sie kannten die Eigentümlichkeiten der betreffenden Heere und hatten vorzugsweise auch die Aufgabe, deren Führer durch Geschenke den Wünschen ihres Hofes geneigt zu machen. Nebenbei suchten sie, falls es genehm war, diesen auch durch Ratschläge nach bestem Wissen zu dienen. Sie berichteten an ihre Höfe und führten einen lebhaften Briefwechsel mit den Gesandten ihrer Nation bei allen kriegführenden Mächten. Während des Winters bestand ihre Aufgabe in Reisen, um die Entwürfe für den nächsten Feldzug an den beteiligten Höfen vorzulegen und zu besprechen.

Richelieu hatte das Fürstentum Halberstadt am Tage nach der Roßbacher Schlacht verlassen, nachdem er dort innerhalb von sechs Wochen anderthalb Millionen Reichstaler erpreßt hatte. Davon waren 40000 in seine Taschen gewandert und 200000 rückständig geblieben. Da das Land noch preußische Besatzung hatte, so verweigerten die Halberstädter auf Befehl Friedrichs deren Bezahlung. Bald nachher ließ Richelieu den Marquis von Voyer mit 12000 Mann ins Halberstädtische einfallen, worauf sich die schwache preußische Besatzung zurückzog. Voyer erreichte nun durch fortwährende Bedrohung der geängstigten Einwohner mit Brandlegung, daß binnen kurzer Zeit 4000 Scheffel Getreide und 121000 Taler zusammengebracht wurden; für den

Rest stellten sie Wechsel aus, worauf Voyer unter Mitnahme von sechs Geiseln abzog.

Nachdem die Franzosen sich der Reichsstadt Köln bemächtigt hatten, wozu sie als Vorwand angaben, daß ihr König Mitbürge des westfälischen Friedens sei, war im August 1757 Bremen an die Reihe gekommen. Hier mußte als Grund dienen, daß auf bremischem Gebiete Magazine für die verbündete Armee errichtet seien. Die Stadt erklärte sich auch bereit, den Grafen d'Armentières aufzunehmen gegen die Zusicherung, daß an ihrer Verfassung und ihren Gesetzen keine Änderung vorgenommen werde; d'Armentières zog indessen bald wieder ab. Nach vier Monaten erschien der Herzog von Broglie unter derselben Begründung vor den Toren. Diesmal lehnte sich jedoch die Bevölkerung gegen die Besetzung auf und bedrohte den Magistrat, falls er die Franzosen einlassen würde. Als diese dennoch einrückten, rotteten sich mit Beilen und anderen Werkzeugen bewaffnete Volkshaufen zusammen, wollten das Zeughaus stürmen und die Franzosen mit Gewalt wieder vertreiben. Es kam auch tatsächlich zum Zusammenstoße, als die Truppe aber von der Waffe Gebrauch machte, zerstreute sich die Menge. Mit der Besitznahme Bremens endigten die Unternehmungen Richelieus, und er reiste nach Paris ab.

Der neue Feldherr Clermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustande an. Der französische Botschafter in Stockholm, Marquis von Havrincour, drückt sich in einem Briefe an den Marquis von Montalembert darüber folgendermaßen aus: „Clermont hat die Armee in einer unbegreiflichen Unordnung gefunden; da ist keine Einrichtung, kein Zusammenstimmen bei der Verlegung der Truppen

in die Quartiere, keine Sorge fürs Künftige, keine Anstalt zu Vorräten und Unterhalt, kurz Mangel an allem." Dieser neue Heerführer erstattete daher auch seinem Könige folgenden bezeichnenden Bericht: „Ich habe Eurer Majestät Armee in drei sehr verschiedene Haufen abgeteilt gefunden: Der eine über der Erde besteht aus Dieben und Marodeurs und ist in Lumpen gehüllt, der zweite Haufen ist unter der Erde und der dritte in den Hospitälern." Er wünschte daher Verhaltungsbefehle, ob er den ersten zurückführen oder so lange verziehen sollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, seine Lage zu bessern. Er eröffnete den Feldzug schon im Februar, bemeisterte sich der Weser und rückte auf Hannover los. Wo sich nur seine Vortruppen zeigten, floh der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kranken sowie eine Menge Geschütz und Bagage zurückblieben. Selbst die wichtige Stadt Bremen, wo St. Germain kommandierte, verließen die Franzosen abermals, desgleichen Lipstadt, Hamm, Münster und andere wichtige Plätze. Nur in Hoya an der Weser behauptete der Graf Chabot seinen Posten, bis ihn der Erbprinz, spätere Herzog von Braunschweig, nach einem lebhaften Widerstande vertrieb und 200 Gefangene machte.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Celle, Hannover und Braunschweig. Die leichten Truppen der Verbündeten trieben alles vor sich her. In dieser Bestürzung, mit der die Franzosen überall in der größten Unordnung sich zu retten suchten, wurden viele hundert von ihnen Opfer der durch so mancherlei Gewalttätigkeiten wütend gemachten Hannoverischen Bauern. In einem Zeitraume von

acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltsam nach dem Rheine zogen und alle ihre Magazine im Stiche ließen, die zum größten Teile den Siegern in die Hände fielen. Um diesen so verwirrten Rückzug zu sichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in Minden zurückließ. Dieser Platz wurde nun förmlich belagert. Der Kommandant Marquis von Morangiés verlangte nach fünf Tagen einen freien Abzug, und da man dies nicht bewilligte, so drohte er, die Weserbrücke zu sprengen, die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln und sich nebst seiner Garnison unter den Trümmern zu begraben. Allein es blieb bei diesen Drohungen, die von den Belagerern verlacht wurden. Morangiés änderte nun plötzlich seinen Entschluß, und schon am nächstfolgenden Tage übergab er diese Festung, wobei man die noch aus 3500 Mann bestehende Besatzung zu Gefangenen machte und ein großes Magazin erbeutete. In Hessen war Marburg allein noch in französischen Händen. Der Erbprinz von Braunschweig aber vertrieb die Franzosen auch hieraus, so daß sich jetzt in ganz Niedersachsen und Westfalen kein Feind mehr befand. Erst in Wesel machten die Franzosen halt, nachdem von ihnen ungefähr 11 000 Mann auf dieser Verfolgung in die Hände der Verbündeten geraten waren. In dieser preußischen Festung nahm der französische Feldherr das Hauptquartier und ließ den größten Teil seiner Truppen den Rhein überschreiten.

Im äußersten Norden der Staaten Friedrichs hatte die aus Österreichern und Franzosen bestehende Besatzung von Emden diesen Hafenplatz infolge des Erscheinens eines britischen Geschwaders vor der Emsmündung bereits am 19. März geräumt. Sie

erreichte über Emmrich das linke Rheinufer. Hierauf landete im April ein englisches Besatzungsbataillon in Emden.

Alle kriegführenden Heere, Preußen, Österreicher, Russen, Schweden und Reichsvölker, lagen noch in ihren Winterquartieren, als im Monat März dieser große unerwartete Umschwung vor sich ging, wo die siegtrunkenen französischen Armeen wie das Wildpret in den beschneiten Wäldern gejagt, ganz Norddeutschland von ihnen gesäubert und die Kriegsszene völlig geändert wurde. Wesel zu erobern und den Feind vollends über den Rhein zu treiben, war Ferdinands Plan. Erst aber bezog er mit seiner Armee in Westfalen Erholungsquartiere.

Die französische Nation, die noch die Schande des Roßbacher Tages nicht vergessen hatte, war durch diesen neuen höchst unerwarteten Auftritt aufs tiefste gebeugt. Ein großes Heer Franzosen auf der Flucht vor einem bedeutend schwächeren deutschen, das in Eile zusammengezogen war, über das sie wenige Monate zuvor den Stab gebrochen, das sie mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingezwängt und genötigt hatten, seine Rettung in einem erniedrigenden Vertrage zu suchen, dies war mehr, als der gallische Stolz ertragen konnte. Man glaubte schon den unternehmenden Ferdinand über dem Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Toren von Paris zu sehen. Diese Begebenheit schien den preußischen Gegnern so außerordentlich, daß selbst die Höfe von Wien und Petersburg ein Verständnis zwischen Frankreich und Preußen mutmaßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Franzosen, diesen Verdacht zu vernichten. Der Hof zu Versailles zeigte jedoch bald seinen Ernst. Er ergriff die lebhaftesten

Maßregeln, um alle Truppen aus den innersten Teilen des Königreichs in Bewegung zu setzen. Diese mußten in größter Eile die Armee am Rheine verstärken, die Grenzfestungen wurden schleunigst in besten Verteidigungszustand gesetzt und, um den Mut der Nation zu beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünschte, ward das Gerücht verbreitet, daß nächstens durch Spaniens Vermittlung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belle-Isle, der jetzt in Versailles das Wort führte, wandte seine Aufmerksamkeit auf die Quelle der Mißbräuche. Er erließ Verordnungen, deren Notwendigkeit, besonders in Kriegszeiten, bei allen disziplinierten Armeen Verwunderung erregen mußte. Er befahl, daß die Hälfte der Offiziere bei ihren Regimentern bleiben sollten. Ferner sollten sie sich nicht ohne Urlaub von der Armee entfernen, geschähe es dennoch, so würden sie zur Strafe ihre Besoldung verlieren. Auch schickte Belle-Isle eine Anzahl Offiziere nach der Bastille und schrieb Briefe an alle Regimentskommandeure der Armee voll strenger Befehle und Drohungen. Diese wurden jedoch wenig geachtet. Das Übel hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen, und ohne eine völlige Umschmelzung der ganzen Militärverfassung der Franzosen war es nicht zu hemmen. Es herrschte bei ihren Heeren auf Märschen, in Lagern, ja selbst auf dem Schlachtfelde keine Subordination, keine Mannszucht, keine Ordnung, dagegen desto mehr Mißbräuche, willkürliche Gesetze und Ausschweifungen. Selbst Subalternoffiziere hatten ihre Geliebten im Felde bei sich. Diese fuhren auf Märschen in Wagen, oft in Gesellschaft des Liebhabers, der seine Truppe verließ, um der Liebe zu pflegen. Man fand alles in den französischen Lagern, was nur der Luxus in den glänzendsten Groß-

städten zur Schau auskramen kann. Alle und jede Bedürfnisse, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, waren hier vorhanden. Kramladen ohne Zahl, ganze Magazine von seidenen Stoffen, Galanteriewaren, wohlriechenden Essenzen, Sonnenschirmen, Haarbeuteln und Schminkdosen. Einst befanden sich bei der Armee des Prinzen Soubise 12000 Wagen, die Krämern und Marketendern gehörten, ohne den Troß der Offiziere zu rechnen; die Armee selbst war damals nicht über 50000 Mann stark. Bei der Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern bestehende Schwadron des Herzogs von Villeroy allein 1200 Pferde in ihrem Gefolge. Ein kleiner Teil davon diente zum Reiten, die übrigen mußten Wagen ziehen. Diese ungeheure Menge Fuhrwerke erschwerte den Unterhalt der Truppen außerordentlich, vermehrte die Unordnung in Lagern und auf Märschen und hemmte die Bewegungen der Heere. Man gab Bälle im Lager, und nicht selten verließ der französische Offizier seine Feldwacht, um in der Nähe ein Menuett zu tanzen. Man spottete über die Befehle der Heerführer und gehorchte ihnen nur, wenn man es bequem fand.

Diese französische Sinnes- und Handlungsart, die auf so mancherlei Weise mit den deutschen militärischen Gebräuchen und Grundsätzen im Widerspruche stand, erzeugte bei den deutschen Truppen eine Verachtung gegen die Franzosen, die weder der dieser Nation eigene Mut noch ihr tätiger Ehrgeiz abzuschwächen vermochte. Große Ereignisse traten noch hinzu. Kaum zeigt sich Friedrich den Franzosen, so gewinnt er einen glänzenden Sieg, und zwar auf die leichteste Weise. Ferdinand zieht zerstreute Truppen mitten im Winter zusammen und jagt die von Siegen

träumenden Franzosen in wenigen Wochen fast ohne Schwertstreich bis an den Rhein. Der doppelt so starke Feind flieht überall, gibt seine Magazine preis und denkt bloß an Rettung des Lebens. In der Tat war der Zustand dieser Truppen, da sie am Rheine anlangten, bedauernswürdig: abgemattet, ausgehungert und abgerissen, ein haarsträubendes Bild des menschlichen Elendes. Die notwendigsten Bedürfnisse, die mannigfaltigen Kaufartikel ihrer Marketender und Krämer waren eine Beute von Ferdinands leichten Truppen geworden. Es fehlte den Franzosen an Brot und, was ihnen fast ebenso schrecklich war, an Haarpuder. Die Lustigkeit verließ sie jedoch nicht; sie sangen, sie hüpften und erschienen auf ihren Märschen in komischen Aufzügen. Man gestattete ihnen Freiheiten, die man bei anderen Truppen für ungebührlich gehalten hätte. Oft steckten sie auf dem Marsche die Brote auf die Spitze ihrer Bajonette und trugen sie hoch in der Luft; das Fleisch hingen sie an das Gefäß ihres Degens. Viele von den gemeinen Soldaten hatten keine Strümpfe, weshalb die Beine bloß mit den Stiefeletten bedeckt waren. Bei keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit, die sowohl auf Märschen als im Lager, bei Tag und bei Nacht, bei guten und üblen Vorfällen, ununterbrochen fortdauerte. In Ermanglung anderer Schauspiele entblößte man liederliche Weibspersonen bis auf den Gürtel und ließ sie so Spießruten laufen, eine Strafe, die zur Belustigung diente und desto sonderbarer war, da die französischen Soldaten selbst nie, weder auf diese noch auf eine andere Art, fühlbar gezüchtigt wurden.

Für die grenzenlose Verachtung, die ein solches Betragen bei den deutschen Truppen hervorrief, und

die ihre Krieger auch in nachteiligen Lagen zu verbergen sich nicht die Mühe gaben, sei hier ein Beispiel erwähnt. Ein preußischer Husar wurde von den Franzosen gefangen und ins Hauptquartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennahme eines preußischen Husaren war hier ein seltener Vorfall. Der Krieger gehörte zu dem schwarzen Regimente. Bei diesem trägt der Reiter einen Totenkopf an der Kopfbedeckung ein lebendiges Memento mori; und schon der bloße Anblick eines solchen Husaren mit einem scharfen Säbel in der Faust flößte Schrecken ein. Auch waren diese schwarzen Husaren bei den tapfersten Regimentern des französischen Heeres gefürchtet. Man hatte die Sage verbreitet, daß sie bei Widersetzung nie Pardon gäben, und die Husaren bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Die Unterredung des französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren geschah durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man fragte ihn, wie stark die Armee seines Königs sei? Er erwiderte, sie möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Mut genug dazu hätten. Clermont fühlte sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen, ob sein König viel solcher Soldaten hätte, wie er. Der Mann antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreichs zu finden, war den Franzosen ein Rätsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louisdor. Der Preuße nahm ihn an, allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er in Gegenwart des Feldherrn

das Goldstück einem französischen Soldaten mit der Bemerkung, daß er von den Feinden seines Volkes keine Geschenke annehmen wolle. Man trug ihm Übertritt in französische Dienste und eine Offizierstelle an; er aber antwortete mit einem Hohnlachen, daß er ein Preuße sei.

Der gewissenhafte Geschichtschreiber darf aber über derartige Erzählungen auch die Erwähnung edler großer Handlungen des Feindes nicht vergessen. Der schon vorhin angeführte Marquis von Armentières nahm die Stadt Celle ein. Der Adel und die Bürgerschaft flehten durch Abgeordnete um Schonung. Armentières antwortete: „Meine Herren, ich bin nicht gekommen, Ihnen Gutes zu tun, seien Sie aber versichert, daß ich Ihnen so wenig Böses tun werde, als es mir nur möglich sein wird." Und er hielt Wort. Nach beendigtem Kriege schickte er aus Frankreich dem Prediger Roques in Celle das Dictionnaire encyclopédique, das damals als das Buch aller Bücher betrachtet wurde, als Geschenk mit folgenden Worten: „Sie haben mir zu viel Gelegenheiten gegeben, Ihren unglücklichen Mitbürgern nützlich zu sein, als daß ich Ihnen nicht meine gerechte Dankbarkeit dafür bezeugen sollte." Die Franzosen unter Anführung des Generals Mercières nahmen die westfälische, wegen ihrer Leinwandmanufakturen berühmte Stadt Bielefeld ein, wobei die dortige Bleiche geplündert wurde, obgleich sich der General diesen Ausschweifungen widersetzte. Sein Gewissen sagte ihm jedoch, daß er nachdrücklicher hätte verfahren können. Er schickte daher im Jahre 1790, 33 Jahre nach diesem Vorfalle, aus Bayonne dem Magistrat von Bielefeld eine ansehnliche Summe Geldes mit der Bitte, sie unter die

noch lebenden Fabrikbesitzer zu verteilen, oder im Falle diese gestorben sein sollten, das Kapital auf eine andere für die Stadt nutzbare Art zu verwenden. Die Stadt Hannover war auch so glücklich, einen Menschenfreund zum Kommandanten zu haben. Dies war der Herzog von Randau, der, wo er nur immer konnte, Nachsicht und Großmut zeigte. Auch der französische General Vaubecourt, der auf dem Harz kommandierte, bewies durch sein rühmenswertes Betragen, wie man Edelmut mit feindlichen Unternehmungen verbinden könne. Die dadurch gerührten Einwohner der Bergstadt Klausthal ließen daher als Beweis ihrer dankbaren Empfindungen eine große Medaille prägen mit seinem Bildnisse und der Aufschrift: Recto, Modesto Duci Vaubecourt, Civit. Clausthal 1762.

Wir nehmen nun den Faden der Geschichte wieder auf. Weder Ferdinand noch Friedrich hatten anfangs an eine Verfolgung der Franzosen über den Rhein gedacht. Der König hatte Ferdinand geraten, „ein Fabius in Plänen und Entwürfen und ein Hannibal im Schwadronieren zu sein". König Georg von England äußerte jedoch den lebhaften Wunsch, daß der Herzog seine Erfolge so bald als möglich weiter ausnütze. Dieser machte geltend, daß Hessen gegen die Armee des Prinzen Soubise, die bei Hanau stand, gesichert werden müsse. Georg bewilligte dafür Hilfsgelder im Betrage von 80000 Pfund Sterling zur Errichtung eines neuen Korps, das Anfang Juni in der Gegend von Kassel zusammentrat. Mittlerweile hatte sich Ferdinand mit dem Gedanken an einen Rheinübergang immer mehr befreundet und ihn in den Tagen vom 29. Mai bis 2. Juni nördlich Cleve auf einer aus Pontons und holländischen Schiffer-

booten geschlagenen Brücke glücklich ausgeführt. Clermont ging über Xanten auf Rheinberg zurück. Dort wollte Ferdinand ihn am 12. Juni angreifen, eine Umgehungskolonne verfehlte aber bei Nacht in dem unübersichtlichen Gelände den Weg, so daß der Angriff auf den andern Tag verschoben werden mußte. Clermont entzog sich jedoch der drohenden Umfassung und wich immer weiter nach Süden aus. Nur infolge mehrfachen Drängens Belle-Isles stellte er sich endlich am 23. Juni südwestlich **Krefeld** hinter einem aus dem Mittelalter herrührenden Grenzgraben mit einem 13 Fuß hohen Doppelwalle. Ferdinand, der sich bei seinen Erkundungen überzeugt hatte, daß Clermont dieses Mal standhalten würde, entschloß sich, dessen linken Flügel anzugreifen und ihn zu diesem Zwecke in weit nach Westen ausholendem Bogen zu umgehen. Inzwischen sollte der hannoversche General Spörcken das schwach besetzte Krefeld wegnehmen, sich dann südlich der Stadt aufzustellen, um den Gegner durch Kanonenfeuer festzuhalten, während der hannoversche General Oberg dem linken französischen Flügel gegenüber halten und nach Maßgabe der vom Herzog errungenen Erfolge in das Gefecht eingreifen sollte.

Ferdinand verfügte über 30 500, Clermont über 47 000 Mann. Dieser hielt den Angriff nur für die Bedeckung einer Furagierung und ließ sich erst gegen Mittag durch die Meldung, daß preußische Husaren in einem 3000 Schritt von seinem linken Flügel entfernten Dorfe erschienen seien, von seiner vorgefaßten Meinung abbringen. Nun mußte die beinahe nach Norden gerichtete Front nach Süden gedreht werden, alle Maßregeln wurden überstürzt oder kamen zu spät. In zweistündigem heftigen Ringen nahm der Erb-

prinz von Braunschweig die von den Franzosen unter dem Grafen Saint Germain tapfer verteidigten Holterhöfe, doch gewährte die inzwischen herbeigeeilte Kavallerie der weichenden Infanterie Aufnahme, und die Truppen des Erbprinzen waren zu sehr auseinandergekommen, um noch gegen die Reiter vorzugehen. Unterdessen hatte der Herzog von Holstein mit 26 Schwadronen preußischer und hannoverischer Reiter bei den weiter östlich gelegenen Votzhöfen einen Übergang über einen Graben gefunden, der bei der ursprünglichen Aufstellung des Gegners diesem den Rücken gedeckt hatte und nun teilweise vor seiner Front lag. Seine Geschwader griffen, so wie sie den Übergang passiert hatten, allmählich ein, und es glückte ihnen, die französischen Reiter zum Stehen zu bringen. Einem wiederholten, vom Herzog selbst geführten Angriffe der Infanterie des Erbprinzen und dem gleichzeitigen Eingreifen Obergs von Norden her gelang es dann, die französische Armee derartig zu erschüttern, daß Clermont gegen 7 Uhr den Rückzug anordnete. Spörcken blieb dagegen vollständig untätig südlich Krefeld stehen; wäre er rechtzeitig vorgegangen, so hätte er dem Gegner während seines Rückzuges große Verluste beibringen können. So erreichte Clermont fast unverfolgt gegen Mitternacht Neuß, wo er, so gut es ging, ein Lager bezog. Sein Verlust betrug rund 4200 Mann, 2 Fahnen, 5 Standarten, 2 Paar Pauken und 8 Kanonen. Der tapfere jugendliche Oberst Graf Gisors, Sohn des Kriegsministers Belle-Isle, der vor der Front seines attackierenden Karabinierregimentes schwer verwundet fiel und in Gefangenschaft geriet, erlag drei Tage nach der Schlacht seinen Wunden. Die Verbündeten hatten 42 Offi-

ziere und rund 1200 Mann an Toten und Verwundeten verloren.

Nach der Schlacht rückte der Erbprinz mit einem Korps vorwärts, nahm Roeremonde durch Kapitulation ein und schickte streifende Parteien bis an die Tore von Brüssel. Man brandschatzte in Brabant und im Bistum Lüttich. Die Hauptfolge dieses Sieges aber war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihr bedeutendes Magazin hatten. Am sechsten Tage ging der Platz über. Die Besatzung erhielt freien Abzug; der ungeheuere Vorrat aber von Proviant, Munition und eine Menge schönen Geschützes wurden von den Franzosen zum größten Teile in den Rhein geworfen. Man erschrak in Frankreich über diesen neuen Verlust und berief Clermont zurück. Der Dauphin wollte sich nun selbst an die Spitze der Armee stellen, was ihm jedoch nicht gestattet wurde. Neue Maßregeln sollten nun die Ehre der französischen Waffen retten. Die Armeen wurden mit Rekruten, Bedürfnissen und mannigfaltigen Instruktionen versehen. Das Kommando am Rhein erhielt jetzt der erfahrene Marschall von Contades. Gleichzeitig wurde dem Prinzen Soubise der Befehl zugeschickt, mit seiner durch 6000 Württemberger verstärkten Armee, es koste, was es wolle, wieder in Hessen einzudringen. Die Aussichten, diese Provinz zu erobern, erschienen wegen Ferdinands Entfernung ziemlich sicher, und damit war zugleich das Mittel gegeben, die Armee der Verbündeten vom Rheine abzuziehen. Soubise rückte nun mit 30000 Mann ins Herz der Provinz ein. Der hessische General, Prinz von Isenburg, hatte kaum 7000 Mann, sie zu verteidigen; mit diesen bezog er ein vorteilhaftes Lager zwischen Kassel und Minden. Er erkannte sein Unvermögen, mit so

wenigen, zum Teil irregulären Truppen einer großen Armee Widerstand zu leisten, und wünschte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Operationen am Rheine abzuwarten. Er ging nun langsam auf Kassel zurück und bezog am 22. Juli ein Lager 5 km östlich dieser Stadt, wo er den Kampf anzunehmen beschloß. So kam es tags darauf bei Sandershausen zum Treffen zwischen ihm und dem mit 8500 Mann gegen ihn entsandten Herzog von Broglie. Die regulären hessischen Truppen fochten wie Löwen und machten sieben Stunden lang den Sieg streitig; die beiden Milizbataillone aber verloren bald jede Haltung, und so blieb Ysenburg nichts übrig, als abends 7 Uhr den Rückzug anzutreten. Er verließ das Schlachtfeld mit einem Verluste von 43 Offizieren, 2330 Mann an Toten und Verwundeten, darunter 36 Offiziere, 2180 Mann Gefangene und fast seiner ganzen Artillerie. Durch den Sieg wurden die Franzosen Meister von der Weser und konnten sich im Hannoverischen und Westfalen weiter ausbreiten. Das schon im vorigen Jahr so schwer heimgesuchte Hessen fühlte jetzt abermals die Geißel des Krieges. Man versuchte für das unglückliche Land zu unterhandeln; Contades aber trieb mit den Abgeordneten seinen Spott und sagte, daß er Soldat sei und nicht schreiben könne.

Die Engländer waren durch den Sieg bei Krefeld und Ferdinands Fortschritte am Rheine ganz für einen Landkrieg gestimmt worden, während sie bis jetzt nur vom Seekriege hatten hören wollen. Die gesetzgebende Gewalt dieses Reiches sowohl als das Volk wünschten die nachdrücklichsten Maßregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen. Pitts zündende Beredsamkeit riß das ganze Parlament

mit sich fort, und dieses bewilligte ein nach Deutschland zu sendendes Hilfskorps von zunächst 8850 Mann. Wäre das früher geschehen, so würde sich Ferdinand jenseits des Rheines behauptet haben. Auch hätte man wahrscheinlich die von den Verbündeten berannte Festung Wesel erobert. Allein jetzt war die Lage dieses Feldherrn kritisch. Er hatte eine Armee von 80 000 Mann unter Anführung eines erfahrenen Generals gegen sich. Die Lebensmittel fingen bei seinen Truppen an zu mangeln; dabei hatte ein lange anhaltenes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben und die Flüsse austreten lassen. Die Märsche waren daher außerordentlich beschwerlich. Die Franzosen hatten sich der Maas versichert, und jetzt waren sie darauf bedacht, die verbündete Armee vom Rheine abzuschneiden. Ferdinand wollte schlagen; Contades hingegen, seiner Vorteile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. Indessen erforderte das bedrohte Hannover schleunige Hilfe; hierzu kam die Besorgnis für den Unterhalt der Truppen und für die Sicherheit der englischen Hilfsvölker, die in Norddeutschland landen sollten und leicht abgeschnitten werden konnten.

Diese Betrachtungen nötigten den deutschen Feldherrn, über den Rhein zurückzugehen. Jedoch die Schwierigkeiten dabei waren sehr groß, der Fluß war breit und stark strömend, der Feind mit einer gewaltigen Übermacht in der Nähe und sehr wachsam. Die verbündete Armee hatte bei Rees eine Brücke über diesen Fluß geschlagen, in der Stadt waren ein starkes Magazin, ein großer Geldvorrat und ein Feldhospital. Zur Bedeckung sowohl der Stadt als der Brücke befand sich hier der General Imhof mit 3000 Mann. Dieser wurde nun von 6500 Franzosen unter dem Kommando des General Chevert bei dem

8 km südöstlich gelegenen Mehr angegriffen. Alles war an der Behauptung dieses Postens gelegen. Die Rettung oder der Untergang der verbündeten Armee hing davon ab. Ferdinand war außerstande, Hilfe zu senden, so daß Imhof sich bloß auf seine und seiner Truppen Tapferkeit verlassen mußte. Sein Lager war durch Gräben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieses Gelände nicht, das Imhof sorgfältig benutzte, und anstatt die Franzosen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegenging. Der Angriff war hitzig und desto wirksamer, weil man ihn von dem kleinen Korps gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde war der so überlegene Feind zurückgeschlagen und floh nach Wesel, sein Verlust war bedeutend; mehr als 500 Tote bedeckten die Wahlstatt, 49 Offiziere und 360 Mann waren gefangen, außerdem ließ er 11 Kanonen, 1 Fahne, viel Munition, eine Menge Wagen und einige hundert Gefangene zurück. Der Franzosen hatte sich eine derartige Panik bemächtigt, daß sie unterwegs ihre Waffen von sich warfen. Auf dem Wege nach Wesel fand man über 2000 Musketen. Die Verbündeten hatten 188 Mann verloren.

So unbedeutend auch dieser Vorfall in einem so blutigen tatenvollen Kriege war, so vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges. Denn er entschied den Besitz der großen Magazine in Rees und Emmerich sowie der Schiffsbrücke, ohne die es Ferdinand unmöglich gewesen wäre, den Rhein zu überschreiten, so daß dieser vortreffliche Feldherr Gefahr lief, mit seinen braven Truppen ohne Lebensmittel, ohne Pontons, kurz ohne Hoffnung, jenseits des Rheines abgeschlossen, vom Gegner überwältigt zu werden. Nun aber war der glückliche Übergang nicht mehr zweifelhaft. Der deutsche Feldherr täuschte die Franzosen

durch falsche Märsche und Stellungen, um seine Absicht zu verbergen. Der angeschwollene Rhein nötigte jedoch dazu, die Brücke bei Rees abzubrechen und solche bei Griethausen schlagen zu lassen. Bezeichnend ist ein Schreiben Cheverts an Belle-Isle über seine Niederlage: „Das Glück und die Frauen sind nicht, wie man sagt, für die alten Generale. Diese Schlappe beweist es, sie ist die erste, die ich im Kriege erlitten habe, und ich werde sie als eine nützliche Warnung betrachten. Es ist grausam, und ich habe es nicht verdient, daß meine kriegerische Laufbahn mit einem derartigen Dolchstoße endet, dessen Wunde sich niemals schließen wird." Bald nachher wurde Imhof mit einem Korps den englischen Truppen entgegengeschickt, die in Emden gelandet waren und sich mit den Bundesgenossen ohne Hindernisse bei Koesfeld vereinigten.

Die Ankunft dieser Engländer erregte bei den Deutschen große Freude. Dies war die erste Division des vom britischen Parlament bewilligten Hilfskorps. Die zweite kam erst 1759 nach. Diese Krieger bildeten ein überaus schönes Korps an Menschen und Pferden. Ein Grenadierregiment hatte mit Gold und Silber reich gestickte Mützen mit dem Motto: Nec timor, nec pavidus. Ein Kavallerieregiment ritt lauter Rotschimmel, ein anderes Blauschimmel, ein drittes bloß schwarze und ein viertes bloß kastanienbraune, sämtlich auserlesene Pferde.

Ferdinand nahm jetzt, um seinen Truppen Erholung zu verschaffen, vorteilhafte Stellungen an der Lippe, wobei er gleichzeitig Hannover deckte. Die hannoverische Besatzung in Düsseldorf verließ diese Festung, nachdem sie alle Kanonen vernagelt und das Pulver in den Rhein geworfen hatte. Auch Cleve ward

geräumt. Die Franzosen nahmen beide Plätze gleich wieder in Besitz. Ysenburg blieb an der Weser, und der General Oberg mußte mit 9000 Mann Hessen decken. Dieser bezog das feste Lager bei Sandershausen und versuchte alle Mittel, um von den Franzosen in seinen Verschanzungen angegriffen zu werden. Soubise, der ihm mit 30000 Mann gegenüberstand, wollte dieses vermeiden und bemühte sich, ihm in den Rücken zu kommen. Diese Besorgnis trieb Oberg aus seinem Lager. Nun wurde er am 10. Oktober von dem überlegenen Feinde bei Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Das Gelände war viel zu weitläufig, um es mit so wenigen Truppen allenthalben zu verteidigen. Die Verbündeten wehrten sich jedoch tapfer und schlugen die feindliche Infanterie zurück, wurden aber in dem Augenblicke des Sieges von der französischen Kavallerie in der Flanke und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reiterei auf verbündeter Seite vermehrte diesen Unfall und nötigte Oberg zum Rückzuge. Die Verbündeten verloren dabei gegen 1200 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, 16 Kanonen und 3 Feldzeichen. Die Franzosen büßten über 900 Köpfe ein.

Die Sachsen, von denen kurz zuvor ein 10000 Mann starkes Korps zu der französischen Armee gestoßen war, hatten an dem Siege vielen Anteil. Auch wurden in der Folge von den Franzosen wenig Vorteile erfochten, wozu diese braven Truppen nicht das ihrige beigetragen hatten. Dennoch mußten sie von ihren stolzen Bundesgenossen allerhand Demütigungen dulden, und ging es übel, so legte man es ihnen zur Last. Diese sächsischen Krieger waren größtenteils Überläufer von der preußischen Armee, geborene Sachsen, die nicht wider ihren Landesherrn fechten

wollten. Man hatte sie in zwölf Regimenter eingeteilt, und jetzt standen sie in französischem Solde. Sie führten 24 Kanonen bei sich, ein Geschenk der Dauphine und mit deren Namen geziert. Es war ein Tribut, den diese Prinzessin ihrem bedrängten Vaterlande zollte. Ihr Bruder, der Prinz Xavier, zweiter Sohn des Königs von Polen, war Anführer dieses Korps. Dieser militärisch wenig befähigte Prinz war stolz und hochfahrend und empörte dadurch die sächsischen Soldaten, die voll guten Willens waren und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgestoßen. Xavier war über ein derartiges Betragen seiner Untergebenen entrüstet; ein sächsischer General aber gab ihm den weisen Rat, bei dieser Volksstimme ja zu schweigen und sein Betragen zu ändern. Er tat dies, und nun achteten seine Soldaten wenigstens in ihm den Sohn ihres Königs.

Der Sieg bei Lutternberg verschaffte Soubise den Marschallstab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Provinzen, erpreßte überall starke Brandschatzungen, und drang bis an die Mauern von Hameln vor. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermals wurden das Archiv und andere Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Märsche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzosen und die Vereinigung ihrer Armeen, die nach einigen fruchtlosen Unternehmungen die Winterquartiere bezogen: die Hauptarmee unter Contades zwischen der Maas und dem Rheine, die Truppen des Prinzen Soubise aber längs der Ufer dieses Flusses und der des Mains. Hessen räumten sie ganz. Hier nahm nun der Prinz

von Ysenburg seine Winterquartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte seine Truppen nach Westfalen und nahm sein Hauptquartier in Münster.

Die Tätigkeit dieses großen Feldherrn hinderte die Franzosen daran, die grausamen Befehle ihres Hofes zu vollziehen, die überhaupt eines erleuchteten Volkes unwürdig waren. Man hatte in Versailles bereits im Sommer beschlossen, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit die eroberten Länder aufs äußerste auszubeuten. Der Kriegsminister Belle-Isle schrieb an den Marschall Contades: „Ich weiß keine andere Quelle für unsere dringenden Bedürfnisse, als das Geld, das wir aus den feindlichen Ländern ziehen. Diese müssen uns auch außer dem Gelde alles, was nur zum Unterhalte gehört, verschaffen: Heu, Stroh, Hafer, Brot, Korn, Vieh, Pferde, ja sogar Menschen, um unsere ausländischen Regimenter zu rekrutieren. Bis Ende des Septembers (1758) wird es nötig sein, eine gänzliche Wüste aus allen Gegenden zu machen, die vor der Front des Kordons liegen, den wir im Winter ziehen wollen, damit es dem Feinde ganz unmöglich ist, sich uns zu nähern." In den folgenden Briefen an Contades waren diese Befehle noch bestimmter. Unter dem 5. Oktober hieß es: „Sie, mein Herr, müssen ganz Westfalen in eine Wüste verwandeln, und in den Ländern an der Lippe und im Paderbornschen als den fruchtbarsten Provinzen muß alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden."

Die französischen Führer folgten zwar nicht ganz genau dieser grausamen Vorschrift, doch betrugen sich manche auf eine Art, die hinreichend ihren guten Willen anzeigte. Gewaltsame Erpressungen gehören zu den gewöhnlichen Greueln des Krieges, selbst bei

den kultiviertesten Völkern; nur dann sind sie der Aufzeichnung wert, wenn sie bis zu einer außerordentlichen Höhe getrieben werden. Dies war der Fall in der Grafschaft Hanau, die, so wie ganz Hessen, in diesem Kriege vorzüglich die eiserne Rute der Feinde fühlte. Hier hauste der französische Intendant Foulon in einer ausgesucht niederträchtigen Art. Er ließ unter anderem, um seinen alles Maß übersteigenden Beitreibungen an Geld und Lebensmitteln mehr Nachdruck zu verschaffen, eine Anzahl vornehmer Bürger mehrere Tage lang ohne Speise und Trank in einem einzigen Raume einkerkern, den sie, wie erzählt wird, sogar nicht einmal zur Verrichtung ihrer Notdurft verlassen durften.

Die Charakteristik des vorigen Feldzuges war die außerordentliche Anzahl großer Schlachten, Treffen und wichtiger Gefechte. Der jetzige war wegen der vielen größtenteils aufgehobenen Belagerungen merkwürdig. In Schlesien und Sachsen wurden die Festungen Schweidnitz und Sonnenstein sowie in Westfalen Minden und Düsseldorf förmlich belagert und erobert. Dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Russen die von Küstrin und Kolberg, die Österreicher die von Neiße und Dresden und die Reichsvölker die Belagerungen von Torgau und Leipzig. So hatte sich das Kriegsglück auf seiner Kugel gedreht, daß in der Mitte des Dezember für die Preußen und ihre Bundesgenossen kein Feind mehr in Schlesien, in Sachsen, in Brandenburg und in Pommern, so wenig wie in Hessen und im größten Teile von Westfalen zu finden war.

Sechstes Buch. 1759.

In Frankreich stimmte jetzt ein Teil des königlichen Rates, ja selbst der Dauphin für den Frieden. Allein Ludwig XV. und die Pompadour bestanden durchaus auf der Fortsetzung des für das Land so unheilvollen Krieges. Der Abbé Bernis, kurz zuvor vom Papste zum Kardinal erhoben, fand bei diesen beiden für seine dringenden Mahnungen zu rechtzeitigem Friedensschlusse kein Gehör. Er machte sich aber seiner bisherigen Gönnerin dadurch unbequem und erhielt im Dezember ein königliches Schreiben, worin er ersucht ward, sich auf sein Bistum Aire zurückzuziehen. Wohl war er einer der Haupturheber des für sein Vaterland so verhängnisvollen Bündnisses gewesen, aber er war auch der einzige, der jetzt den Mut hatte, entgegen der herrschenden Strömung zum Frieden zu mahnen[1]. Sein Nachfolger wurde der kürzlich erst zum Herzog von Choiseul erhobene bisherige Botschafter am österreichischen Hofe, Stainville. Der Absetzung des Kardinals Bernis folgte der Tod des Kriegsministers Belle-Isle. Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten dachte aber, seinen alten Verbindungen am Wiener Hofe getreu, vorerst an keinen Frieden. Sein erster Schritt war, ein neues Bündnis zwischen Frankreich und Österreich zu schließen. Dies geschah am 30. Dezember 1758. Ja, um diesem erneuerten Bunde, der allen unbefangenen Franzosen wegen des gewissen Nachteils und der unmöglichen Vorteile anstößig war, durch

[1] Friedrich widmet ihm in seiner Geschichte des Krieges nachstehende Worte: „Seine unklugen Handlungen hoben ihn empor, seine weisen Ansichten verursachten seinen Sturz; er fiel in Ungnade, weil er den Frieden befürwortet hatte." v. D.

eine prächtige Tändelei einen scheinbaren Wert zu geben, befahl der Minister im Namen des Königs der Akademie der Inschriften zu Paris, eine Medaille zur Verewigung dieses Vertrages schlagen zu lassen. In demselben Monate schlossen auch England und Preußen eine neue Übereinkunft, in der Friedrich jährlich 670000 Pfund Sterling Hilfsgelder zugesagt wurden. Im vierten Artikel verpflichteten sich beide Mächte, weder einen Sonderfrieden noch ohne beiderseitige Zustimmung einen Waffenstillstand mit ihren Feinden zu schließen. Frankreich brauchte nun seinen ganzen Einfluß sowohl in Petersburg, um den Haß der Zarin gegen den König von Preußen zu befestigen, als in Konstantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffenstillstandes mit Österreich, den Thron der Osmanen bestiegen hatte, das Schwert in der Scheide zu halten. Auch wurde zwischen Rußland, Schweden und Dänemark ein Bündnis geschlossen, um allen fremden Kriegsflotten den Durchgang im Sunde zu verwehren. Dänemark fand dabei keine Vorteile, weshalb das französische Geld den Entschluß des Kabinetts zu Kopenhagen bestimmen mußte. Nun waren die beiden andern Mächte beruhigt, die in beständiger Furcht lebten, die siegreichen englischen Flotten an ihren Küsten zu sehen.

Friedrich beschloß, im künftigen Feldzuge mit der Hauptarmee verteidigungsweise zu verfahren. Die Hoffnung auf den Beistand der Türken bestimmte wahrscheinlich diesen seinen Operationsplan; denn schon im Januar schrieb er an den General Fouqué, der zu der kleinen Zahl seiner Vertrauten gehörte: „Die Türken fangen an, sich zu bewegen; sie werden nicht lange müßig bleiben.“ Indessen war auch mit

diesem Verteidigungssystem gelegentlich angriffsweises Verfahren verbunden, sobald der Gegner sich eine Blöße gab oder diese Tätigkeit sonst Vorteil versprach. Noch in diesem Winter gab der König eine Probe seiner Entschlossenheit. Der polnische Fürst Sulkowski nahm, ohne Rücksicht auf die Neutralität der Republik Polen, tätigen Anteil am Kriege. Dieser Magnat, früher Kabinettsminister König Augusts III., den Brühl aus der Gunst des Monarchen verdrängt hatte, war durch Kaiser Franz I. zum deutschen Reichsfürsten erhoben worden. Er hielt sich in der Stadt Lissa an der schlesischen Grenze, 20 km nördlich Guhrau, eine Leibgarde, warb dort Truppen und errichtete Magazine für die Russen. Auf die mehrfachen Vorstellungen Friedrichs gab er trotzige Antworten, berief sich auf seine Würden und auf die Unabhängigkeit der Republik Polen. Friedrich sandte Ende Februar den General Wobersnow mit einigen tausend Mann über die Grenze. Dieser hob Sulkowski in aller Stille auf und zerstörte in Posen und andern Orten die für 50 000 Mann auf drei Monate aufgestapelten Vorräte. Dieser Erfolg verzögerte die Ausführung der russischen Angriffsabsichten wesentlich. Sulkowski wurde in Glogau gefangen gesetzt; die für Rußland ausgehobenen Mannschaften aber wurden in preußischen Regimentern untergesteckt.

Ein anderer Bundesgenosse dieser Art war ein Zeitungsschreiber in Erlangen, der sich auf die politischen Gesinnungen seines Landesherrn verließ und daher den Preußen in seinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Lästerungen waren darin nicht sparsam angebracht. Ein preußischer Offizier übernahm die Züchtigung dieses Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben und sich vom Empfänger

in aller Form darüber eine Bescheinigung ausstellen.

Der Anteil entfernter Nationen am Kampfe war äußerst lebhaft, und dabei war es merkwürdig, daß sich die meisten für Preußen interessierten, teils aus Bewunderung für die Großtaten Friedrichs, teils aus der natürlichen Neigung der Menschen, bei einem ungleichen Kampfe, Partei für den Schwächeren zu nehmen. Die Spanier, die mit allen Kräften ihres großen Reiches nie die Hälfte der Truppen ins Feld stellten, die König Friedrich seinen Feinden jetzt entgegenführte, nahmen an Deutschlands Fehden niemals lebhafteren Anteil als jetzt. In Holland prägte man auf Friedrichs Feinde satirische Denkmünzen. Im Königreiche Neapel war man wegen des unerwarteten Ausganges eines jeden Feldzuges, ja fast jeder Unternehmung gegen Preußen derartig bestürzt, daß die große Entfernung der kriegführenden Heere, die Alpen und alles andere aus dem Gedächtnisse der Neapolitaner verschwanden. Sie hielten es nach allen jetzt erlebten militärischen Wundererscheinungen nicht für unmöglich, den Krieg in Italien und vielleicht gar die Preußen in der Nähe des Vesuvs zu sehen, weshalb die Truppen in diesem Königreiche vermehrt und die Wachen in der Hauptstadt verstärkt wurden.

In Rom hatte man zwar wegen eines so ausgedehnten Krieges keine Besorgnisse; dennoch war die Teilnahme der Römer an dem Glücke oder Unglücke so vieler Nationen, die in Deutschland kämpften, außerordentlich, und größtenteils war sie auf Friedrichs Seite. Sie wünschten seinen Waffen Glück zu derselben Zeit, da der Papst ihre Macht durch feierliche Messen und geweihte Geschenke zu entkräften suchte. In Venedig war die ganze Stadt in zwei Teile

geteilt, in Teresiani und Prussiani, die sich einander tödlich haßten. Beide hatten ihre eigenen Kaffeehäuser, wo sie zusammenkamen, und wo keiner von der andern Partei geduldet wurde. Dieser Parteigeist hatte sich sogar unter den Mönchen verbreitet, und brach im Kloster zu S. Giovanni e Paolo in Wut aus. Die hier wohnenden Mönche schlugen sich im Refektorium zur Ehre der Maria Theresia und Friedrichs tapfer herum, wobei Teller, Schüssel und Becher als Waffen dienten. Die Partei des Königs war jedoch in Venedig fast immer die stärkere; auch sagte man damals: „Chi non è buon Prussiano, non è buon Veneziano.“ (Wer kein gut preußisch Gesinnter ist, ist auch kein guter Venetianer.) Ein Pelzhändler hatte das Bild Friedrichs in seinem Laden aufgestellt, und um ihm seine Ehrfurcht auffallend zu bezeugen, hing er vor dem Bilde eine brennende Lampe auf; eine Verehrung, die in Italien sowie in allen katholischen Ländern nur Heiligen ersten Ranges widerfährt. In der Schweiz jauchzte man über die preußischen Siege, als ob sie Schweizer erfochten hätten. In Deutschland wünschten nicht allein die wider Friedrich angeführten protestantischen Württemberger seinen Waffen Glück, sondern diese Parteilichkeit ging so weit, daß auch selbst die katholischen Bayern, die Pfälzer, die Mainzer und andere Reichssoldaten, die den Rosenkranz in der Tasche und das Skapulier über die Schulter gehängt hatten, doch ungerne wider den König von Preußen fochten.

Auch in Frankreich, wo die Nation in bezug auf diesen Krieg keineswegs mit dem Hofe gleichgesinnt war, wurde Friedrich so sehr wie in irgendeinem andern Lande bewundert. Die Würdigung seiner großen Eigenschaften drang selbst in den

Palast des Monarchen; daher die Antwort der Marquise Pompadour, als ihr der Herzog von Belle-Isle einst halb im Scherz halb im Ernst sagte, man müßte den Krieg mit Nachdruck führen, sonst dürfte Friedrich mit seinen Preußen nächstens nach Paris kommen. Die mit dem Geiste der Höfe bekannte und sich ihrer eigenen Macht bei dem schwachen Ludwig nur zu wohl bewußte Pompadour erwiderte: „Gut! so werde ich endlich einen König sehen."

So sehr aber auch die Taten Friedrichs und seine Standhaftigkeit im Unglücke ihm allenthalben Anhänger und Bewunderer erwarben, so hatte er doch auch eine Menge Feinde in allen Ländern, die ihm nach Möglichkeit zu schaden suchten. Die preußischen Provinzen sowie Sachsen waren voller Spione. Man ließ sie in kursächsische Hoflivree gekleidet nach Dresden kommen, von wo sie durch die vornehmsten Personen mit geheimen Aufträgen versehen wieder fortgeschickt wurden. Der sächsische Minister Graf Wakerbart hatte ein Einverständnis mit Friedrichs Feinden, das durch Zufall entdeckt ward. Darum brachte man diesen Minister auf die Festung Küstrin, ließ ihn aber nach einigen Monaten wieder frei unter der Bedingung, daß er sich nach Polen begebe.

In Zerbst befand sich ein französischer Kundschafter, der Marquis Fraigne, den der dortige Hof schützte, und der auch auf dem fürstlichen Schlosse wohnte. Friedrich verhöhnte diesen unüberlegten Schutz, ließ ihn abholen und nach Magdeburg transportieren. Auch der Feldmarschall Seckendorf, bekannt durch seine unglücklichen Feldzüge und seine ebenso unglücklichen politischen Unterhandlungen, vergaß seine Würde und sein ruheheischendes Alter so weit, um

als ein neunzigjähriger Greis die Rolle eines Spions zu spielen. Er lebte in Sachsen auf seinem durch Schutzwachen gesicherten Gute Meuselwitz, wo ihn die Preußen auf Befehl des Königs mit Schonung, ja mit Ehrfurcht behandelten. Dennoch fing er einen geheimen Briefwechsel mit Friedrichs Feinden an. Der durch diese Entdeckung aufgebrachte Monarch ließ ihn durch Husaren aus der Kirche holen und nach Magdeburg bringen. Er kam jedoch bald wieder in Freiheit, mußte sich aber schriftlich verpflichten, solange der Krieg dauern würde, aller Gemeinschaft mit den Feinden des Königs von Preußen zu entsagen.

Prinz Heinrich rückte schon im April trotz der noch rauhen Witterung in Böhmen ein, und der bei seinem Korps befindliche General Hülsen fand bei Kommotau den österreichischen General Reinhardt auf einem Berge verschanzt; er griff ihn an und nahm sein ganzes aus 2500 Mann bestehendes Korps gefangen, ohne daß ein einziger entkam. Hülsen wandte sich darauf nach Saatz und der Prinz Heinrich nach Budin. Hier sowie in Lowositz und Leitmeritz nahm man alle Magazine weg, die mit 35000 Tonnen Mehl, 137000 Scheffel Hafer, 86000 Rationen Heu und 74000 Broten angefüllt waren. Eine Armee von 50000 Mann hätte damit auf fünf Monate mit Brot und 25000 Mann Kavallerie über einen Monat mit Furage versorgt werden können. Dieser ganze ungeheuere Vorrat wurde vernichtet, eine neu erbaute Brücke zerstört und 150 Schiffe auf der Elbe verbrannt. Das Magazin in Saatz setzten die Österreicher selbst in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen sollte.

Nach diesen Erfolgen rückte Prinz Heinrich auf

Drängen des Königs in Franken ein und schickte verschiedene Korps aus. Diese vertrieben überall die Vortruppen des Reichsheeres. Sie zogen sich nach Nürnberg zurück, wo ihre Hauptarmee in einem unangreifbaren Lager stand. Auf diesem Rückzuge hatten die Reichstruppen große Verluste und büßten die Gefangenen zu Hunderten sowie eine Menge Bagage, Fahnen und Kanonen ein. Auch ihre Magazine, die sie im Bistum Bamberg an mehreren Orten angelegt hatten, wurden vernichtet, wobei sie das in der Stadt Bamberg selbst anzündeten. Bald nachher trafen die Preußen hier ein. Die Stadt unterwarf sich, und der General Knobloch wollte sie in Besitz nehmen; allein einige tausend Österreicher, größtenteils Kroaten, hatten nicht Lust, sie zu verlassen. Es kam zu einem Straßenkampfe, wobei die friedliebenden Einwohner sich in die Keller verkrochen. In wenigen Stunden aber waren die Österreicher vertrieben, und die Unordnung hatte ein Ende. Die Einwohner bequemten sich zu starken Kriegssteuern, und für die Summe, die sie nicht gleich bar erlegen konnten, gaben sie Wechsel. Der Kaiser erklärte diese zwar für unverbindlich, da die Stadt aber vor einem künftigen Besuch von den unternehmenden Preußen nicht sicher war, so beschloß sie weislich, die Wechsel zu bezahlen. Es befanden sich in Franken mehrere kleine österreichische Korps, die man zurücktrieb. Erfurt wurde eingenommen, und mußte eine Brandschatzung von 100000 Reichstalern erlegen.

Bei Kronach wurde der General Riedesel mit 2500 Mann gefangen, und Würzburg sowie andere reichsverbündete Städte, wo die Preußen auf diesem Zuge hinkamen, wurden mit Kriegssteuern belegt. Alles glückte, nur die Absicht des Königs ward nicht

erfüllt, daß Prinz Heinrich die Reichsarmee selbst zum Kampfe stellte.

Ein anderes preußisches Korps fiel in Mecklenburg ein. Dieses Herzogtum war auch eine von Friedrichs Hilfsquellen. Der Herzog hatte seine Schwäche und die Stärke seines mächtigen Nachbarn gar nicht berechnet und war so unvorsichtig gewesen, sich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gegen den König von Preußen zu erklären, den er haßte und schon vor dem Kriege gröblich beleidigt hatte; er gab zuerst seine Stimme, ihn als einen Reichsfeind zu behandeln, und so trat er an die Spitze der auf eine Achtserklärung dringenden Fürsten, ohne die Folgen zu überlegen. Er wollte dadurch seinen tätigen Anteil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augenblick zweifelhaft schien; dabei schmeichelte er sich, an der Seite des Stärkeren große Vorteile zu erlangen. An deren Stelle traten nun Verwüstungen seines ohnehin von der Natur wenig begünstigten Landes. Auf diese Weise mußten die armen Mecklenburger für die politischen Sünden ihres Herzogs hart büßen. Keine von allen Provinzen, wo die Preußen ihre feindlichen Fahnen wehen ließen, wurde von ihnen so hart behandelt, als das von dem geflüchteten Regenten ihnen überlassene Herzogtum Mecklenburg-Schwerin, aus dem die Menschen zu Hunderten Städte und Dörfer verließen.

Die mit Rücksicht auf ihr Eigentum, aus Unentschlossenheit oder anderen Ursachen Zurückbleibenden fühlten daher den eisernen Druck des Krieges um so stärker. Unter anderem mußte dies Land in den sieben Jahren außer der großen Menge Furage und Vieh 16000 Rekruten und 42 Millionen Taler Brand-

schatzung liefern. Alles dies wurde mit einer rücksichtslosen Strenge eingetrieben. Ein rührender Brief der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz an Friedrich schilderte die in ihrer Nachbarschaft verübten Übergriffe, und veranlaßte, daß die preußischen Soldaten milder verfuhren. Immerhin befanden sie sich in feindlich gesinntem Lande, das folglich nicht viel Gutes von ihnen erwarten konnte. Sie nahmen Schwerin weg, hoben junge Leute als Rekruten aus und erpreßten große Summen. Der Brief der Prinzessin Charlotte an den König war übrigens die erste Veranlassung zu deren späterer Erhebung auf den britischen Thron.

Auch die Schweden hatten diesen Winter keine Ruhe. Der General Dohna kam schon in den ersten Tagen des Januar mit einem Korps aus Sachsen in Pommern an, um diese Feinde, die hier der Preußen Abwesenheit zur Besitzergreifung größtenteils offener Städte benutzt hatten, wieder zu vertreiben. Es gelang ihm auch durch die Tätigkeit und den Mut der unter ihm kommandierenden Generale Platen und Manteuffel. Sie nahmen Damgarten, Wolgast und andere von den Schweden besetzte Orte rasch wieder, mußten aber die Städte Anklam und Demmin förmlich belagern und erobern. Demmin hielt sich nur zwei Tage, Anklam etwas länger. In beiden Städten machten sie 2700 Gefangene und große Beute an Geschütz, Munition und Proviant. Diese mannigfaltigen Operationen der Preußen in Pommern und die völlige Wiedereinnahme der von den Schweden bisher besetzten Provinz waren das Werk einer einzigen Woche. Stralsund wurde von neuem eingeschlossen.

Nun lagen den Preußen nach ihren glücklichen

Fortschritten in Franken die Provinzen Süddeutschlands, die nur wenige schlechte Festungen, von minderwertigen Truppen verteidigt, besaßen, wieder offen. Der Erbprinz von Braunschweig war mit 12000 Mann von der verbündeten Armee zum Prinzen Heinrich gestoßen. Die Reichstruppen flohen allenthalben, und ihr Feldherr, der Herzog von Zweibrücken, ersuchte den Herzog von Broglie dringend um Hilfe. Die Preußen hatten hier gute Aussichten auf Erfolg, aber Heinrich war vom Könige durch einen Raum von sechzig Meilen getrennt und mußte die Verfolgung aufgeben, um das schwach besetzte Sachsen zu decken, wo die Österreicher mit Macht eingefallen waren; er zog daher seine siegreichen Truppen zurück.

Die Russen hatten sich indessen in Polen zusammengezogen und bedrohten die preußischen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich schickte ihnen den General Dohna, der in Pommern nichts mehr zu tun fand, mit einem starken Korps entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu verhindern, doch zu erschweren. Es gelang ihm, die feindlichen Magazine in Bromberg, Rogosno und Znin zu vernichten; allein sein Hauptzweck war ein Treffen, weshalb er auch über die Warthe gegangen war, da er aber den Feind hier nicht dazu bringen konnte, so richtete er seinen Anschlag auf Posen, wo sich das Hauptmagazin der Russen befand. Diese Stadt war jedoch mit einer guten Verschanzung umgeben und von einem starken Korps besetzt, zu dessen Verstärkung sich noch mehr Truppen im Anzuge befanden. Nach mehrfachem Schwanken sowie Beraten mit dem mittlerweile im Auftrage Friedrichs eingetroffenen Wobersnow ward auch dieser Plan aufgegeben. Schon während der bisher ausgeführten Bewegungen hatte das Korps

mit Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Weder Dohna noch Wobersnow war es gelungen, trotz vielfacher Mahnungen Friedrichs die nötigen dreiwöchentlichen Vorräte nachzuführen. Je tiefer man in Polen eindrang, um so schwieriger ward die Bevölkerung, ganz besonders mangelte es an Furage, die vom Lande entnommen und mit Gutscheinen bezahlt wurde, ein Verfahren, das die mißtrauischen Einwohner trotz der ausgegebenen Manifeste, daß die Preußen als Freunde kämen, größtenteils gar nicht begriffen.

Das Fehlen von Lebensmitteln nötigte endlich die Preußen, sich nach der Oder zurückzuziehen. Die Russen, die ebenfalls an allem Mangel zu leiden anfingen, und die sich überdies mit den Österreichern zu vereinigen wünschten, rückten auch auf diesen Fluß los. Die Zarin hatte sich unterdessen des bereits vor Monaten von Fermor eingereichten Gesuches, das Oberkommando niederlegen zu dürfen, wieder erinnert und den jüngeren Feldmarschall Ssaltykow an seine Stelle gesetzt. Fermor bat, trotzdem als Divisionskommandeur bei der Armee bleiben zu dürfen, eine Bitte, die Elisabeth als Beweis von hoher Vaterlandsliebe ansah und freudig gewährte. Dohna hatte dem Könige schon im Jahre 1758 wegen seiner wenig tatkräftigen Führung mehrfachen Anlaß zum Tadel gegeben; nun aber war Friedrich mit seinem und Wobersnows Verhalten aufs äußerste unzufrieden und goß die ganze Schale seines Zornes über diesen unglücklichen Mentor aus, von dem er gehofft hatte, er würde alle seit Monaten begangenen Unterlassungssünden Dohnas noch auszugleichen imstande sein. Wohl selten hat ein verdienter General derart harte Worte seines Kriegsherrn zu hören bekommen. Unter

anderem schrieb ihm der König: „ein mediocrer General, der betrunken, könne die Armee nicht toller kommandieren" und fuhr dann fort: „Ihr ließet Euch abschneiden, und ginget bei Posen über die Warthe und schnittet dem Feinde nichts ab, vielmehr ließet Ihr alles vom Feinde hinmarschieren, wo es immer nur wollte. Eure polnische Kampagne meritieret, gedruckt zu werden vor ein ewiges Exempel, was von keinem vernünftigen General muß befolget werden." Dohna aber schrieb er: „Sie sind zu krank, um ferner ein Kommando zu führen. Sie würden gut daran tun, Sich nach Berlin oder an einen anderen Ort zu begeben, um ihre Gesundheit wiederherzustellen. Adieu!" Gleichzeitig erhielt der General Wedel, der sich bereits bei Leuthen hervorgetan hatte, und von dem der König große Stücke hielt, den Auftrag, sich zum Heere Dohnas zu begeben, wo er, obgleich jünger als sämtliche dort anwesenden Generalleutnants, das Kommando zu übernehmen hatte. Dabei ward ihm folgende wörtliche Vollmacht ausgefertigt: „Er, der Generalleutnant Wedel, stellet bei der dortigen Armee vor, was ein Diktator bei der Römer Zeiten vorstellte. Also müssen alle und jede Offiziers, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, ihm den schuldigen Gehorsam geben, welcher Mir zukommet, und seine, des Generals von Wedel Dispositions mit Treue, Fleiß und Bravour exekutieren, als wenn Ich selbst zugegen wäre." Dohna erhielt noch Befehl, Wedel ein Begleitkommando entgegenzusenden. Im übrigen befolgte er den deutlichen Wink des Königs, reiste nach Berlin und erbat von da sofort seinen Abschied.

Wedel traf am 22. Juli im Lager nordwestlich Züllichau, 38 km östlich Krossen, ein. Er hatte

bestimmten Befehl, die Vereinigung Ssaltykows mit den Österreichern, wenn überhaupt noch möglich, zu verhindern. Die Russen lagerten zehn Kilometer östlich von Züllichau, und Ssaltykow wollte von da aus Krossen erreichen, um sich dort mit den Österreichern zu vereinigen. Ein am 22. abgehaltener Kriegsrat hatte beschlossen, da einem solchen Marsche das preußische Lager im Wege war, dieses nördlich zu umgehen. Wedel unternahm am frühen Morgen des 23. mit einigen Generalen einen Erkundungsritt. Sie kamen gegenüber dem bisherigen Russenlager an, worin Ssaltykow einen Teil des Heeres hatte stehen lassen, der bei ihrem Erscheinen sofort die Befestigungen besetzte; so wurden sie den mittlerweile unternommenen Abmarsch des größten Teiles der feindlichen Armee gar nicht gewahr. Sie setzten ihre Erkundung in südlicher Richtung fort, um ein anderes Lager für die Armee zu suchen, als plötzlich Geschützfeuer aus der Richtung des eigenen Lagers hörbar ward und ein Ordonanzoffizier mit der Meldung angesprengt kam, die russische Armee befände sich nördlich des eigenen linken Flügels und beschösse die zu dessen Schutze angelegte Redoute. Als Wedel im Lager ankam, erkannte er sogleich, daß der Marsch der Russen auf Krossen gerichtet war, und suchte, diese Absicht noch zu vereiteln. Er hatte dem 45000 Mann starken Feinde rund 28000 Streiter entgegenzustellen. Die Schlacht fand beim Dorfe **Kay** statt. Die Preußen hatten, obwohl sie schon zwei Tage im Lager von Züllichau standen und ein Marsch in der einzuschlagenden Richtung wahrscheinlich werden konnte, versäumt, rechtzeitig mehrere Übergänge über den sumpfigen Zauchegrund herstellen zu lassen, was nun besonders ihre schwere Artillerie

hinderte, den Gegner auf wirksame Entfernung zu beschießen. Auch die Infanterieangriffe waren im wesentlichen auf eine einzige Brücke beschränkt. Man kämpfte erbittert von etwa 4 Uhr nachmittags bis zum Sonnenuntergange, aber an der russischen Übermacht zerschellten alle mit großer Tapferkeit unternommenen Angriffe der Preußen. Wedel wurde geschlagen und mußte sich mit einem Verluste von über 7000 Mann, darunter 247 Offiziere, zurückziehen. Unter den Gefallenen befand sich auch Wobersnow, von dem im Heere erzählt ward, er habe aus Gram über die Ungnade Friedrichs den Tod gesucht. Da er bis vor kurzem in hoher Gunst gestanden hatte und viele glaubten, er werde mit der Zeit in dasselbe freundschaftliche Verhältnis zum Monarchen treten wie seinerzeit Winterfeldt, so hat diese Vermutung viel Wahrscheinliches. Die Russen hatten nur rund 4800 Mann eingebüßt. Hätten sie ihren Sieg ausgenützt, so wäre Wedels kleines Korps vernichtet worden. Sie zogen es aber vor, dieses ungehindert den schwierigen Rückzug antreten zu lassen und anstatt kräftig zu verfolgen, noch am Abend einen Dankgottesdienst abzuhalten und Viktoria zu schießen. Die Preußen beantworteten diese Feier mit klingendem Spiele aus ihrem Lager.

König Friedrich hatte sich begnügt, in Schlesien bisher verteidigungsweise zu verfahren. Er war zunächst lange bei Landeshut gelagert geblieben, immer darauf hoffend, daß Daun sich zum Angriff entschließen würde. Dieser hatte sich im Laufe der Zeit in teils mit dem Petersburger Hofe, teils mit Ssaltykow direkt gepflogenen Unterhandlungen verpflichtet, dem russischen Heere Hilfe zu leisten. Endlich war er Anfang Juli in ein Lager bei Markliſſa, 11 km süd-

lich Lauban, aufgebrochen, und Friedrich war ihm auf dem Fuße in ein solches bei Schmottseifen gefolgt. Seitdem standen sich beide Heere wieder abwartend gegenüber. Nun hatte Daun in Erfüllung seines Versprechens Loudon und Hadik abgesandt, um sich mit Ssaltykow zu vereinigen. Dies hatte auch Friedrich zu Entsendungen genötigt; er hatte den Prinzen Eugen von Württemberg mit der Beobachtung Loudons beauftragt und den Prinzen Heinrich veranlaßt, den General Finck zu demselben Zwecke zu entsenden.

Loudon hatte sein Korps geteilt und Hadik mit 12000 Mann zurückgelassen. Die Reichsarmee, die so wenig den ganzen Krieg über tat, trug diesmal zur Ausführung des Daunschen Entwurfs das ihrige bei. Sie fiel in Sachsen ein und nötigte dadurch den General Finck, Hadik aus den Augen zu lassen, um Leipzig und Torgau zu decken. Loudon war mit dem Reste von 19000 Mann und 48 schweren Geschützen am 3. August in einem Lager bei Frankfurt zur russischen Armee gestoßen. Die vereinigte Macht der Russen und Österreicher verschanzte sich nun am Ufer der Oder östlich Frankfurt. Alle Bemühungen Wedels waren jetzt dahin gerichtet, den Feinden den Übergang über diesen Fluß zu erschweren.

Diese Umstände veranlaßten den König, selbst nach seinen brandenburgischen Staaten zu eilen. Die Zeit verstattete ihm diesmal nicht, weder Fußvolk noch Reiterei von seiner Armee mitzunehmen; er marschierte bloß mit einer kleinen Bedeckung von Husaren ab. Heinrich mußte einen großen Teil seiner Truppen aus Sachsen zur Verstärkung des Oderheeres schicken und ging sodann selbst nach Schlesien, um in der Abwesenheit des Königs die bei Schmottseifen zurück-

gelassene Armee zu übernehmen, die jetzt 40000 Mann stark war und Daun mit 70000 Mann gegenüberstand. Auch das Finckesche Korps erhielt Befehl, Sachsen zu verlassen und nach der Oder zu marschieren, so daß dieses Land nun ganz von preußischen Truppen im Felde entblößt war. Nur die Festungen Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg blieben besetzt, wobei sich der König vorzüglich auf die erprobte Entschlossenheit des Generals Schmettau, Kommandanten von Dresden, verließ. An Wedel hatte er schon am Tage nach der Schlacht geschrieben: „Ihr könnet wohl glauben, daß mich das Unglück sehr affizieret, so sich bei Euch ereignet . . . Mir hat es geahnt, das Ding würde schief gehen, ich habe es Ihm auch gesagt, denn die Leute waren verblüfft."

Am 7. August langte Friedrich bei Bossen unweit Frankfurt an, wo er sich mit den Truppen Fincks vereinigte und durch die Kunde von dem Siege, den Ferdinand von Braunschweig am 1. August bei Minden[1]) über die Franzosen erfochten hatte, aufs freudigste überrascht wurde. Er befahl sofort, dem ihm auf anderthalb Meilen jenseits der Oder bei **Kunersdorf** gegenüberstehenden Feinde durch Viktoriaschießen von diesem Erfolge Kenntnis zu geben. Alsdann traf er die eingehendsten Vorbereitungen zum Überschreiten des Flusses unterhalb Frankfurt, was damals bei den auf große Strecken sumpfigen Niederungen der Oder sowohl als der Warthe kein so leichtes Unternehmen war wie heutzutage. Der Übergang ward in der Nacht zum 11. ausgeführt; die Kavallerie durchfurtete den Fluß, bei welcher Gelegenheit General Seydlitz beinahe ertrunken wäre.

---

[1]) Vergl. S. 271.

Die Nacht über lagerte die Armee östlich des ungefähr 5 km nordöstlich Kunersdorf gelegenen Ortes Bischoffsee, die Avantgarde am Nordrande der gleichnamigen Heide. Die Truppen hatten nur das an der Brückenstelle vor dem Übergange verausgabte Brot zur Zehrung.

Friedrich hatte den 79000 Mann starken Verbündeten nur 48000 Mann entgegenzustellen; dennoch war er keinen Augenblick im Zweifel, daß er angriffsweise verfahren müsse, weil ihm nur mit einer schnellen Entscheidung gedient sein konnte. Er erkundete noch am Nachmittage des 11. das feindliche Lager. Während dieses in einer Ausdehnung von mehr als 3 km die Front nach Süden hatte, glaubte der König, dem die vorliegenden Waldstücke teilweise die Aussicht versperrten, die Front sei nach Nordosten, also seinem Lager zugekehrt. Dies mußte ihm auch als das Wahrscheinlichste erscheinen. Kunersdorf hatte Ssaltykow auf den Rat Loudons anzünden lassen. Das Gelände südlich und westlich dieses Ortes war überhaupt nicht zu sehen. Geradezu verhängnisvoll aber wurde der Umstand, daß Friedrich weder von einem vor ihn gerufenen Major, der in Frankfurt stand und als eifriger Jäger genau Bescheid in der Umgegend wissen wollte, noch von zwei Förstern richtige Auskunft über das Gelände, das er selbst nicht sehen konnte, erhielt. So blieb er in völliger Unkenntnis über die Unwegsamkeit einer südlich Kunersdorf sich erstreckenden Seenkette, deren sumpfige Umgebung ein Überschreiten nur an einzelnen schmalen Stellen ermöglichte; ebenso erfuhr er nicht, daß die Hochfläche, die er anzugreifen im Begriffe stand, von mehreren schluchtartigen Einschnitten quer durchzogen wurde, deren steile Ränder einem von Osten her ge-

führten Angriffe außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen mußten. Die Förster verneinten auch die Frage, ob Loudon, den der König noch jenseits des Bruches wußte, von da unmittelbar zur Unterstützung der Russen vorgehen könne. Sie konnten allerdings nicht wissen, daß die Russen eigens für diesen Zweck einen Knüppeldamm hergestellt hatten. So mußte Friedrich annehmen, Loudon müsse durch die Dammvorstadt von Frankfurt marschieren und werde dabei durch die dort befindliche russische Bagage aufgehalten, also vermutlich zu spät kommen. Da ihm nun ein Angriff von Norden her, das heißt in den vermeintlichen Rücken des Gegners, nicht ausführbar erschien, so entschloß er sich zu einer Umgehung der feindlichen Stellung und zu einem Angriffe von Südosten.

Am 12. August, einem Sonntage, marschierte das preußische Heer um 2 Uhr früh in aller Stille durch die Bischoffeer Heide über zwei Brücken ab; diese Umgehung betrug 10—12 km auf tiefsandigen Waldwegen. Die Generale Finck und Schorlemer sollten mit 8 Bataillonen und 21 Eskadrons auf dem Trettiner Spitzberge und den anliegenden Höhen von Tagesanbruch an möglichst viel Lärm machen, um den Feind irrezuführen, von 6 Uhr an diese Höhen mit Infanterie und schwerer Artillerie besetzen, aber „nicht eher attackieren", als bis die Armee zu feuern beginnen würde. Friedrich ritt, von einigen Husarenschwadronen begleitet, auf einen weiter südlich gelegenen Berg, um den Gegner von neuem zu erkunden. Hier erfuhr er durch Husarenpatrouillen und einen aus der Gegend gebürtigen Soldaten, daß die Seenkette südlich Kunersdorf ein Überschreiten mit aufmarschierter Infanterie nicht gestatte, und

daß ein Aufmarsch westlich davon ausgeschlossen sei. Infolge der Gegenbefehle, die nun gegeben werden mußten, war ein Teil der Infanterie und schweren Artillerie gezwungen, auf den schmalen Waldwegen kehrtzumachen, was bei den Kanonen nur durch Abspannen und Umdrehen durch Mannschaften möglich war. So verzögerte sich der Angriff wesentlich. Unterdessen hatte der König vorteilhafte Aufstellungen für drei schwere Batterien erkannt, und diese eröffneten kurz nach 11 Uhr ihr Feuer, unmittelbar darauf auch die Batterien Fincks vom Trettiner Spitzberge aus, so daß 60 schwere preußische Kanonen ihr Feuer gegen die Verschanzungen des auf dem linken feindlichen Flügel liegenden Mühlberges richteten. Hiergegen gingen etwa eine halbe Stunde später nach und nach 9 Bataillone unter den Generalen Schenckendorff und Lindstädt vor, erkletterten die Brustwehren der Verschanzungen und trieben den Feind mit dem Bajonett heraus. Sogar einige Bataillonskanonen schleppten die braven Grenadiere den steilen Hang hinauf, die den weichenden Russen schwere Verluste zufügten. Kurz darauf überschritten Finck und Schorlemer das tiefeingeschnittene Hühnerfließ, das sie von der Stellung des linken feindlichen Flügels trennte, und vereinigten ihre Truppen mit denen Schenckendorffs und Lindstädts. So gelang es den vereinten Kräften der 17 Bataillone auch, eine zweite Höhe zu nehmen. Ssaltykow hatte erkannt, daß Friedrich seine Stellung vom rechten Flügel her aufrollen wollte. Er befahl eine Frontveränderung nach Osten unter Anlehnung des rechten Flügels an den bastionsartig vorspringenden großen Spitzberg.

Etwa um 2 Uhr stand somit die Schlacht für die Preußen so günstig wie möglich. Es war mit ver-

hältnismäßig geringen Kräften gelungen, den Feind aus starker Stellnng zu vertreiben und ihn zu zwingen, seine Front zu verändern, so daß er von seiner Übermacht nur beschränkten Gebrauch machen konnte; außerdem waren gegen 70 Kanonen erobert. Wohl konnte der König die in dem terrassenförmig sich auftürmenden Gelände in mehreren Treffen hintereinander stehenden Massen des Gegners unterscheiden, aber es war aller Grund vorhanden, an einen endgültigen Sieg zu glauben. Und König Friedrich glaubte so sicher daran, daß er um diese Zeit einen reitenden Boten nach Berlin abfertigte, um die Kunde von einer bei Frankfurt gewonnenen Schlacht dorthin zu bringen. Aber in dem nun zu überschreitenden tiefen Grunde schlägt der preußischen Infanterie ein solch vernichtender Kartätschenhagel entgegen, daß der Angriff ins Stocken gerät. Sie muß sich zu hinhaltendem Gefecht entschließen.

Hingegen gelingt es der Brigade Knobloch, Kunersdorf und die östlich liegenden Schanzen zu erobern; die dort stehenden Österreicher werden mit beträchtlichen Verlusten zurückgeworfen. Aber Loudon führt 12 frische Bataillone und Geschütze vor; diesem Ansturme ist die brave Brigade nicht mehr gewachsen. Der König bemerkt noch rechtzeitig die Gefahr; er rafft alles zusammen, was er noch an Infanterie hat. Drei Stunden lang ringen hier die Preußen um den Sieg; die Generale Hülsen, Wedel, Itzenplitz, Finck, Knobloch und Stutterheim brechen hier nacheinander verwundet zusammen; endlich, der meisten Führer beraubt, geraten die stark gelichteten Bataillone in Auflösung und wenden sich zum Rückzuge.

Friedrich erkennt vom Mühlberge aus, daß der Infanterieangriff keine Fortschritte mehr macht. Soll

die Schlacht noch gewonnen werden, so kann dies nur durch Kavallerie geschehen. Die Erinnerung an Zorndorf erwacht in seinen Sinnen: Dieselben Reiter unter demselben Führer stehen bereit! Er schickt an Seydlitz den Befehl, zu attackieren. Dieser hat seit lange auf dem äußersten linken Flügel gestanden und das Gelände als höchst ungünstig für seine Waffe erkannt. Er weigert sich dem den Befehl überbringenden Adjutanten gegenüber, diesen auszuführen, und reitet selbst zum Könige. Dort wird ihm durch eine Kartätschenkugel der Degengriff in die Hand hineingetrieben, und er muß den Kampfplatz verlassen. General Platen übernimmt an seiner Stelle die Führung der Attacke. Die vereinzelt durch die Engen zwischen den Seen aufmarschierenden Regimenter finden jenseits keine Deckung; einzeln müssen sie anreiten, stoßen auf Wolfsgruben und andere Hindernisse vor den Schanzen, geraten ins Strichfeuer der Artillerie, erleiden schwere Verluste und vermögen daher nichts auszurichten. Aber Platen wendet sich, nachdem er die zerstreuten Regimenter wieder gesammelt hat, gegen die unter Loudon anreitenden österreichischen und russischen Reiter und weist deren ersten Angriff ab. Loudon führt sie jedoch ein zweites Mal vor, und nun ist die Kraft der Preußen erschöpft. Sie müssen durch die See-Engen zurück. Über 1000 tote und verwundete Reiter decken das Blachfeld. Auf dem rechten Flügel führt Prinz Eugen von Württemberg die Meineckedragoner den steilen Mühlberg hinan. Als er sich nach ihnen umwendet, ist er allein mit seinem Stabe; die Dragoner haben kehrtgemacht. In diesem Augenblicke wird der Prinz verwundet, und nur die Schnelligkeit seines vortrefflichen Pferdes bewahrt ihn vor der Gefangenschaft.

General Puttkamer führt sein Husarenregiment vor. Auch dieser Angriff scheitert; Puttkamer selbst fällt. Nun führt Loudon seine Reiter gegen die Infanterie Fincks. Diese, seit den Morgenstunden im Gefechte, hat nicht mehr die Widerstandskraft, den neuen Stoß auszuhalten, sie wird in den sumpfigen Elsbusch hineingetrieben, wo viele jämmerlich umkommen; General Klitzing wird hierbei tödlich verwundet.

Friedrich hat sich längst in die vorderste Linie seiner Infanterie begeben. Er hat die Fahne eines Regiments ergriffen und sucht durch den Ruf: „Wer ein braver Soldat ist, der folge mir!" die Mannschaften nochmals vorwärts zu bringen. Zwei Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen. Der Flügeladjutant Goltz springt von dem seinigen ab, um es dem Könige anzubieten. Eine Musketenkugel ist an einem goldenen Etui, das dieser in der Brusttasche getragen hat, abgeprallt. Vergebens bestürmt ihn seine Umgebung, sich dem rasenden Kugelregen zu entziehen; er hat nur die eine Antwort: „Wir müssen hier alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier wie jeder andere meine Schuldigkeit tun." Aber auch dieses hehre Beispiel ist vergebens; die Leute sind fünfzehn Stunden auf den Beinen, durch Hitze, Sonnenbrand und Durst zum Tode erschöpft. Der König wendet sich wieder den Mühlbergen zu, wo das Regiment Lestwitz mit einigen Bataillonsgeschützen eine Aufnahmestellung genommen hat. Hier leistet alles, was hierzu noch fähig ist, den letzten Widerstand. Aber von Kunersdorf her nahen nochmals frische feindliche Kräfte, die auch diese letzten Anstrengungen vergeblich machen. Nun hört jede Gefechtsleitung auf; die über das Hühnerfließ führenden Brücken sind bald gänzlich verstopft, die allenthalben

nachdrängenden österreichischen Reiter erbeuten fast sämtliche Geschütze.

Der König verläßt als einer der letzten den Mühlberg, wie in Betäubung versunken, starren Blickes. Hinter ihm kommen Kasaken angesprengt. „Prittwitz, ich bin verloren!", ruft er dem die Stabswache kommandierenden Rittmeister von den Zietenhusaren zu. „Nein, Euere Majestät, das soll nicht geschehen, solange noch Atem in uns ist", antwortet dieser und macht wiederholt gegen die an Zahl weit überlegenen Feinde so entschieden Front, daß sie sich nicht heranzutrauen.

Eine auf dem Trettiner Spitzberge wieder Front machende Batterie genügte, die Verfolgung zum Stehen zu bringen; Ssaltykow war trotz eifrigen Zuredens Loudons nicht zu bewegen, alles, was noch Atem hatte, einzusetzen; nur Kasaken folgten bis an die Oderbrücken. Friedrich hatte dem hier stehenden General Flemming rechtzeitig Befehl gesandt, keinen Mann über die Brücken zu lassen. Auf diese Weise gelang es wenigstens, schon auf dem rechten Oderufer die Truppen notdürftig zu sammeln. In seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges schreibt König Friedrich: „Es hätte nur von den Feinden abgehangen, dem Kriege ein Ende zu machen; sie brauchten uns nur den Gnadenstoß zu geben."

General Wunsch, den der König mit 3 Freibataillonen und 5 Eskadrons Husaren zur Täuschung des Feindes im Lager bei Reitwein hatte stehen lassen, war beauftragt, während der Schlacht gegen Frankfurt vorzugehen, die Stadt zu besetzen und die Rückzugslinie des Feindes zu bedrohen. Er kam nachmittags vor der Stadt an, sprengte ein Tor, nahm einige hundert Russen gefangen, besetzte die stehende

Oderbrücke und den Packhof mit Bataillonsgeschützen und stellte sich südlich der Stadt bei den Schiffbrücken auf. Hier wies er die russischen Flüchtlinge, die im Laufe des Tages zahlreich über das Oderbruch kamen, zurück. Als das Schießen allmählich verstummte, forderte der russische General Bülow den General von der Dammvorstadt aus zur Übergabe auf; doch gelang es Wunsch, Frankfurt nachts 2 Uhr unter Mitnahme der Gefangenen zu verlassen und wieder nach Leubus zu marschieren.

Der König verbrachte die Nacht im Fährhause zu Ötscher, bewacht von Prittwitz und seinen Husaren. Er war in den ersten Stunden völlig gebrochen. In diesem Zustande schrieb er an den Minister Grafen Finckenstein: „Mein Unglück ist, daß ich noch am Leben bin. Von einem Heere von 48000 Mann habe ich keine 3000 mehr. In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben; die Folgen der Niederlage werden schlimmer sein als die Niederlage selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!" Friedrich bevollmächtigte den General Finck, der trotz seiner Verwundung beim Heere geblieben war, als ältester General das Kommando der Armee zu übernehmen. In der ihm übergebenen Instruktion sagt der König unter anderem: „Der General Finck kriegt eine schwere Kommission. Die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr imstande, mit den Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht

Loudon auch; geht Finck diesen beiden nach, so kommen ihm die Russen in den Rücken, bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits. Doch während des Niederschreibens scheint ihm schon ein Hoffnungsschimmer aufgetaucht zu sein, denn die Instruktion schließt nach verschiedenen Ratschlägen: „Solches wäre gut, gibt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf; Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen." Diese tiefe seelische Niedergeschlagenheit konnte bei einem Charakter von der Seelenstärke Friedrichs nur kurze Zeit währen. In Wirklichkeit beteiligte er sich schon am andern Morgen wieder an den Beratungen mit Finck über die weiter zu treffenden Maßregeln.

Von allen vermuteten Folgen traf keine einzige ein. Daun machte Ssaltykow bittere Vorwürfe, daß er seinen Sieg in keiner Weise ausnütze. Der russische Feldherr antwortete darauf: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen." Dem französischen Militärbevollmächtigten Marquis de Montalembert, der ihm vorstellte, daß er, falls er nicht vorrücke, den Österreichern die Früchte des Sieges überlassen würde, antwortete er: „Darauf bin ich nicht eifersüchtig. Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen noch mehr Glück, als ich gehabt; ich habe für meinen Teil genug getan."

Die Verluste der Preußen betrugen 87 Offiziere; darunter 2 Generale, 5969 Mann tot, 406 Offiziere, darunter 11 Generale, 10676 Mann verwundet, 37 Offiziere, 1334 Mann vermißt, zusammen 530 Offiziere, 17979 Mann, also 37,5 vom Hundert.

Außerdem waren verloren gegangen: 26 Fahnen, 2 Standarten, 192 Geschütze. Die Verbündeten hatten 698 Offiziere, 16239 Mann verloren. Der König war mit dem Verhalten der Infanterie zum Teil höchst unzufrieden. Er schrieb darüber an seinen Bruder Heinrich: „Die Schlacht ging verloren, weil die Infanterie eine Viertelstunde zu früh ungeduldig geworden ist." Aber es muß doch rühmend anerkannt werden, daß die Mehrzahl dieser „durch ihre Verluste wie ihre Erfolge entarteten Infanterie", wie der König in seinen zuvor verfaßten Betrachtungen über die Taktik schreibt, bis zum Zusammenbruche ihrer physischen und moralischen Kräfte aushielt. Sie hatte 48 Stunden unter dem Gewehr gestanden, innerhalb zweier Tage zwei Nachtmärsche gemacht und nur von Brot und Wasser gelebt. Kein Bataillon hatte unter 32 vom Hundert, die Mehrzahl 50, das Grenadierbataillon Schwarz sogar 60 vom Hundert verloren. Ssaltykow setzte der Meldung seines Sieges an die Zarin die Worte bei: „Euere Majestät werden sich über die großen Verluste nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal teuer verkauft. Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht nach Petersburg bringen müssen."

Am folgenden Tage überschritt das preußische Heer die Oder auf den Schiffsbrücken; es hatte infolge des Eintreffens Versprengter bereits wieder die Stärke von 12000 Mann erreicht. Auch jetzt beobachteten nur Kasaken den Übergang. Dann wurden die Brücken abgebrochen und deren Kähne zum Transporte der Schwerverwundeten nach Küstrin und Stettin benutzt. Bei Reitwein, 18 km nördlich Frank-

furt, bezog Friedrich wieder ein Lager; er setzte alles daran, den Truppen neuen Mut einzuflößen. Vom 18. an lagerte er bei Fürstenwalde, wo er die Russen weiter beobachten konnte und gleichzeitig Berlin deckte. Er hatte den General Kleist, den Dohna bei seinem Abmarsche aus Pommern den Schweden gegenüber hatte stehen lassen, herangezogen und war nun wieder 33000 Mann stark. Schon konnte er den General Wunsch wieder nach Sachsen entsenden. Bei Betrachtung dieser Wendung der Lage schrieb er seinem Bruder Heinrich: „Dies Glück ist ein Mirakel für das Haus Brandenburg!"

Unter den Preußen, die in dieser Schlacht fielen, befand sich auch der Major Ewald v. Kleist, der unsterbliche Dichter des „Frühlings", von Friedrich, der die deutsche Dichtkunst nicht gebührend achtete, nicht anerkannt, um so mehr von seinen Zeitgenossen bewundert. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod fürs Vaterland."

Diese Ahnung traf zum Unglücke für die deutsche Dichtkunst an diesem Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kasaken fielen über ihn her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde; und nun lag der Held nackend im Moraste. Sein Zustand

jammerte einige russische Husaren, die vorbei ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot und einen halben Gulden zu. Allein andere Kasaken kamen und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend und ohne Verband die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage ausharren. Kleist war schwer, aber nicht tödlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber und das Wasser des Morastes, das in seine Wunden drang, machten diese tödlich. Er starb in Frankfurt als Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängnis. Viele ihrer Offiziere vereinigten sich mit den akademischen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein russischer Offizier den seinigen und legte ihn darauf.

Die angeführte Antwort Ssaltykows an Daun war die Folge der Erbitterung, die bei allen russischen Generalen, vorzüglich aber bei den Oberbefehlshabern gegen die Österreicher herrschte. Der Wiener Hof, anstatt das Zutrauen dieser Feldherren zu gewinnen und sie durch ihr persönliches Interesse ins Allgemeine zu ziehen, hatte im Gegenteil in Petersburg erst über Apraxin, der als Gefangener während des ihm gemachten Prozesses starb, hernach über Fermor und Butturlin große Klagen geführt; bald hatte man ihren guten Willen, bald ihre Fähigkeiten verdächtig gemacht. Auch mit Ssaltykow war man anfangs in Wien unzufrieden, und auch er wurde bei seiner Monarchin der Untätigkeit, der Abneigung die Bundesgenossen zu unterstützen, und überhaupt eines geringen Eifers für die gemeinschaftliche Sache angeklagt. Dies zog ihm Verweise zu, die andere Generale mit ihm fühlten, und die keiner vergaß.

Das ganze Heer der Russen nahm an den ihn gemachten Vorwürfen teil, die sie bei allen Gelegenheiten den Österreichern mit Wucher zurückgaben, gerechtfertigt durch Dauns eigene Untätigkeit, Unentschlossenheit und weit getriebene Bedenklichkeiten. Die große Entfernung der russischen Armeen vom Hofe machte die Befehle zum Teil unwirksam, erschwerte den Gehorsam und erleichterte die Entschuldigungen.

Man sah in Wien zu spät ein, wie sehr man durch diese Klagen gefehlt hatte. Sie wurden in Zukunft unterlassen und andere zweckmäßige Mittel dafür gewählt. Aber der günstige Zeitpunkt ihrer Wirksamkeit war vorüber, und die durch persönliche Kränkung erzeugte Abneigung hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß sie jetzt durch Geschenke und Schmeicheleien vernichtet werden konnte. Die russischen Feldherren taten nun genau so viel, als sie tun mußten, um nicht verantwortlich zu werden, aber nicht mehr. Nie wünschten sie ernstlich eine Vereinigung mit österreichischen Truppen, weil sie durch diese in ihren Operationen eingeschränkt, zur Verlängerung der Feldzüge verleitet und wegen des ohnehin sehr erschwerten Unterhaltes der Armee in noch größere Verlegenheit gesetzt wurden.

In Petersburg war die Freude über den Sieg bei Kunersdorf ausnehmend groß. Ssaltykow wurde zum Feldmarschall und der Fürst Gallizin zum Général en chef ernannt; alle Generalleutnants bekamen den Andreasorden und ein jeder Soldat das Geschenk eines sechsmonatlichen Soldes. Loudon erhielt von der Kaiserin Elisabeth einen goldenen, reich mit Diamanten besetzten Degen, und jedes österreichische Regiment, das der Schlacht beigewohnt hatte, 5000

Rubel. Der Petersburger Hof, der sich der ungereimten Prahlerei seiner Feldherren nach der Niederlage bei Zorndorf längst zu schämen schien, betrachtete diesen Sieg als den ersten und einzigen, den die russischen Truppen gegen Friedrich als Heerführer gewonnen hatten, obwohl der Sieg nicht durch sie, sondern durch die Österreicher eigentlich erfochten worden war. Elisabeth ließ ihn daher auf Gedächtnismünzen abbilden und schickte zwei damit beladene Wagen zur Armee, mit dem Befehle, sie zum Andenken an den Tag unter die Soldaten zu verteilen.

Die Russen hatten nun innerhalb drei Wochen zwei Schlachten gewonnen, und dennoch verschlimmerten diese feindlichen Siege die Lage des Königs nicht sonderlich; denn das Mißliche waren weniger seine Niederlagen als seine Entfernung von Sachsen und Schlesien, die die Feinde mittlerweile benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeschnitten, und besonders war er für Berlin besorgt. Eine Vereinigung der großen russischen mit der großen österreichischen Armee, die in der Lausitz stand, war zu befürchten. Daun und Ssaltykow hielten deshalb in Guben eine Zusammenkunft. Sie beschlossen darin, daß die Russen in den preußischen Provinzen an der linken Seite der Oder bleiben sollten, wobei sich Daun verpflichtete, ihnen Brot und Furage zu liefern. Nach der Eroberung von Dresden wollten beide Armeen nach Schlesien marschieren und hier Winterquartiere nehmen, im Fall die beschlossene Belagerung von Neiße den Österreichern glücken sollte. Nach diesem Entwurfe trennten sich beide Feldherren. In Erwartung des Schicksals von Dresden blieben die Russen in ihrem Lager bei Fürstenwalde ganz ruhig und begnügten

sich, die Schleusen am Friedrich-Wilhelm-Kanal, der die Oder mit der Spree verbindet, zu zerstören. Diese Schleusen, ein Denkmal der Größe des in der brandenburgischen Geschichte verewigten Kurfürsten, wurden nun von den barbarischen Feinden völlig zugrunde gerichtet.

Es schien, daß Daun bei seinem Versprechen, den Russen die Verpflegung liefern zu wollen, die damit verbundenen großen Schwierigkeiten nicht genau erwogen hatte. Die Russen brauchten täglich wenigstens 140000 Pfund Brot oder 1400 Scheffel, also in einem Monat 42000 Scheffel, die Österreicher hingegen täglich 220000 Pfund, es waren also für beide Armeen in einem Monat 108000 Scheffel erforderlich. Die sächsischen Provinzen konnten in ihrem ausgezehrten Zustande so gewaltige Lieferungen, zumal in großer Eile, nicht leisten, da das Getreide erst gedroschen und dann gemahlen werden mußte; folglich war kein anderes Mittel übrig, als das Nötige aus den österreichischen Magazinen in Zittau, Görlitz und Lauban zu nehmen, wo der Abgang des Vorrates immer aus Böhmen ersetzt wurde. Zur Fortbringung der 42000 Scheffel aber, die durch einen einzigen Transport geschehen mußte, waren 2400 vierspännige Wagen erforderlich. Auf das Proviantfuhrwerk der kaiserlichen Armee, das für den täglichen Unterhalt der Truppen ohnehin beständig in Bewegung war, konnte man bei diesem fremden Dienste gar nicht rechnen, weshalb die Wagen größtenteils aus Böhmen zusammengetrieben werden mußten. Bei der größten Tätigkeit konnte diese Zufuhr nicht früher als in drei Wochen in Gang kommen, und die Ablieferungen selbst in der bestimmten Niederlage konnten erst in vier bis fünf Wochen geschehen. Durch diese Ver-

zögerung aber mußte der ganze Operationsplan verändert werden, wenn auch dieser Transport, was jedoch nicht denkbar war, unangefochten von den Preußen, glücklich und ohne allen Verlust an Ort und Stelle gekommen wäre. Diese Umstände machten die Erfüllung des Daunschen Versprechens höchst unsicher.

Die Österreicher waren indessen in Sachsen eingedrungen. Fouqué, der mit einem Korps die Pässe dieser Provinz deckte, verstattete mit kluger Vorsicht dem kaiserlichen General Harsch an der Spitze einer zahlreichen Armee den Eingang. Dieser österreichische Führer wurde krank, der General de Ville übernahm nun das Kommando, drang tiefer ins Land, und seine leichten Truppen streiften bis Breslau. Fouqués Stellungen und Märsche, wodurch die feindliche Armee größtenteils von Böhmen abgeschnitten wurde, veränderten aber sehr geschwind den Plan des kaiserlichen Befehlshabers, der durch Brotmangel sich nun in der größten Verlegenheit befand, und dem jetzt, da alle Hauptstraßen besetzt waren, nichts als ein schleuniger Rückzug über unwegsame Gebirge übrigblieb. Dieser erfolgte zwölf Tage nach dem Einmarsch unter beständigen nachteiligen Gefechten. Der Entwurf auf Schlesien war nun für jetzt vereitelt; desto besser glückte es aber den Feinden in Sachsen, das nun von preußischen Truppen entblößt, Österreicher und Reichstruppen herbeilockte.

Ihre erste Unternehmung war auf Leipzig gerichtet, dessen Kommandant, der General Hauß, den schlecht befestigten Platz sofort dem Herzog von Zweibrücken gegen freien Abzug übergab, da er an eine Verteidigung nicht denken konnte. Gleich nachher erschien der General Kleefeld mit 5000 Mann vor Torgau,

einem Orte, der zwar mit Wall und Mauern umgeben, aber keine eigentliche Festung war. Er forderte die Stadt auf unter der sonderbaren Drohung, daß bei der geringsten Verzögerung die preußischen Städte Halle, Halberstadt und Quedlinburg drei Tage hintereinander geplündert und sodann in Brand gesteckt werden sollten. Der Kommandant Oberst Wolffersdorff antwortete, er würde sich aufs äußerste verteidigen, die bedrohten Städte gingen ihn nichts an, doch wolle er deshalb des Königs Befehle einholen, wenn man einen sechstägigen Waffenstillstand bewilligte. Kleefeld war damit zufrieden unter der Bedingung, daß der Herzog von Zweibrücken den Vorschlag genehmigen würde. Die Absicht des Kommandanten war, Zeit zu gewinnen, um Verstärkung zu erhalten, die auch aus Wittenberg anlangte, bevor die abschlägige Antwort des Herzogs, begleitet von 6000 Mann frischer Truppen nebst einer Anzahl schwerer Kanonen und Mörser, einging. Die von dem Prinzen von Stolberg jetzt kommandierten und auch durch österreichische leichte Truppen verstärkten Belagerer suchten sich der Vorstädte zu bemächtigen; allein die Preußen schlugen sie zurück und setzten die Vorstädte in Brand. Hierauf folgten zwei Stürme hintereinander, die aber auch abgeschlagen wurden. Nun legten die Belagerer eine Batterie bei der Elbe an; ein glücklicher Ausfall vertrieb sie jedoch auch von hier. Diese Unfälle verursachten, daß man dem Kommandanten eine ehrenvolle Kapitulation antrug, da diese aber ausgeschlagen ward, schritten die Belagerer zum Sturme, der auch fruchtlos ablief, den man aber mit verdoppelten Kräften noch zum viertenmal wiederholte. Während der größte Teil der Besatzung die Stürmenden von den Mauern abwehrte,

unternahm Wolffersdorff mit 400 Mann einen Ausfall, kam den Stürmenden in den Rücken und schlug sie mit großem Verluste zurück.

Der Kommandant durfte dennoch auf das Ende der Belagerung nicht so bald hoffen; kein Entsatz war zu erwarten, und was das übelste war: es fehlte an Pulver. Dieser Mangel entschied alles. Wolffersdorff hatte durch seine tapfere Verteidigung die preußische Ehre gerettet, und da ihm der Prinz von Stolberg jetzt von neuem eine sehr gute Kapitulation antrug, so nahm er sie an. Die Preußen erhielten freien Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele nebst aller ihrer Artillerie; dabei wurde festgesetzt, daß von beiden Seiten keine Überläufer angenommen werden sollten. Kaum aber waren die Truppen zum Tore hinaus, wo die Kroaten in zwei Reihen standen, so versuchte man schon die Kapitulation zu brechen. Als das preußische Bataillon Grolmann, das größtenteils aus angeworbenen Sachsen bestand, an den Ort kam, wo sich fast alle feindlichen Generale als Zuschauer des Zuges befanden, rief der Generaladjutant des Prinzen von Stolberg und andere Offiziere mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachse ist, wer gut kaiserlich gesinnt oder von der Reichsarmee ist, der trete aus, Seine Durchlaucht geben ihm Schutz!" Dieser Zuruf wirkte augenblicklich, und fast das ganze Bataillon lief auseinander; einige versteckten sich hinter den aufmarschierten Kroaten, andere hinter den Palisaden, teils auch im Stadtgraben und unter der Elbbrücke.

Diesem schändlichen Auftritte machte jedoch Wolffersdorffs Entschlossenheit sehr bald ein Ende. Er rief den Flüchtlingen zu, sie sollten in ihren Zügen bleiben, oder er würde sie totschießen lassen; auch schoß er

gleich selbst einen nieder und rief allen seinen Offizieren, Jägern und Husaren zu, seinem Beispiele zu folgen. Zugleich befahl er den übrigen Truppen, haltzumachen und sich zum Schlagen zu rüsten. Der Prinz versuchte, ihn durch Drohungen zu schrecken, allein Wolffersdorff, mit der Pistole in der Hand, rief ihm zu: „Da Euere Durchlaucht die Kapitulation nicht halten, so bin ich auch nicht weiter daran gebunden. Ich werde Sie also mit Ihrem ganzen Gefolge gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehen, und mich aufs neue zu wehren anfangen. Reiten Sie nur gleich in die Schanze, oder ich lasse Feuer geben." Die preußischen Truppen marschierten auch wirklich schon wieder zurück, während die Jäger und Husaren die Ausreißer wie wilde Tiere totschossen. Der Lärm wurde entsetzlich, und die des Krieges sowie der Kriegsgebräuche unkundigen Reichsgenerale wußten sich nicht aus dieser Verlegenheit zu retten, bis der kaiserliche General Luzinsky, Anführer der Kroaten, herzu kam und dem Prinzen von Stolberg mit einer sehr ernsthaften Miene sagte, daß man alle Punkte der Kapitulation halten müsse. Man gab nun alle Überläufer wieder heraus, auch die sich versteckt hatten, wurden hervorgesucht, und alle mußten wieder in Reih und Glied treten. Wolffersdorff nutzte das durch seinen Mut erlangte Übergewicht aus und forderte, daß die zu seiner Bedeckung bis Wittenberg bestimmten kaiserlichen Truppen von seinem Befehl abhängen und auf dem Marsche immer 2000 Schritt von den Preußen entfernt bleiben sollten. Alles wurde bewilligt.

Nun traf die Reihe zum Angriff Wittenberg, das mit drei Bataillonen besetzt war. Zwei davon bildeten eins der sächsischen Regimenter, die bei Pirna zu

preußischen Soldaten gestempelt worden waren. Diese Sachsen warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihre Freiheit zu erlangen. Das dritte Bataillon war ebenso unzuverlässig; es bestand aus Überläufern und Gefangenen. Auf eine solche Besatzung glaubte also der Kommandant, General Horn, sich nicht verlassen zu können; er nahm daher ohne Verzug die angetragene Kapitulation an und erhielt mit seinen Truppen und der Artillerie einen freien Abzug nach Magdeburg. Die Reichstruppen hatten außer Leipzig auch die Städte Belgern, Mühlberg, Strehla und Riesa besetzt, wodurch sie Meister von der Elbe bis nach Dresden wurden. Alle diese Vorfälle ereigneten sich, während Friedrich mit den Russen beschäftigt war.

Der König hatte am 7. August dem Offizier, der ihm den Sieg des Herzogs Ferdinand über die Franzosen bei Minden gemeldet hatte[1], befohlen, zu warten, weil er dem Herzog einen ähnlichen Gegengruß zurückzusenden hoffte. Als der Offizier sich am Tage nach der Schlacht bei ihm einfand, sagte er: „Es ist mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat geraten wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch glücklich durchkommen und Daun nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg antreffen, so können Sie dem Herzog Ferdinand von mir versichern, daß nicht viel verloren ist."

Obwohl die Russen aus ihrem Siege fast gar keine Vorteile zogen, so entspann sich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, der sie in keinem seiner Kriege so gehäuft erlebt hatte. Der nächste Schlag war der **Verlust von Dresden.**

---

[1] Vergl. S. 251.

Die Österreicher hatten beständig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieser Residenz gerichtet, und nun wagten sie vereinigt mit den Reichstruppen, 30000 Mann stark, in der Abwesenheit des Königs einen neuen Versuch, sie zu belagern. Das Geschütz dazu langte bald aus Prag an. Der General Schmettau war zur Gegenwehr vorbereitet. Er verließ deshalb die Neustadt und beschränkte sich allein auf die Verteidigung der Altstadt. Die Österreicher besetzten nun die Neustadt sofort. Der kaiserliche General Guasco drohte, die Stadt mit achtzehn Batterien zu beschießen; Schmettau versprach ihm, mit hundert Kanonen die Antwort zu geben. Allein als sich die Nachricht von der Schlacht bei Kunersdorf verbreitete, benutzten die Gegner die erste Bestürzung des Kommandanten, um ihn auf seine gefährliche Lage bei der schwachen Besatzung aufmerksam zu machen und ihm die Unmöglichkeit des Entsatzes vorzustellen; dabei trug man ihm eine ehrenvolle Kapitulation an. Schmettau hatte sich immer als ein sehr entschlossener, tätiger und mutiger Befehlshaber gezeigt; auch jetzt verleugnete er diesen Charakter nicht. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeschmackte Weise wiederholt wurden. Der Herzog von Zweibrücken ließ ihm sagen, daß, wenn die Dresdner Vorstädte von den Preußen abgebrannt würden, sollte die ganze Besatzung niedergehauen, das von den Reichstruppen jetzt besetzte Halle geplündert, eingeäschert, die dortigen Salinen verheert und alle preußischen Länder in Grund und Boden verwüstet werden. Schmettau beantwortete diese Artigkeit dadurch, daß er sogleich die Vorstädte anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Botschaft nach der andern, wobei die Generale Maquire

und Guasco selbst Unterredungen mit dem preußischen Kommandanten hielten. So nachteilig auch dessen Lage war, so durfte man doch die nachdrücklichste Gegenwehr erwarten. Allein jetzt erst erhielt Schmettau ein Schreiben Friedrichs, das dieser unter dem ersten furchtbaren Eindrucke seiner Niederlage verfaßt hatte, und worin er erwähnte, daß es äußerst schwer sein würde, Dresden zu entsetzen, er möchte daher im Notfalle nur eine vorteilhafte Kapitulation zu erlangen suchen und besonders auf die Erhaltung der Kassen bedacht sein. Dies aus Reitwein vom 14. August datierte Schreiben erhielt Schmettau erst am 25. Anfangs war er etwas bestürzt, gab aber die Hoffnung keineswegs auf. Am 2. September erschien der vom Herzog von Zweibrücken abgesandte Parlamentär General Maquire in Dresden, um Schmettau vorzustellen, daß er auf keinerlei Entsatz rechnen könne; dabei ward nicht unterlassen, ihm Rücksichtnahme auf die kurprinzliche Familie dringend zu empfehlen. Schmettau erklärte dem Parlamentär, vorläufig sei er entschlossen, sich aufs äußerste zu verteidigen, und wenn er je zu kapitulieren gezwungen sein würde, werde er dies nur unter den ehrenvollsten Bedingungen und unter Mitnahme alles dessen, was Eigentum seines Königs sei, tun. Er suchte noch immer Zeit zu gewinnen in der Hoffnung auf Entsatz. Ein zweites Schreiben des Königs vom 25. August, worin er Schmettau aufmunterte, alles daran zu setzen, ihm Dresden zu erhalten und die Wahrscheinlichkeit baldiger Unterstützung von Torgau aus in Aussicht stellte, erhielt dieser erst am 5. September. Da er somit immer nur die eine Nachricht des Königs aus Reitwein hatte, worin dieser ihm eine Kapitulation unter günstigen Bedingungen an-

heimstellte, schwand allmählich die Hoffnung auf Entsatz, und er gab den vom Feinde erhaltenen Nachrichten Gehör.

In der Nacht zum 4. September erfuhr der Herzog von Zweibrücken, daß der preußische General Wunsch von Torgau in der Richtung auf Dresden abgerückt sei. Nun strebten die Verbündeten danach, unter allen Umständen vor dessen Eintreffen zu einem Abschlusse zu gelangen, und Zweibrücken sandte am 4. in aller Frühe wieder den General Macquire zu Schmettau. Nachdem noch den ganzen Tag über die Bedingungen unterhandelt worden war, kam abends 9 Uhr eine Kapitulation zustande, wonach der Besatzung freier Abzug mit klingendem Spiele und allen militärischen Ehren unter Mitnahme sämtlicher Kassen, der den Bataillonen gehörenden Kanonen, Waffen und Munition, der Pontons, Bagage, sämtlicher Montierungsstücke usw. zugestanden ward. Beide Befehlshaber versprachen dabei auf Ehrenwort, bei der Ausführung des Vertrages ohne alle Schikanen verfahren und besonders Überläufer nicht annehmen zu wollen. Nur die Magazine mußten zurückgelassen werden. Man fand hier allein an Korn, Gerste und Hafer 30000 Scheffel, 12700 Zentner Mehl und viele andere Lebensmittel, wodurch die Österreicher, die schon wegen des fehlenden Proviants an ihren Rückzug nach Böhmen dachten, instand gesetzt wurden, sich in Sachsen zu behaupten.

Kaum war diese Kapitulation geschlossen, vom Reichsfeldmarschall Herzog von Zweibrücken unterzeichnet und ein Tor von den Eroberern in Besitz genommen, als General Wunsch mit seinem Korps nach sehr angestrengten Märschen zwei Meilen von Dresden anlangte. Seine Soldaten hatten alle

Kräfte aufgeboten und konnten in der nämlichen Stunde ihren Marsch nicht fortsetzen, da sie überdies den kaiserlichen General Brentano, der mit einem Korps ihnen entgegenkam, zweimal zurückgeschlagen hatten. Wunsch wußte von der Kapitulation nichts und war daher entschlossen, die Neustadt zu stürmen. Seine Annäherung belebte den tief gesunkenen Mut der Preußen in Dresden, und einige Offiziere der Besatzung waren der Meinung, daß man die ganze förmlich unterzeichnete Kapitulation vernichten und die österreichischen Truppen, die das Tor besetzt hielten, unverzüglich herauswerfen müßte. Schmettau, immer noch für seine Schätze besorgt, deren Rettung der König ihm so sehr empfohlen hatte, wollte von dieser verwegenen Maßregel nichts hören, obgleich eine glückliche Ausführung nicht unwahrscheinlich war. Der Vizekommandant, Oberst Hofmann, obgleich von Schmettau über den Abschluß der Kapitulation unterrichtet, ritt in betrunkenem Zustande zu den Österreichern, die bereits in die Stadt eingerückt waren, um sie unter vielen Schimpfreden zu fragen, was sie da wollten. Als der kommandierende Offizier ihm mit aller Mäßigung antwortete, begab sich Hofmann zur Schloßwache und stellte den dort kommandierenden Hauptmann Sydow unter groben Beleidigungen zur Rede, weshalb er ihm nicht habe melden lassen, daß der Feind in der Stadt sei. Sydow erwidert ihm, er beschimpfe eine königliche Wache, worauf der Oberst zum Degen greift und Sydow an der Hand verwundet. Als dieser ebenfalls zum Degen greift, feuert Hofmann eine Pistole auf ihn ab. Die Kugel streift Sydow an der Brust; ein zweiter Pistolenschuß geht fehl. Unterdessen haben aber die Wachtmannschaften zu den

Gewehren gegriffen, um ihren Hauptmann zu verteidigen, und drei Mann feuern und verwunden den Obersten tödlich. Auf Befehl Schmettaus wurden Sydow und diese drei Mann in Untersuchungsarrest gebracht. Als Wunsch einsah, daß Schmettau die einmal abgeschlossene Kapitulation nicht mehr rückgängig machen konnte, marschierte er zurück, und Dresden wurde von den Österreichern ganz besetzt.

Die so feierlich zugesicherte Kapitulation ward jedoch durchaus nicht in allen Punkten eingehalten. Die kaiserlichen Offiziere und selbst die Generale scheuten sich nicht, die preußischen Soldaten unter allerlei Versprechungen zur Fahnenflucht zu überreden. Die Pontons und anderes Kriegsmaterial, das laut Vertrag Eigentum der Besatzung sein sollte, wurden mit Gewalt zurückgehalten. Nach Überwindung zahlloser Schwierigkeiten glückte es endlich dem General Schmettau durch Klugheit und Entschlossenheit, seine Gelder und die Reste seiner Besatzung durchzubringen.

Der König hat Schmettau die übereilte Kapitulation niemals vergeben. Er schrieb ihm, er denke wie Hofmann, und wenn dieser betrunken gewesen sei, so wünschte er, der Gouverneur von Dresden und dessen ganze Besatzung wären das ebenfalls gewesen, dann hätten sie ebenso gedacht. Schmettau war durch den empfangenen Befehl gedeckt, er brauchte sich nicht kriegsgerichtlich zu verantworten, aber er ward nicht mehr dienstlich verwendet und nach dem Kriege mit kargem Ruhegehalt verabschiedet.

Der Prinz Heinrich war im Lager bei Schmottseifen unbelästigt geblieben. Auf die Nachricht vom Abmarsche Dauns nach der Lausitz sandte er am 12. August Zieten den Bober abwärts zur Beobachtung der Österreicher und Russen, ob sie sich

verbänden oder einen Anschlag auf Berlin beabsichtigten. In diesen beiden Fällen sollte Zieten die Verbindung mit der Armee des Königs herstellen. Auf die Kunde von der Schlacht bei Kunersdorf schlug der Prinz mit dem größten Teil seines Heeres dieselbe Richtung ein, um Daun an einer Verstärkung der Russen zu hindern. Bei Schmottseifen blieb nur ein schwaches Korps unter General Fouqué stehen. Diese Operationen des Prinzen führten ihn gerade in die rechte Flanke Dauns, der dadurch aufs höchste beunruhigt wurde, denn er wich zuerst nach Neiße aus, um dann wieder umzukehren, wodurch Zieten beinahe vom Prinzen abgeschnitten worden wäre. Dieser sah ein, daß er auf solche Weise die Verbindung mit seines Bruders Heer nicht gewinnen könne. Durch einen Marsch den Bober aufwärts über Bunzlau und dann westwärts nach Görlitz umging er die kaiserliche Armee im Rücken und bedrohte deren Verbindung mit Böhmen, so daß Daun schleunigst die Lausitz verließ und sich nach Bautzen wandte.

Heinrich richtete nun sein Augenmerk auf die feindlichen Magazine. Es glückte ihm auch, zwei der bedeutendsten bei Friedland und Gabel wegzunehmen. Nun fingen die Lebensmittel an, den feindlichen Armeen zu fehlen. Die Österreicher hatten die größte Mühe, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen, und boten daher den Russen, die sie nach Sachsen gezogen hatten, anstatt des Proviants Geld an. „Meine Soldaten essen kein Geld", antwortete Ssaltykow und nahm seinen Marsch durch Schlesien nach Polen zu. Loudon begleitete ihn und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieser Entwurf ward aber dadurch

vereitelt, daß die verbündeten Armeen bei Beuthen an der Oder zu ihrem Erstaunen ein preußisches Lager erblickten. Hier stand der König und deckte Glogau, entschlossen alles, selbst eine Schlacht unter den nachteiligsten Umständen zu wagen, um diese Festung zu retten. Da er kaum 30000 Mann stark war und einen Überfall besorgte, so mußten seine Truppen alle Tage des Morgens das Gewehr in die Hand nehmen. Die Russen wagten es jedoch nicht, ihn anzugreifen, sondern gingen über die Oder, zerstörten die Brücke durch Artilleriefeuer, um nicht verfolgt zu werden, marschierten längs dieses Flusses und schienen ihre Absichten nun auf Breslau zu richten. Überall aber fanden sie Preußen und die Pässe wohl besetzt.

Der König war noch in der Nähe der Russen, als er einen heftigen Podagraanfall erlitt. Seine Sorge war nun, den Russen seine Erkrankung, die ihn ans Bett fesselte, zu verheimlichen, weil er fürchtete, sie würden sich sonst zu einem Angriffe entschließen. Die Russen erfuhren auch nichts von seiner mißlichen Lage. Da er weder ein Pferd besteigen noch das Fahren aushalten konnte, so ließ er sich von Soldaten nach Köben, einem an der Oder gelegenen Städtchen, tragen. Hier versammelte er seine Generale, machte ihnen von seiner heftigen Krankheit, die ihn von der Armee entfernte, Mitteilung und gab ihnen folgenden Auftrag: „Versichern Sie meinen braven Soldaten, daß, obgleich ich diese Kampagne viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, bis alles wiederhergestellt ist. Sagen Sie ihnen, daß ich mich auf ihre Bravour verlasse, und daß mich nichts als der Tod von meiner Armee trennen soll." Und nun diktierte er unter

den heftigsten Schmerzen die Anordnung wegen der Kantonierungsquartiere.

Die Russen setzten indessen ihren verheerenden Marsch fort. Herrnstadt war von einer schwachen preußischen Abteilung besetzt, die sich auf ihre Aufforderung nicht ergeben wollte. Sie schossen hierauf die offene, nur durch die Natur befestigte Stadt in Brand. Nunmehr setzte Ssaltykow seinen Marsch nach Polen fort. Auf Loudons Anfrage, was in dieser Lage die Bestimmung seines Korps sein sollte, antwortete Ssaltykow: „Machen Sie damit, was Sie wollen, ich werde nach Posen marschieren." Loudon blieb noch eine Zeitlang beim russischen Heere; endlich aber trennte er sich höchst mißvergnügt davon und zog sich nach den österreichischen Staaten zurück.

Am Ende des Oktober waren ganz Schlesien und Brandenburg von den Russen und Österreichern befreit. Zwölf brennende Dörfer und die flammende Stadt Guhrau bezeichneten den Abzug der Russen. Dies Unglück traf auch die Güter des Grafen Cosel an der Oder. Er beklagte sich darüber beim Könige, und dieser antwortete: „Wir haben mit Barbaren zu tun, die am Begräbnis der Menschheit arbeiten. Sie sehen, mein lieber Graf, daß ich mehr darauf bedacht bin, dem Übel abzuhelfen, als darüber zu klagen, und das rate ich allen meinen Freunden." In der Tat war die Erbitterung der mächtigen Verbündeten gegen den König von Preußen außerordentlich. Allen begangenen Greueln wurde dadurch das Siegel aufgedrückt, daß sowohl die österreichischen als russischen Truppen bei ihren Einfällen in Brandenburg und Schlesien wiederholt bekannt. machten, daß auf hohen Befehl den preußischen Untertanen nichts als Luft und Erde übrigbleiben

sollte. Auf diese sonderbare Äußerung bezieht sich das Manifest, das der preußische Oberst Kleist zu Grab in Böhmen am 17. November 1759 bekannt machte, worin dieselben Worte ausdrücklich wiederholt werden.

Die Tätigkeit des Generals Wunsch hatte alle Erwartungen übertroffen. Das ihm zugeteilte Korps war nur 5000 Mann stark, und mit diesem hatte er seinen Marsch nach Sachsen angetreten, um das mit Feinden angefüllte Land wieder zu erobern. Kaum zeigte er sich vor Wittenberg, wo die Besatzung 2000 Mann stark war, so verlangte der Kommandant zu kapitulieren. Wunsch, um nicht aufgehalten zu werden, bewilligte ihm einen freien Abzug und eilte nach Torgau. Auch der Reichsgeneral Kleefeld, der hier kommandierte, erbot sich gleich zur Übergabe; man wollte aber auf seine Bedingungen nicht eingehen. Wunsch griff daher in der Nacht die Vorstädte an, trieb die Kroaten heraus und rüstete sich zum Sturme. Nun erfolgte die Kapitulation; die Besatzung erhielt einen freien Abzug, mußte aber ihre Artillerie und Munition zurücklassen. Sodann nahm Wunsch seinen Zug nach Dresden, wo er wie schon erwähnt, zu spät eintraf, die Belagerer hielten jedoch sein aus aller Art Truppen zusammengesetztes Korps, Grenadiere, Musketiere, Freibataillone, Dragoner und Husaren, für eine ganze Armee, und dies verursachte die Erleichterung der vorgedachten Kapitulation von seiten der besorgten kaiserlichen und Reichsgenerale. Da Wunsch bei Dresden nichts mehr ausrichten konnte, marschierte er über Großenhain wieder nach Torgau, von wo er die Nachricht erhalten hatte, daß der kaiserliche General Saint-André mit Reichs- und österreichischen Truppen ein Lager bezogen habe

in der Absicht, den Platz von neuem einzunehmen. Am 8. September hatte Wunsch hier ein siegreiches Gefecht gegen den mehr als doppelt überlegenen Feind, der sich unter beträchtlichem Verluste nach Eilenburg zurückzog.

Am 23. September war Daun von Bautzen aufgebrochen, um den Prinzen Heinrich aus seiner Stellung bei Görlitz zu vertreiben. Zu seinem größten Erstaunen fand er den Prinzen dort nicht mehr. Heinrich hatte sich an demselben Tage in Bewegung gesetzt, um unter Umgehung der linken Flanke der Österreicher die Elbe zu erreichen und auf diese Weise sich die Verbindung mit Berlin, Torgau und dem Finckschen Korps zu eröffnen. Dies gelang vollständig. Am 27. ward die Abteilung des Generals Vehla bei Hoyerswerda auseinandergesprengt, Vehla selbst mit 1500 Mann gefangen. Am 2. Oktober traf Heinrich bei Torgau ein, marschierte von da die Elbe aufwärts und vereinigte sich zwei Tage später bei Strehla mit Finck. Dieser hatte, nachdem er Leipzig eingenommen, in der Nähe von Meißen am 21. September ein siegreiches Gefecht mit Hadik gehabt. Daun war nach seinem vergeblichen Marsche auf Görlitz über die Elbe gegangen und rückte Anfang Oktober über Oschatz und Weida in eine feste Stellung beim Dorfe Schilda, östlich Torgau, um Heinrich von da zu vertreiben. Auch dies Unternehmen mißlang.

Zum Erstaunen der Welt waren somit die verbündeten, siegreichen großen Heere der Feinde gezwungen, verteidigungsweise zu verfahren; die geschlagene und getrennte preußische Armee fesselte sie nun in allen ihren Bewegungen und vereitelte ihre sämtlichen Entwürfe.

Siebentes Buch. 1759.

Nach allen den großen Unfällen, die Friedrich und seine Heere seit einigen Monaten betroffen hatten, war das Kriegstheater nun noch für den Rest des Feldzugs auf Sachsen allein beschränkt. Daun machte allerhand Pläne, den Prinzen Heinrich von hier zu vertreiben, die dieser durch Wachsamkeit und überlegene Führerfähigkeiten vereitelte. Daun plante nun, den Prinzen von Leipzig und Wittenberg abzuschneiden, und entsandte mehrere Kolonnen geteilt gegen ihn, deren stärkste der Herzog von Arenberg kommandierte. Es gelang aber den Preußen, dessen Adjutanten gefangenzunehmen und aus den diesem abgenommenen Papieren die Absichten der Kaiserlichen zu erfahren. Nun entsandte Heinrich die Generale Finck, Wedel, Wunsch und Rebentisch mit ihren Korps auf verschiedenen Wegen gegen die Österreicher, die beständig zurückgingen. Am 29. Oktober traf das Wunschsche Korps in der Gegend von Pretzsch, unweit Düben, auf das Arenbergsche und schlug es zurück. General Platen nahm hierbei an der Spitze seiner Dragoner und Husaren den kaiserlichen General Gemmingen, der den Rückzug decken sollte, mit 1500 Mann gefangen und zerstreute die übrigen.

Der immer noch kranke König ließ sich bald nachher nach Glogau bringen, wo er bis zu seiner Wiederherstellung blieb. Er schickte den General Hülsen mit dem größten Teile seiner Armee nach Sachsen, wo die Preußen nun so sehr das Übergewicht bekamen, daß Daun es für ratsam hielt, zur Deckung Dresdens ein festes Lager bei Wilsdruff zu beziehen. Von allen in Sachsen gemachten Eroberungen war nun

Dresden allein noch in den Händen der Kaiserlichen. Friedrichs Absicht war, ihnen auch diesen wichtigen Platz zu entreißen, sobald Hülsens Korps sich mit den Truppen Heinrichs vereinigt hätte. Diesen Entwurf auszuführen, verließ der König, obgleich noch nicht völlig hergestellt, Glogau und traf am 13. November im Lager Heinrichs bei Hirschstein, unweit Meißen, ein. Dieser hatte sich bereits einige Tage zuvor mit Hülsen vereinigt. Die Stärke des Heeres, dessen Kommando Friedrich sofort selbst übernahm, betrug nun wieder 50000 Mann. Alles kam darauf an, die Daunsche Armee, die ungeachtet des Besitzes von Dresden auf den südöstlichen Winkel von Sachsen beschränkt war, zum Rückzuge nach Böhmen zu nötigen. Dieser Rückzug wäre vielleicht von selbst erfolgt, allein der König wünschte ihn zu beschleunigen. Prinz Heinrich hatte schon den Plan entworfen, Daun durch Entsendung Fincks in seiner Flanke beunruhigen zu lassen; Friedrich traf diesen bereits bei Nossen an der Mulde, nach und nach auf 18 Bataillone, 35 Eskadrons verstärkt. Der König sah aber, daß Daun in einer bloßen Demonstration wohl keinen Grund sehen werde, Sachsen aufzugeben und nach Böhmen zurückzugehen. Er ging am 14. mit der Avantgarde unter Wedel vor, stieß bei Korbitz, südlich Meißen, auf eine feindliche Abteilung unter General Sincere, der er empfindliche Verluste beibrachte. Bei Krögis, 8 km südwestlich Meißen, holte ihn die Armee ein, deren Vorhut er bis Deutsch-Bohra, 25 km westlich Dresden, vorschob. Den Oberst Kleist hatte er mit seinem Husarenregimente nach Böhmen gesandt, mit dem Auftrage, weitere feindliche Magazine zu überfallen. Finck sollte bei Maxen dem Gegner in den Rücken kommen; er

selbst gedachte das abziehende Heer Dauns in ein verlustreiches Nachhutgefecht zu verwickeln, „auf daß dieser Mann, der auf sein Haupt alle Symbole menschlicher Eitelkeit gehäuft hat[1], Sachsen nicht verläßt, ohne feierlich mit großen Tritten vor sein Hinterteil hinausgeleitet zu sein."

Kleists Unternehmung verlief erfolgreich, er machte Gefangene, brandschatzte und plünderte und vergalt auf diese Weise einen Teil der Verwüstungen, die der Feind in Schlesien und der Mark verübt hatte. Daun beabsichtigte, als er von dem Auftrage Fincks erfuhr, auf das rechte Elbufer und nach Böhmen zurückzugehen, aber seinem Generalquartiermeister Lacy gelang es, ihn zu überzeugen, daß es möglich sein werde, durch Ausnützung der Übermacht Finck zu vertreiben, wenn nicht gar einzukreisen. Daun ließ infolgedessen seine Kräfte, einschließlich der Reichstruppen, in drei verschiedenen Richtungen vorrücken, um diesen Plan auszuführen.

Finck berichtete in den ersten Tagen dem Könige höchst befriedigt von verschiedenen kleinen Erfolgen, die er über gegnerische Abteilungen errungen hatte, und dieser antwortete ebenso befriedigt und voller Hoffnung, daß der Anschlag gelingen werde. Finck hatte das Korps anfangs in drei Gruppen geteilt: die Avantgarde unter Wunsch gegen die Reichstruppen am weitesten nach Osten vorgeschoben, er selbst mit dem Gros bei Maxen, eine Nachhut unter General Lindstädt weiter westlich bei Dippoldiswalde. Der König hatte ihm geraten, alles zu vereinigen, „weil er dadurch imstande sein werde, den Feind mit mehr Nachdruck zu empfangen". Daun

[1] Anspielung auf den geweihten Hut. v. D.

begab sich in Begleitung Lacys selbst zum General O'Donel, um das Unternehmen persönlich zu leiten. Die weiteren Briefe, die Friedrich an Finck absandte, wurden von den leichten österreichischen Truppen aufgefangen, die nun von drei verschiedenen Seiten das Korps Fincks umgaben. Im ganzen hatte Daun beinahe 40000 Mann aufgeboten, wogegen das Finckschе Korps nur etwas über 16000 Mann stark war. Am 21. November war es vollständig eingeschlossen. Seine Truppen schlugen sich mit großer Tapferkeit, aber mit Einbruch der Dunkelheit war die Lage bereits so verzweifelt, daß nur noch ein energisch ausgeführter Durchbruchsversuch vielleicht Rettung bringen konnte. Hierüber fanden während der Nacht eifrige Beratungen im preußischen Lager statt. Wunsch hatte vorgeschlagen, wenigstens mit der Reiterei den Versuch, durchzubrechen, zu unternehmen, und marschierte gegen Morgen auch wirklich ab. Aber mittlerweile hatte Finck, der augenscheinlich diesmal entgegen seinen vielen früher abgelegten Proben großer Kaltblütigkeit allen Mut verloren hatte, schon den General Rebentisch in das österreichische Hauptquartier entsandt, um über die Kapitulationsbedingungen zu unterhandeln. Daun schickte Rebentisch in Begleitung Lacys wieder zu Finck. Lacy sah unglücklicherweise die noch im Abmarsche begriffene Kavallerie und holte sie in eigner Person zurück. Das einzige Zugeständnis, das Lacy machte, war, daß den Truppen die Bagage gelassen ward. Das ganze aus 18 Bataillonen 35 Schwadronen bestehende Korps streckte die Waffen. 9 Generale, etwa 14000 Mann einschließlich der tags zuvor gemachten Gefangenen, 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen fielen den Österreichern in die Hände.

Nur einige Husaren entkamen und brachten dem Könige die Nachricht von diesem abermaligen schweren Verluste.

Friedrich glaubte mit Recht, daß dies Unglück hätte vermieden werden können, denn noch niemals hatten preußische Truppen im freien Felde die Waffen gestreckt. Nach beendigtem Kriege wurden die Generale Finck, Rebentisch und Gersdorff vor ein Kriegsgericht gestellt, in dem Zieten den Vorsitz führte, und, da ihre Verteidigung nicht ausreichend befunden wurde, alle drei zu Festungsstrafe verurteilt. Rebentisch blieb noch einige Zeit im Dienste, allein die andern beiden verloren sogleich ihre militärischen Würden. Finck starb als Oberbefehlshaber der dänischen Armee und Rebentisch als General in Portugal.

Diesem Unglücke folgte gleich darauf ein anderes. General Dierecke stand mit 3000 Mann am Elbufer unweit Meißen. Der König rief ihn zurück. Er mußte über den Fluß, der voller Eis war. Der österreichische General Beck benutzte diesen Umstand und rückte mit einem starken Korps an. Nur wenige Fahrzeuge waren vorhanden, und diese zerstörte der Angreifer. Nun mußte sich Dierecke nach einem blutigen Gefechte mit allen Truppen, die noch nicht über den Fluß gegangen waren, ergeben. Auf diese Weise fielen abermals 1400 Preußen den Kaiserlichen in die Hände.

Der sonst so behutsame Daun wurde durch diese erlangten Vorteile angespornt, sich der so sehr geschwächten Armee des Königs zu nähern, in der Meinung, daß sie sogleich zurückgehen würde. Er fand sie aber in Bereitschaft, ihn zu empfangen, und zog sich daher selbst wieder zurück. Auch der kaiser-

liche General Maquire wähnte, daß er sich nur zu zeigen brauche, um das von den Preußen besetzte Freiberg in Besitz zu nehmen. Er rückte mit 16000 Mann an, ward aber von den Preußen zurückgeschlagen.

Die besten Hilfsquellen Friedrichs waren immer die Fehler seiner Feinde. Auch jetzt wurden die Erwartungen aller Menschen betrogen. Daun, anstatt seine großen Vorteile zu nutzen und zum Angriffe überzugehen, bezog wie ein Besiegter das feste Lager hinter dem Plauenschen Grunde. Friedrich hingegen, der fast die Hälfte seiner Armee verloren und jetzt wenig mehr als 20000 Mann beisammen hatte, veränderte seine Stellung nicht, sondern behauptete, außer dem kleinen Bezirke um Dresden, ganz Sachsen. Indessen ließ er, um der großen Ungleichheit der beiderseitigen Armeen einigermaßen abzuhelfen, 12000 Mann von den verbündeten Truppen kommen. Diese, unter Anführung des Erbprinzen von Braunschweig, stießen am Ende des Dezember bei Freiberg zum Könige. Kaum war diese Verstärkung angelangt, so rückte Friedrich, ohne die rauhe Jahreszeit zu achten, vorwärts und verjagte alle vor ihm stehenden feindlichen Truppen. Sein Vorsatz war, den General Maquire bei Dippoldiswalde anzugreifen; allein das feste, durch Verschanzungen, Batterien, Felsen und Hohlwege gesicherte Lager der Österreicher zeigte unübersteigliche Hindernisse, weshalb der König nach Freiberg zurückging.

Nun folgte ein bemerkenswerter Winterfeldzug, der eine sehr große Menge Menschen wegraffte. Beide Heere nahmen Quartiere in Sachsen, auf dem linken Elbufer einander dicht gegenüber. Die Preußen standen mit dem rechten Flügel bei Freiberg, wo Friedrichs

Hauptquartier lag, dann zog sich ihre Stellung über Wilsdruff bis in die Gegend von Meißen; die Avantgarde unter Zieten stand bei Kesselsdorf, 5 km südöstlich Wilsdruff. Der rechte Flügel der Kaiserlichen lag mit dem Hauptquartier in Dresden, das Zentrum hinter dem Plauenschen Grunde, der linke Flügel bei Dippoldiswalde und Maxen. Ganze Regimenter lagen wochenlang in kleinen Ortschaften. Die Offiziere bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten sich Brandhütten, worin sie Tag und Nacht wie die Tataren sich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieses Jahr ungewöhnlich strenge, und der Schnee lag viele Wochen lang knietief. Das Holz mußten die Soldaten oft aus entlegenen Wäldern selbst herbeischleppen. Als die Kälte immer grimmiger und das Holz seltener wurde, folgte der Soldat dem Naturgesetze, das ihm seine Selbsterhaltung zur ersten Pflicht machte; er verschonte weder Ställe, Scheunen noch Häuser. Die Spanier suchten in dem neu entdeckten Amerika nicht eifriger nach Gold als jetzt die Preußen nach Holz. Die Lebensmittel waren dabei auch nicht im Überflusse vorhanden, und der Soldat war nur auf sein Kommisbrot angewiesen, womit er unaufhörlich bei Tage und selbst des Nachts Wassersuppen kochte. Infolge des hohen Krankenstandes kam der einzelne Mann sehr häufig auf Wache, und war diese überstanden, so hatte er doch keine eigentliche Ruhe. Schleppte er kein Holz herbei, so lag er der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu erwärmen. Besonders berüchtigt war das „Eislager" bei Wilsdruff, das ständig durch vier Bataillone belegt war, die alle 24 Stunden abgelöst wurden. Die Zelte, die dort stehen blieben, waren so fest gefroren, daß

die Leinwand dicken Brettern ähnlich war. In diesem Lager erfroren fast täglich einzelnen der nur spärlich bekleideten Mannschaften die Glieder[1], denn selbst brennende Holzstöße vermochten sie nur notdürftig zu erwärmen.

Den Österreichern ging es nicht besser. Sie lagen hinter dem Plauenschen Grunde in Dörfern zusammengedrängt, die durch den Tharandter Wald und durch eine Kette von Hohlwegen gegen den Angriff der Preußen gesichert waren. Dauns Vorsicht ließ sie überdies noch eine Menge Schanzen bauen und sämtliche Wege durch Verhaue ungangbar machen. In diesen elenden Quartieren rissen bald ansteckende Krankheiten ein; allein im Januar starben innerhalb 16 Tagen 4000 Mann.

Der König hatte bereits im November, bald nach dem Unglücke von Maxen, geschrieben: „Das letzte Bund Stroh und das letzte Stück Brot wird entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleiben wird." Er hatte klar erkannt, daß die gänzliche Aufgabe dieses Landes seinen Untergang bedeuten würde.

Unterdessen war die Rekrutierung bei den Preußen dermaßen betrieben worden, daß der König bereits im Februar die ihm vom Herzog Ferdinand zugesandten Truppen wieder zurücksenden konnte. Dieser Umstand erregte gewaltiges Aufsehen in Wien, weil er zum Beweise diente, daß der große, bei Kuners-

[1] Der Verfasser befand sich damals, so wie fast immer, bei der Armee des Königs. Er war ein Augenzeuge des hier Erzählten; denn auch das Regiment Forcade, bei dem er stand, das in dem Dorf Kossebaude, eine Meile von Dresden, sehr eingeschränkte Winterquartiere hatte, machte alle Woche einen Marsch ins Lager bei Wilsdruff zur Ablösung. v. A.

dorf, bei Maxen und bei so vielen anderen Unfällen des vorigen Feldzuges erlittene Verlust trotz der allmählich versiegenden Hilfsquellen schon wieder ersetzt sein müsse. In diesem Zeitpunkte wurde der preußische General Czettritz gefangen. Unter seinen Papieren fand man ein Exemplar der Generalprinzipien vom Kriege, die König Friedrich für seine Generale geschrieben, in deren Vorbemerkungen er jedoch die Mitnahme ins Feld ausdrücklich verboten hatte. Kurz nachher wurden sie von den Österreichern im Drucke herausgegeben.

Der Krieg gegen die Schweden hatte in diesem Feldzuge, so wie immer, wenig Auszeichnendes. Da der preußische General Manteuffel nach der Schlacht bei Kunersdorf zum Könige stoßen mußte, bekamen die Schweden, die jetzt der General Lantinghausen kommandierte, freie Hand. Sie benutzten diese Gelegenheit, um einige von den Preußen schwach besetzte Plätze wegzunehmen, und acht preußische bewaffnete Fahrzeuge zu erobern. Diese Schiffe hatte man in Stettin ausgerüstet, mit Geschützen versehen und mit Landmiliz besetzt, um die Küsten und die Mündungen der Oder gegen die Landungen der Schweden zu sichern. Das kleine Geschwader bestand aus elf Schiffen verschiedener Größe, die teils nach den vornehmsten Personen des königlichen Hauses genannt wurden, teils griechische Götternamen führten. Ihr Nutzen machte sich bald fühlbar, und die armen Küstenbewohner waren nicht länger den Plünderungen einzelner schwedischer Schiffe ausgesetzt. Die Schweden griffen sie mit neunundzwanzig Schiffen an, und durch diese Übermacht erreichten sie für jetzt ihren Zweck; denn nur drei von den preußischen Fahrzeugen entkamen ihren Händen.

Die schwedische Landarmee war indessen bis Prenzlau vorgedrungen. Manteuffel aber zog bald ein kleines Korps zusammen und trieb sie aus Anklam, aus Prenzlau und über die Peene zurück. Er ließ ihnen keine Ruhe, sondern drang unter beständigen Gefechten bis Greifswald, wobei er viele Gefangene machte und in Demmin die schwedische Kriegskasse erbeutete, zuletzt aber wegen der großen Kälte den Winterfeldzug endigen mußte. Die Schweden rächten sich an diesem tätigen General, sie überfielen ihn in der Nacht in Anklam, und obgleich sie von der Garnison mit ansehnlichem Verluste zurückgeschlagen wurden, so fiel doch der in der Dunkelheit sich verirrende Manteuffel in feindliche Hände.

Der König hatte noch ein Regiment schwarzer Husaren errichtet, kommandiert von dem Oberst Belling, die sich bei dieser Expedition, sowie überhaupt in allen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und in der Uckermark sehr auszeichneten; sie spielten auf diesem kleinen Kriegstheater eine große Rolle, und es verging fast kein Tag, wo sie nicht Schweden als Gefangene einbrachten.

Der Feldzug der Verbündeten war im ganzen genommen mit großem Glücke geführt worden. Die Briten nahmen jetzt an dem Landkriege den tätigsten Anteil, und das Parlament hatte dazu außer der zweiten Division Landtruppen[1], worunter auch drei Kompagnien Bergschotten waren, 1 900 000 Pfund Sterling bewilligt. Die Franzosen begannen indes ihre Unternehmungen mit einem kühnen Streiche. Sie überrumpelten mitten im Winter Frankfurt am Main. Diese freie Reichsstadt, die ihr Kontingent

[1] Vergl. S. 153, 228 und 403.

an Truppen und Geld getreulich dem Reiche entrichtete, glaubte von den Bundesgenossen des Reiches nichts zu besorgen zu haben. Sie hatte schon einzelnen französischen Korps Durchmärsche bewilligt. Der Vorwand dazu war immer der Übergang über den Main gewesen. Es wurde jetzt abermals ein solches Ansuchen gestellt, und auch unter den bekannten Bedingungen gestattet. Der Neujahrstag war zur Ausführung des Entwurfes bestimmt; auch hatte sich schon ein ansehnliches Korps Franzosen vor der Stadt versammelt, aber die Neujahr wünschenden Frankfurter Trommelschläger erregten durch ihr großes Getöse bei dem Prinzen Soubise den Verdacht, daß sein Vorhaben entdeckt sei; er verschob es daher bis zum folgenden Tage. Die Frankfurter waren jedoch sehr auf ihrer Hut. Man beschloß, nur ein Regiment Franzosen auf einmal in die Stadt hereinzulassen, wobei das Tor solange gesperrt bleiben sollte, bis das Regiment die Flußbrücke passiert haben würde.

Die ganze Besatzung war in Waffen; teils um die Franzosen zu begleiten, teils waren sie auch an dem gefährdeten Tore aufgestellt, um den Befehlen des Magistrats den gehörigen Nachdruck zu geben. Dies hinderte aber nicht, daß diese wichtige Stadt ohne alles Blutvergießen eingenommen wurde. Die französischen Truppen schlossen sich an das einmarschierende Regiment an und warfen die Torwache, die sich widersetzen wollte, über den Haufen. Sie verjagten die Stadtsoldaten, die in Reihen aufmarschiert standen, drangen auf die Wälle, bemächtigten sich der Artillerie und aller Tore, während andere die öffentlichen Plätze und vornehmsten Straßen besetzten, so daß die Stadt in wenigen Augenblicken in den Händen der Franzosen war. In den ersten Tagen

hausten sie darin wie in einer eroberten Stadt. Soubise begab sich aufs Rathaus und machte seine Befehle bekannt, die man in der Bestürzung ehrfurchtsvoll annahm. Er versprach im Namen seines Königs, die Stadt hinsichtlich ihrer Religion, ihrer Freiheit und ihrer Vorrechte zu schützen. Alle Straßen waren indes mit Soldaten, die gegen die herrschende Kälte große Holzhaufen anzündeten, bedeckt. Die Einwohner durften ihre Häuser nicht verlassen, ja, sich nicht einmal an den Fenstern zeigen, und die Stadtsoldaten wurden entwaffnet.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier der Franzosen, die dadurch völlige Verbindung mit den Kaiserlichen und Reichstruppen erhielten; dabei konnten sie auf dem Rheine und dem Main mit allen Bedürfnissen versehen werden. Diese erlangten Vorteile den Franzosen wieder zu entreißen war Ferdinands Hauptentwurf bei Eröffnung des Feldzuges. Die Ausführung verzögerte sich bis zum April, weil sowohl die Reichstruppen als ein Korps Kaiserlicher und Franzosen in Hessen und den benachbarten Ländern eingefallen waren. Der Erbprinz von Braunschweig schlug diese in mehreren kleinen Gefechten und nahm in Meiningen ein ganzes Kürassierregiment, ein württembergisches Bataillon und zwei kurkölnische Grenadierbataillone gefangen. Da nun die Gebiete der Verbündeten wieder vom Feinde gesäubert waren, so ging Ferdinand unter Zurücklassung der nötigen Bedeckungstruppen in Hessen und Hannover auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglie, der jetzt die dortige französische Mainarmee kommandierte, bemächtigte sich eines starken Postens beim Dorfe Bergen in der Nähe von Frankfurt, der notwendig erst von Ferdinand weg-

genommen werden mußte, ehe er sein Ziel erreichen konnte.

Es war am 13. April, als beide Armeen an diesem Orte aufeinander trafen. Ferdinand ließ das Dorf Bergen mit großem Ungestüm angreifen. Hier standen acht Bataillone von den deutschen Truppen im Dienste Frankreichs und hinter dem Dorfe mehrere Brigaden französischer Infanterie, die ein sehr lebhaftes Feuer abgaben. Das sächsische Korps hatte die gegen die Nidda laufenden Anhöhen besetzt. Der Prinz von Ysenburg, der die Stärke des Feindes, den er vor sich hatte, nicht kannte, griff, abgesondert von den übrigen Truppen, mit vier Bataillonen Grenadieren an.

Die Franzosen, die alle Vorteile des Geländes auf ihrer Seite hatten, behaupteten indes ihren Posten gegen einen Feind, der mit vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Vor dem Dorfe waren Hohlwege, die die Hessen nur in kleinen Haufen passieren konnten, desgleichen Zäune und Hecken, die sie überklettern mußten. Der Erbprinz von Braunschweig rückte nun mit seiner Division zu ihrer Unterstützung an und fiel den Franzosen in die linke Flanke. Die Hessen, dadurch aufgemuntert, erneuerten den Angriff mit verdoppeltem Ungestüm, und schon wichen die Franzosen, als ihr Heerführer Broglie durch eine sehr geschickte Bewegung in die Flanke der Verbündeten fiel. Die Hessen wurden zurückgeschlagen und ihr Anführer, der Prinz von Ysenburg, getötet. Einige französische Regimenter, durch ihre Hitze verleitet, verließen nun in großer Unordnung ihre Posten, um den weichenden Feind zu verfolgen. Hierdurch bekam die Kavallerie der Verbündeten Gelegenheit, mit vielem Nachdruck einzu-

hauen. Eine Menge Franzosen und Sachsen fielen unter ihren Streichen. Alles hing jedoch von dem Besitze des Postens bei Bergen ab. Der Angriff wurde daher innerhalb drei Stunden dreimal erneuert, allein ohne Erfolg. Nun blieb Ferdinand nichts übrig als ein wohlgeordneter Rückzug im Angesicht eines überlegenen Feindes. Die List mußte den Mangel an Macht ersetzen. Noch war es nicht dunkel, und nur die Nacht konnte den Rückzug decken. In dieser Verlegenheit stellte sich Ferdinand, als ob er das Treffen erneuern wollte; er teilte seine Infanterie in zwei Haufen, stellte die Kavallerie in die Mitte und eine kleine Kolonne Fußvolk vor sie, und so machte er Miene, das Dorf Bergen sowie einen Wald auf dem linken Flügel zugleich anzugreifen, und beide wurden auch lebhaft beschossen. Dies dauerte, bis die Nacht anbrach. Hierauf zogen sich die Verbündeten bis Windecken zurück. Sie hatten 2000 Mann und 5 Kanonen verloren.

So gering auch dieser Verlust war, so nachteilig war doch die Niederlage für die Verbündeten. Die Franzosen blieben in dem Besitze von Frankfurt, das in Ferdinands Händen eine Quelle der größten Vorteile geworden wäre; sie konnten ihre Operationen jetzt mit größeren Hoffnungen erneuern, während Ferdinand durch diese seine erste Niederlage tief entmutigt war. Er blieb zwar, nachdem er am 15. den Rückzug angetreten hatte, vorerst bei Ziegenhain stehen, hegte aber bereits Besorgnis, daß die feindliche Rheinarmee unter Contades Münster einnehmen werde und beschloß, nach Westfalen zurückzugehen. König Friedrich sprach ihm in einem Briefe aus Landeshut vom 3. Mai Mut zu. Seine Maßregeln bei Bergen seien vortrefflich gewesen. Aber die Erfüllung der Hoff-

nung, die der Herzog in seinem Berichte hatte durchblicken lassen, daß Prinz Heinrich sich nach Hessen wenden werde, vermochte er nicht zu versprechen. Dagegen riet er ihm wiederholt, seine schwere Artillerie zu vermehren, „sonst werde kaum eine seiner Unternehmungen gelingen". Ferdinand benutzte die Ruhepause an der Schwalm, diesen Rat zu befolgen, und vermehrte seinen Geschützstand auf 120 Stück.

Contades rückte über Gießen vor, nahm Kassel weg und überrumpelte Minden, während der Kommandant an einen andern Orte, nach der Weserseite zu, seine Truppen zusammengezogen hatte und hier den Angriff erwartete; er wäre auch von dieser Seite geschehen, wenn nicht ein verräterischer Bauer den Feinden eine Barke verschafft und eine Furt durch den Fluß für die Kavallerie gezeigt hätte. Die in Minden eindringenden Franzosen begingen nun die schrecklichsten Ausschweifungen, denen der Herzog von Broglie und die andern vornehmen Befehlshaber vergebens zu steuern versuchten, und so wurde die unglückliche Stadt großenteils ausgeplündert. Der Feind bemächtigte sich hier großer Magazine und nahm über 700 Mann gefangen. Auch Münster eroberte er nach einer förmlichen Belagerung und nötigte die 2000 Mann starke Besatzung, sich zu ergeben. Der Sieg bei Bergen, der in Frankreich durch ein großes Dankfest gefeiert wurde, den die Höflinge mit den größten Schlachten verglichen, die Dichter besangen, die Poissarden[1] bejauchzten und die Pariser Damen durch einen Kopfputz à la Bergen verherrlichten, verschaffte Broglie die Würde eines Reichsfürsten, womit ihn der kaiserliche Hof belohnte.

[1] Pariser Fischweiber.

Der Plan der Franzosen war nun, ins Hannoverische einzudringen und die Verbündeten von der Weser abzuschneiden. Ferdinand aber vereitelte alle ihre Maßregeln. Er hatte durch List die Reichsstadt Bremen überrumpelt, wodurch er Meister von der Weser bis nach Stade wurde. Nicht allein der Besitz von Hannover, sondern das Glück des ganzen Feldzuges hing jetzt von einer Schlacht ab. Der Verlust von **Minden** veranlaßte Ferdinand, seinen Plan um so schneller auszuführen. Um den Feind dazu zu bewegen, ließ er dessen im Rücken befindliche Magazine durch zwei ausgesandte Korps bedrohen. Der Erbprinz von Braunschweig kommandierte das eine, womit er nach Herford marschierte, um den General Drewes zu unterstützen, der auf Osnabrück losging, die Tore aufsprengte, die Besatzung zur Flucht nötigte und das dortige Magazin wegnahm. Hier legte Ferdinand nun sein Hauptmagazin an. Die Verbündeten waren vorteilhaft aufgestellt und die Franzosen in Gefahr, von ihrer Zufuhr abgeschnitten zu werden. Contades ward für seine Verbindungen besorgt, er ließ eine Brücke nach der andern über die Weser schlagen, um die Gemeinschaft mit der jenseits dieses Flusses stehenden Armee Broglies zu erleichtern. Er hielt am 31. Juli des Abends Kriegsrat, in dem beschlossen ward, noch die Nacht zu marschieren, und den Feind mit Anbruch des Tages anzugreifen. Broglie mußte nun mit seiner Armee zum Hauptheere stoßen. Wenn Ferdinand eine Schlacht wünschen mußte, um Vorteile zu erkämpfen, so war sie für die Franzosen dringendes Bedürfnis, denn die eigene Übermacht ebenso wie die Verteilung der Verbündeten in mehrere vereinzelte Korps schienen die vorteilhafteste Gelegenheit zu einem

glänzenden Siege darzubieten. Indessen, um gegen widrige Zufälle nicht unvorbereitet zu sein, hatte der französische Feldherr über die in die Weser mündende Bastau neunzehn Brücken schlagen lassen, und auch den Gebrauch dieser Brücken zu einem Rückzuge öffentlich bei der Armee bekannt gemacht. Die Franzosen waren 65000 Mann stark und marschierten in neun Kolonnen. Die rechte Flügelkolonne, 14000 Mann, unter Broglies Anführung, sollte den Angriff auf das Korps des Generals Wangenheim unternehmen, der in einiger Entfernung von der Hauptarmee bei dem sehr befestigten Dorfe Todtenhausen mit 13000 Mann sowohl Fußvolk als Reiterei und zwei großen Batterien aufgestellt war. Ferdinand hatte einschließlich des unter dem Erbprinzen nach dem 15 km südwestlich Minden gegen den Herzog von Brissac entsendeten Korps 68000 Mann den Franzosen entgegenzusetzen. Er erhielt von dem feindlichen Entwurfe erst um 3 Uhr morgens durch Überläufer Nachricht. Sie war ihm höchst angenehm, und er brach ohne Verzug auf.

Obgleich die französische Armee seit 10 Uhr abends im Marsche war, hatte sie bei Tagesanbruch ihren Aufmarsch noch nicht vollendet, nur die sonderbarerweise in der Mitte angeordnete Kavallerie stand gefechtsbereit, bei der Infanterie aber herrschte noch große Unordnung. Der Kampf begann auf dem rechten Flügel des verbündeten Heeres gegen 7 Uhr früh. Bald darauf gingen neun Bataillone, sechs britische und drei hannoverische, aus eigenem Entschlusse vor, um die französische Kavallerie anzugreifen. Diese reitet ihnen entgegen, doch die braven Bataillone verlieren keinen Augenblick ihre ruhige Haltung. Sie lassen die feindlichen Reiter bis auf 20 Schritte herankommen, um dann eine wohlgezielte

Salve abzugeben und ihnen sofort mit dem Bajonett auf den Leib zu gehen. So durchbrechen sie die feindlichen Reihen und bringen sie völlig in Verwirrung. Beim weiteren Vorrücken erleiden die Tapferen durch Infanterie- und Artilleriefeuer heftige Verluste, und diesen Erfolg will das zweite feindliche Reitertreffen ausnützen; das erste Treffen der deutsch-englischen Infanterie kommt einen Augenblick ins Schwanken, aber schon ist das zweite unter Ferdinands persönlicher Führung zur Stelle, und die Ordnung ist im Augenblicke wiederhergestellt. Nun entschließt sich Contades, seine Elitekavallerie einzusetzen: die Karabiniers und Gensd'armes, „das in der französischen Kriegsgeschichte so vielfach verherrlichte Korps, das die Blüte des französischen Adels enthielt und der Stolz der Armee war", — und diese Attacke glückt, das erste Treffen wird durchbrochen. Aber frische Kräfte sind in der hessischen Garde sofort zur Stelle, und zum Unglück für die französischen Reiter tritt gleichzeitig die hannoverische Artillerie in Tätigkeit; der Führer der Attacke, Marquis de Pajaune, wird mehrfach verwundet, und auch dieser Vorstoß ist vollständig mißglückt. Contades setzt nun seine letzten neun Geschwader ein, aber diesen fallen hessische Reiter in die Flanke — auch sie müssen weichen. Die französische Infanterie hatte unterdessen, nachdem ihr Aufmarsch vollendet war, sowohl im Zentrum als auf dem linken Flügel mit ebensowenig Glück gekämpft. Auch ihre Angriffe wurden mit der Zeit sämtlich abgewiesen.

Mittlerweile war Broglie, der bereits am Abend zuvor die Stellung Wangenheims bei Todtenhausen für sehr schwer angreifbar erklärt hatte, nur zögernd gegen diesen vorgerückt, hatte dann bei Contades

persönlich Befehle eingeholt, und als er von diesem zurückkehrte, hatte seine Reserve bereits Kehrt gemacht. So blieb dem Herzoge nichts anderes übrig, als ebenfalls zurückzugehen. Schon gegen 11 Uhr vormittags, also nach etwas mehr als vierstündiger Dauer war die Schlacht zu Ende, und die Franzosen in eiligem Rückzuge auf Minden begriffen.

Eine höchst eigentümliche Rolle spielte der Führer der britischen Reiterei, Lord Sackville. Offenbar hielt er es für unter der Würde eines englischen Generals, der noch dazu Lord von Geburt war, sich einem Prinzen aus kleinem deutschen Fürstenhause unterzuordnen [1]. Möglich, daß auch kleinliche Eifersucht im Spiele war, vielleicht träumte Sackville davon, die verbündete Armee besser als Ferdinand führen und auf diese Weise Nachfolger Cumberlands werden zu können, wenn er möglichst dazu beitrug, daß die Schlacht verloren ging. Ferdinand ließ ihn zu wiederholten Malen auffordern, die Erfolge der Infanterie auszunutzen und zu attackieren, er stellte sich, als ob er diese Befehle nicht verstünde. Als Ferdinand ihm seinen Generaladjutanten zusendet, bemüht sich seine Lordschaft zum Herzog, aber auch dann führt er den Befehl einfach nicht aus. Ferdinand sendet zum Führer des zweiten englischen Reitertreffens, Lord Granby. Als dieser sich anschickt, des Herzogs Befehl zu befolgen, verbietet ihm dies Sackville. So bleibt die gesamte englische Kavallerie während der ganzen Schlacht, in der ihrer Waffe so

[1] Wenn man berücksichtigt, daß die hohen britischen Offiziere bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ganz enorme Summen für ihre Stellen bezahlten, so wird man eine derartige Anschauung vielleicht verstehen, wenn sie sich auch vom militärischen Standpunkte aus niemals rechtfertigen läßt. v. D.

viel Gelegenheit geboten war, sich auszuzeichnen, untätig.

Die Verbündeten hatten 2760 Mann verloren, darunter die sechs erwähnten englischen Bataillone allein fast 1400, das ist 30 v. H. ihrer Ausrückstärke[1]. Die Franzosen verloren nach eigener Angabe über 7000, einschließlich der zahlreichen Gefangenen, außerdem dreißig Kanonen und viele Fahnen und Standarten. Hierzu kamen noch die Magazine von Osnabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn und andre.

Ferdinand erhielt für diesen Sieg den britischen Orden vom Hosenbande; dazu sandte ihm der König Georg 20000 Pfund Sterling, die jedoch von dem großmütigen Feldherrn nicht gespart wurden; denn wie immer, teilte er unter seine Truppen, die sich vorzüglich brav gehalten, sehr ansehnliche Geschenke aus. Das preußische Dragonerregiment Holstein, das vier Bataillone gefangen genommen und zehn Kanonen erobert hatte, erhielt allein einige Tausend Taler. Dabei sagte er allen Generalen und namentlich allen Regimentern den rührendsten Dank für ihr tapferes Verhalten während der Schlacht. Ein jeder Befehlshaber, der sich besonders hervorgetan hatte, wurde mit seinem Namen angeführt. Ferdinand war zu edelmütig, um durch einen ebenso öffentlich aufgestellten Tadel Sackvilles schändliches Verfahren nach Verdienst zu schildern. Er überließ diesen General seinem Schicksal und begnügte sich, unter allen den größern und kleinern Lobeserhebungen, die sämtlichen Generalen zuteil wurden, den Namen dieses strafbaren Briten nicht

[1] Diese sechs englischen Bataillone, Napir, Stuart, Welsh-Fusileers, Kingsley, Brudnet und Home, führen zum Gedächtnis an diesen Ehrentag seitdem den Namen „Minden" auf ihren Fahnen. v. D.

zu erwähnen. Desto stärker aber strömten seine Empfindungen zu Granbys Lob, und er gab öffentlich bei der Parole sein Bedauern zu erkennen, bei einem so viel versprechenden Siege diesen General nicht an der Spitze der britischen Reiterei gehabt zu haben. Hierdurch fühlte sich Sackville verletzt und verbreitete nun allerhand unwahre Gerüchte im Heere, bis Ferdinand der Geduldsfaden riß und er dem König Georg Bericht über das Betragen des Lords während der Schlacht erstattete.

Sackville wurde nun nach England zurückberufen, wo er zitternd erschien. Er fürchtete das Schicksal des Admirals Bing, der drei Jahre zuvor erschossen worden war, weil das englische Volk ein Opfer verlangte und die Minister nicht wagten, ihn zu rechtfertigen. Bing mußte sterben, unter dem Vorwande, nicht alles für die Rettung Minorcas getan zu haben. So fiel ein schuldloser Befehlshaber gegen den zwar etwas späten Protest des ganzen Kriegsgerichtes. Sackville hatte als Mitglied des Geheimen Rates kräftig an dem tragischen Ende Bings mitgearbeitet. Sein strafbares Betragen war außer Zweifel. Die ganze Nation war gegen ihn aufs äußerste erbittert. König Georg II. entsetzte ihn seiner kriegerischen Würden und ließ sich das Buch geben, worin seine geheimen Räte aufgezeichnet waren; hier strich er mit eigner Hand den Namen Sackville aus, dessen Verhalten sodann vor einem Kriegsgerichte untersucht ward, und nun krönte er seine Niederträchtigkeit durch seine Verteidigung. Er gab vor, Herzog Ferdinand hätte ihn wegen seiner taktischen Fähigkeiten beneidet und ihm widersprechende Befehle zugeschickt, um ihn zu verderben. Eine Menge höherer britischer Offiziere kamen von der Armee nach London. Alle rühmten

Ferdinands erhabenen Charakter und setzten Sackvilles schändliches Betragen in der Schlacht vor Gericht außer Zweifel. Er wurde schuldig befunden und für unfähig erklärt, je in England wieder militärische Würden zu bekleiden. Das Kriegsgericht konnte diese Unfähigkeit nicht auf die Zivildienste ausdehnen, und der König, der ihm jede Möglichkeit genommen glaubte, dem Staate künftig zu schaden, unterließ diesen Zusatz aus besonderer Achtung gegen den Vater des Generals, den alten Herzog von Dorset. Als dieser Greis bald nach dem Vorfalle zum erstenmal bei Hofe erschien und mit kummervollen Blicken sich dem Könige näherte, betrachtete ihn der Monarch eine Zeitlang stillschweigend mit gerührtem Herzen. Endlich umarmte er ihn und sagte: „Ich bedaure Sie, Mylord, daß Sackville ihr Sohn ist."

Es ist indes am Platze, hier zu bemerken, daß Sackville sich unter der Regierung Georgs III. durch Intrigen ans Staatsruder drängte und ein Haupturheber des amerikanischen Bürgerkriegs war. Er wurde unter dem Namen Lord Germaine Kriegsminister. Auf diesem Posten entwarf er die Kriegsoperationen in Amerika, deren Opfer der General Bourgoyne, durch bestimmte Befehle gezwungen, in den Wüsten von Saratoga mit seinem Korps ward. Dies Unglück entschied über Amerika; denn kaum war davon die Nachricht nach Europa gekommen, so erklärte Frankreich die britischen Untertanen in Amerika für unabhängig.[1]

Am Tage des Sieges bei Minden wurde ein anderer von dem Erbprinzen von Braunschweig bei Gohfeld erfochten. Dieser mußte, um dem Feinde in den

[1] 1778.

Rücken zu kommen, die Werra überschreiten, die nur eine schmale Brücke hatte; nur ein Teil seiner Truppen konnte hinübergehen, die übrigen wateten durch den Fluß, um keine Zeit zu verlieren. Der überraschte Feind sah sich frühmorgens auf einmal umringt und mußte nach einem sehr blutigen Gefechte seine Rettung mit Hinterlassung aller Bagage in einer schleunigen Flucht suchen. Eine Menge Toter blieb auf dem Wahlplatze liegen, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drei Tage lang zu tun hatten. Der Verlust der Verbündeten in diesem Treffen war 300 Mann.

Contades faßte sofort, nachdem er die Nachricht von Brissons Niederlage bei Gohfeld erhalten hatte, den Entschluß, nicht allein die vorteilhafte Stellung bei Minden aufzugeben und über die Weser zu gehen, sondern auch ganz Hessen zu räumen. Minden kapitulierte am 2. August. Vom 3. an mußten die Franzosen ein mit Lebensmitteln spärlich versehenes Land durchziehen, beständig verfolgt und geneckt vom Gegner. Armentières, der Lippstadt eingeschlossen hielt, hatte sogleich Befehl erhalten, die Blockade aufzugeben und sich an die Hauptarmee heranzuziehen. Am 3. erbeutete der hannoverische General Freytag mit seinen leichten Truppen unweit Detmold einen Teil der Bagage Contades, Brissacs, Saint-Germains und anderer französischer Generale. Der Rest dieser Bagage fiel am 5. und 6. dem Generat Urff in die Hände, der hierbei noch 800 Gefangene machte. Ferner ward in Detmold das französische Lazarett erbeutet und dabei 1800 Mann, worunter 1500 Kranke und Verwundete, gefangengenommen. Außerdem gelang es dem Obersten Luckner und Major Friedrichs ebenfalls am 5., die Feldregistratur Contades wegzunehmen, die zahlreiche

geheime Schriftstücke enthielt, darunter Befehle, diejenigen Länder, die man nicht behaupten konnte, zu verwüsten. Auf Anordnung König Georgs wurden diese Schriftstücke veröffentlicht. Die Franzosen ließen darauf eine Gegenerklärung, voll der lächerlichsten Behauptungen, die selbstverständlich keinen Glauben fanden.

Nun folgte eine Reihe größerer Gefechte, die nicht alle zum Vorteile der Verbündeten ausfielen. Der allezeit unternehmende Erbprinz siegte bei Einbeck. Dagegen erlitt er bei Dransfeld, 13 km westlich Göttingen, am 10. August durch Saint-Germain eine nicht unbedeutende Niederlage, die ihm über 600 Mann an Toten und 5 Kanonen kostete. Am 19. ergab sich Kassel mit 400 Mann Besatzung dem hannoverischen Major Friedrichs; die Feste Ziegenhain folgte; sie kapitulierte vor dem General Freytag am 23., und am 28. erstürmten die Korps Wangenheims und des Erbprinzen gemeinsam das Städtchen Wetter.

Nun wurde auch der General Imhof nach Münster abgeschickt. Er blockierte die Festung eine Zeitlang und schritt sodann zu einer förmlichen Belagerung. Auf das Anrücken des französischen Generals Armentières hob er sie zwar auf, begann sie aber nach Eintreffen einer Verstärkung von neuem. Die Besatzung kapitulierte elf Tage nach Eröffnung der Laufgräben am 20. November und erhielt freien Abzug. An demselben Tage vernichtete der englische Admiral Hawke die französische Flotte während eines heftigen Sturmes an den Küsten Frankreichs.

Imhof fand die Festungswerke von Münster in so schlechtem Zustande, daß der Ort ihm kaum haltbar schien. Er besetzte ihn jedoch mit 5000 Mann und kehrte zur Hauptarmee zurück. Es erfolgte nun die

Überrumpelung von Fulda am 30. November, das der Herzog von Württemberg besetzt hielt. Der Herzog ahnte keinen Feind und hatte die Fuldaer Damen zu einem Balle eingeladen, der eben anfangen sollte, als der gegen ihn ausgesandte Erbprinz von Braunschweig mit den Husaren und Dragonern seines Korps vor den Toren erschien. Er drang in die Stadt; eine Menge Feinde wurde niedergehauen, die draußen befindlichen zerstreut und über 1200 Gefangene gemacht. Der Herzog selbst entkam glücklich. Seine Truppen zogen sich in großer Verwirrung aus Fulda heraus, und die Damen dieses geistlichen Hofes, die sich schön geschmückt hatten und tanzfertig waren, mußten für diesmal die Hoffnung zum Balle aufgeben.

Der Erbprinz ging bald nach dieser Unternehmung nach Sachsen, um den König von Preußen zu verstärken[1], was die Franzosen auf den Gedanken brachte, die geschwächte Armee der Verbündeten in ihren Quartieren zu überfallen. Der Marschall Contades war jedoch wegen der Niederlage von Minden mit Broglie in große Uneinigkeit geraten. Einer schob die Schuld auf den andern. Der Hof zu Versailles schickte den Marschall Estrées zur Armee ab, um im Namen des Königs den Streit zu schlichten und die nötigen Entwürfe zu den künftigen Operationen zu machen. Die Bemühungen des alten Feldmarschalls, eine Aussöhnung zwischen beiden Nebenbuhlern zu bewirken, waren jedoch fruchtlos. Der Hof machte schließlich der Sache ein Ende, indem er Contades zurückberief und Broglie das Kommando der französischen Hauptarmee und zugleich den Marschallstab verlieh. Der neue Oberbefehlshaber wünschte sich dieses König-

[1] Vergl. S. 287.

lichen Geschenkes durch eine unerwartete Tat würdig zu zeigen. Die strenge Jahreszeit hielt ihn daher nicht ab, am 25. Dezember einen Überfall zu versuchen. Ferdinand aber, der Gießen eingeschlossen hielt und seine Truppen in die Kantonierungsquartiere verlegt hatte, war auf seiner Hut. Er empfing die Franzosen so nachdrücklich, daß sie sich nach einer starken Kanonade wieder zurückziehen mußten.

Die Verbündeten, durch diese Unternehmung des Gegners einmal in Bewegung gekommen, taten diesem jetzt allen nur möglichen Abbruch, wobei sich die Parteigänger Luckner und Scheiter besonders auszeichneten. So erfolgreich die deutschen leichten Truppen in den Unternehmungen des kleinen Krieges in allen diesen Feldzügen waren, so wenig glücklich waren die Franzosen darin, und desto empfindlicher fühlten sie die Tätigkeit der gegnerischen Parteigänger, die ihnen nie Ruhe ließen. Beständig wurden französische Abteilungen angegriffen, ihre Quartiere beunruhigt, ihre Magazine bedroht, ihre Transporte weggenommen und eine Menge Gefangener eingebracht, bis endlich die große Kälte Winterquartiere und Ruhe durchaus notwendig machte.

Die Verbündeten befanden sich jetzt wieder im Besitze aller Provinzen und aller Orte wie vor Anfang des Krieges. Ferdinand nahm seine Winterquartiere in Kassel und Westfalen, die Franzosen die ihrigen in der Gegend von Frankfurt am Main. Es schien, als ob die Nationen ihre Natur vertauscht hätten; denn während sowohl hier wie in Sachsen Deutsche und Franzosen mitten im Winter gegeneinander zu Felde lagen, befanden sich die Russen und Schweden schon zwei Monate in ihren Winterquartieren.

England hatte jetzt viel gewonnen und Preußen

wenig verloren. Sachsen ersetzte Friedrich hinreichend den Verlust der noch bis jetzt vom Feinde besetzten Provinzen, und im Felde war er, trotz aller erlittenen Unglücksfälle, so furchtbar als jemals; auch hatte er jetzt außer Dresden alle Länder und Plätze wieder im Besitze wie im vorigen Winter. In dieser Lage konnte er wahrlich noch sein Glück preisen. Das Glück seiner Bundesgenossen aber war außer den Feldzügen in Deutschland noch weit größer gewesen. Die Engländer hatten in Amerika und in Indien große Eroberungen gemacht und die französische Seemacht beinahe vernichtet. Noch größere Vorteile auf Kosten der Franzosen waren bei Fortsetzung des Krieges zu erwarten. Dennoch waren beide verbündeten Monarchen geneigt, Frieden zu machen. Die hierauf bezügliche Erklärung wurde durch den Prinzen Ludwig von Braunschweig, den Vormund des Erbstatthalters der Niederlande, am 25. November auf dem Schlosse Ryswijk in Holland an die Vertreter von Österreich, Frankreich und Rußland überreicht. Von diesen drei Hauptgegnern war allein Frankreich ernstlich zum Frieden geneigt, und König Friedrich beschloß, auf den Rat Pitts, mit dem Hofe von Versailles in unmittelbaren Verkehr zu treten. Auf Empfehlung der Herzogin von Gotha sandte er den jungen Baron Edelsheim mit einem Schreiben an den Botschafter des Maltheserordens zu Paris, Bailli de Froullay. Er schrieb darin unter anderem: „Frankreich kann sich mit Ehre und Vorteil aus seiner verdrießlichen Lage herausziehen, wenn es mit uns, England und seinen Verbündeten einen Sonderfrieden schließen will. Wenn Frankreich darein willigt, das Gleichgewicht Deutschlands aufrechtzuerhalten, und im Vereine mit England seine Verbündeten fügsam macht, so

wird es auf wesentlich günstigere Bedingungen rechnen können als in jedem anderen Falle." Froullay entledigte sich seines Auftrages sowohl bei Choiseul als beim König Ludwig selbst, und dieser antwortete, er teile die in dem Schreiben ausgesprochenen Gesinnungen und neige, wie dem Könige von Preußen bekannt sein werde, sehr zu Gerechtigkeit und Ruhe, es werde also nicht an Frankreich liegen, wenn der Friede nicht zustande komme. Allerdings hatte der Hof von Versailles allen Grund, eine solch versöhnliche Sprache zu führen, denn die finanziellen Schwierigkeiten waren dort so groß geworden, daß die königliche Dienerschaft bereits seit zehn Monaten keinen Lohn mehr erhalten hatte. Im Oktober hatte sich Ludwig zu der Verfügung veranlaßt gesehen, daß die Zahlungen der Staatsschuldenkassen auf ein Jahr und die der 1760 und 1761 fälligen Wechsel bis nach dem Kriege auszusetzen seien. Der König sandte sein silbernes Tafelgeschirr in die Münze zum Einschmelzen, und der gesamte Hof ahmte sein Beispiel nach.

Auch am Petersburger Hofe machte der König einen Aussöhnungsversuch, da nach einer Mitteilung des britischen Geschäftsträgers Keith der Großkanzler Woronzow dem Frieden nicht abgeneigt sein sollte. Sein dorthin entsandter Vermittler, der ehemalige holstein-gottorpsche Oberst Freiherr von Pechlin, erfuhr jedoch eine schroffe Abweisung. Kaunitz hatte es verstanden, die Antwort der Mächte auf die preußisch-englische Erklärung bis Anfang April hinauszuzögern, und dann war sie so nichtssagend wie möglich gehalten: „Ohne Mitwirkung ihrer Verbündeten könnten sich die Mächte auf nichts einlassen; sie müßten es daher anheimstellen, die Einladung zu einem Friedenskongreß auch auf Sachsen, Schweden und Polen aus-

zudehnen." Als Prinz Ludwig von Braunschweig diesen Bescheid dem Könige mitteilte, antwortete er: „Diese Leute sind geschwollen von ihren Erfolgen und wollen den Frieden nicht. Alle diese Verzögerungen sind einzig herbeigeführt, um Zeit zu gewinnen, mich zu vernichten, aber ich hoffe, daß sie daran zum Narren werden sollen."

Mittlerweile hatten sämtliche Gegner den Winter eifrig dazu benützt, ihre Heere zu verstärken und den Abgang des verflossenen Feldzugs zu ersetzen. Friedrich tat dasselbe, hatte aber mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner beherrschten neunzig Millionen Menschen, und die Anzahl aller seiner Untertanen war kaum fünf Millionen. Das Königreich Preußen und andere Provinzen seiner Staaten waren in feindlichen Händen. Von hier aus konnte er also seine Heere nicht ergänzen. Sachsen ersetzte jedoch größtenteils auch diesen Verlust; es war für den König die ergiebigste Quelle, die ihm immerfort Geld, Proviant und Soldaten verschaffte. Die Lieferungen an Landesprodukten und Menschen, die mit der außerordentlichsten Schärfe in diesem unglücklichen Staate und in Thüringen erpreßt wurden, waren ungeheuer, und mußten aus politischen Gründen immer voraus geleistet werden. Die Stadt Erfurt hatte für das Jahr 1760 100000 Reichstaler, 400 Rekruten und 500 Pferde, Naumburg 200000 Reichstaler, Merseburg 120300 Reichstaler, 631 Mann, teils Rekruten, teils Wagenknechte, und 423 Pferde zu liefern. Was an der Zahl fehlte, wurde in Geld bezahlt, für jedes Pferd fünfzig, und für jeden Menschen 150 Reichstaler. Zwickau mußte 80000, Chemnitz 215000, die sämtlichen Städte in Thüringen 930000, und der ganze Thüringerkreis

1 375 841 Reichstaler erlegen. Die Kontribution der Stadt Leipzig allein war 1 100 000, und des ganzen Leipziger Kreises zwei Millionen Taler an Gelde, 10000 Rekruten, einige hunderttausend Scheffel Getreide, und viele tausend Pferde, nebst einer großen Menge Schlachtvieh. Dabei wurden die besten Wälder umgehauen, und das Holz an unternehmende Kapitalisten verkauft.

Der Torgauer Wald, der schönste in Deutschland, hatte auch dies Schicksal. Seine Lage an den Ufern der Elbe erleichterte die Unternehmung. Alles wurde den Fluß herunter nach Hamburg geschafft. Auch die kurfürstlichen Pächter mußten die Pachtgelder auf ein Jahr vorausbezahlen. Am Gelde fehlte es daher dem Könige von Preußen bei diesen Anstalten ganz und gar nicht, wohl aber an Menschen. Der Abgang bei Friedrichs Heeren war wegen der Menge der Überläufer zu groß, um ihn durch sächsische Rekruten und eigene Untertanen völlig zu ersetzen. Dies erzeugte ein Werbesystem, das seiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden seinesgleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden mit Gewalt zu preußischen Soldaten gemacht. Man fragte nicht, ob sie dienen wollten, sondern sie wurden zu den preußischen Fahnen geschleppt, mußten Treue schwören und so gegen ihre Landsleute fechten. Preußische Werber überschwemmten das deutsche Reich. Der größte Teil waren keine wirklichen Offiziere, sondern gedungene Abenteurer, die sich alle nur ersinnlichen Künste erlaubten, Menschen zu haschen, Der preußische Oberst Colignon, ein zu diesem Geschäfte von der Natur geschaffener Mann, war ihr Befehlshaber und belehrte sie durch sein Beispiel. Er reiste in allerhand Kleidungen und Gestalten umher und beredete die Menschen

zu Hunderten, in preußische Dienste zu treten. Er soll an junge Laffen, Studenten, Kaufmannsdiener und andere förmliche Patente verteilt haben, worin sie von ihm zu Leutnants und Kapitäns der preußischen Armee ernannt wurden; bei der Infanterie, bei den Kürassieren, bei den Husaren, gleichviel, sie durften nur wählen. Der Ruhm der preußischen Waffen war so groß und allgemein gegründet und mit dem Gedanken an reiche Beute verbunden, daß Colignons Patentenfabrik unaufhörlich beschäftigt war. Er durfte für keinen Transport sorgen und konnte das Handgeld sparen; denn seine Rekruten reisten größtenteils auf eigne Kosten. Viele ungeratene Söhne in Franken, in Schwaben und am Rhein bestahlen ihre Väter, Kaufmannsdiener ihre Herren, Verwalter ihre Kassen, um die großmütigen preußischen Offiziere aufzusuchen, die Kompagnien wie Kreuzer wegschenkten. Sie eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man sie als gemeine Rekruten in Empfang nahm und mit Gewalt unter die Regimenter steckte. Hier galt kein Widerstreben; der Stock wurde so lange gebraucht, bis eine vollkommene Unterwürfigkeit erfolgte. Auf diese und andre Weise verschaffte Colignon nebst seinen Helfern dem Könige im Laufe des Krieges eine bedeutende Anzahl Rekruten. Dieses System war natürlich wenig geeignet, die Beschaffenheit und Zuverlässigkeit des Ersatzes zu erhöhen, denn selbstverständlich benutzten auf solche Art gepreßte Rekruten die erste beste Gelegenheit zur Fahnenflucht. Auch im Kampfe konnte ein derartiges Menschenmaterial nur notdürftig genügen bei einem Heere, von dem König Friedrich selbst einst gesagt hatte: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee."

Die Tätigkeit Friedrichs, der Diensteifer seiner Offiziere und die allzeit fertigen Gelder besiegten also die Schwierigkeiten, die man in Wien und Petersburg für unüberwindlich hielt. Anfangs löste man die Gefangenen von allen Seiten ein, wie denn noch eine Auswechslung zwischen den Preußen und Österreichern in Jägerndorf im April 1758 und die letzte zwischen den Preußen und Russen im Oktober 1759 geschah, wobei ein Feldmarschall für 3000 Mann oder 15000 Gulden, ein Oberster für 130 Mann oder 650 Gulden und ein Gemeiner für fünf Gulden gerechnet wurde. Allein man nahm bald ein anderes Verfahren an. In der Überzeugung, daß der Mangel an Menschen Friedrichs Taten ein Ziel setzen würde, erschwerte man ihm auch diese Auswechslung der Gefangenen an beiden kaiserlichen Höfen, und endlich wurde sie ganz verweigert. Dennoch ging alles seinen Gang fort, und bei Eröffnung eines jeden Feldzuges waren die preußischen Regimenter größtenteils wieder vollzählig. Diejenigen Truppen, deren Kantons sich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, waren es ganz. Kein Mann, Kranke und Kommandierte ausgenommen, durfte hier bei der Musterung fehlen, die immer im Frühling geschah, bevor man die Winterquartiere verließ. Da bei Maxen ganze Regimenter verloren gegangen waren, so wurden eben diese Regimenter aus den sonst dazu gehörigen kommandiert oder krank gewesenen Soldaten, aus den Selbstranzionierten[1] und den Angeworbenen wieder neu errichtet. Diese Verluste vermochte Friedrich allerdings nicht vollständig zu ersetzen; die Infanterieregimenter erreichten nur die Stärke von 18 Offizieren und 1200

[1] Leute, die sich aus eigenen Mitteln loskauften. v. D.

Mann. Der Ersatz der 35 in Gefangenschaft geratenen Eskadrons war selbstverständlich noch viel schwieriger; man mußte sich vorläufig mit 10 neuen begnügen. Sonst aber war das Heer bis zum Frühjahre an Zahl wieder ziemlich vollständig, und man kann wohl sagen, daß es dem Könige abermals und trotz des mehr als je eingeschränkten Gebietsbesitzes geglückt war, die Spuren der Verluste und des erlittenen Unglückes auszutilgen[1]).

Im August dieses Jahres starb der König von Spanien, Ferdinand VI. Der König von Neapel, Karl, bestieg nun den spanischen Thron, und sein achtjähriger Sohn, Ferdinand IV., den neapolitanischen. Das österreichische Haus hatte auf die Königreiche Neapel und Sizilien große Ansprüche, die man nur notgedrungen hatte aufgeben müssen. Noch größer waren diese Ansprüche auf Parma und Piacenza, und nie war die Gelegenheit bequemer, sie geltend zu machen. Der Monarch ein Kind, die Regierung in unsicheren Händen, die Staatsmänner ohne feste Grundsätze, die Finanzen in schlechtem Zustande, die Truppen in geringer Anzahl und ohne Disziplin. Es war kein Feld-

[1] Die Truppenteile, die aus der Mark, Pommern, aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen rekrutierten, waren alljährlich wieder vollzählig. Sonst wären Siege wie die von Liegnitz und Torgau nicht mehr möglich gewesen. Diese aus dem zuverlässigsten Ersatze bestehenden Regimenter stellte der König auch stets in das erste Treffen. Archenholtz führt in einer zu seinen Lebzeiten gedruckten Ausgabe, gelegentlich einer Kritik der von ihm benutzten Quellen, worin er sich über die Unzuverlässigkeit des Generals Warnery als Geschichtschreiber ausspricht, an, daß das Regiment Forcade, das aus der Mark rekrutierte, jedes Jahr aus seinem Kanton (Aushebungsbezirk) 5—600 und mehr junge Leute erhielt. Am Tage von Torgau hätten bei diesem Regimente kaum 400 Ausländer gestanden. v. D.

zug, sondern nur eine Besitznahme erforderlich, und alle Umstände versprachen wenigstens für jetzt eine ungestörte Ruhe in diesem Besitze. Spanien kannte seinen neuen Herrscher noch nicht und war überdies für einen solchen Krieg unvorbereitet. Frankreich aber war ganz entkräftet, hatte selbst mächtige Feinde zu bekämpfen und war folglich unfähig, Armeen nach Italien zu senden. Auch kam die Sache im geheimen Rate der Kaiserin wirklich zur Sprache. Der Wiener Hof zog jedoch den Besitz von Schlesien der unfehlbaren Eroberung der beiden so wichtigen Königreiche Neapel und Sizilien vor, der in Verbindung mit ihren anderen italienischen Provinzen der Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachkommen die Herrschaft in Italien auf viele Zeitalter verschafft haben würde.

Der König von Sardinien hatte auch Ansprüche auf einen Teil dieser kostbaren Erbschaft. Friedrich, der einen Krieg in Italien sehnlich wünschte, um die Macht seiner Feinde zu teilen, schickte den Flügeladjutanten Cocceji nach Turin, die Gesinnungen des Königs zu erforschen; allein dieser ehemals so kriegerische Monarch hatte den Degen mit dem Rosenkranze vertauscht. Er war jetzt alt, und sein einziger Ehrgeiz war, sich in Bußübungen hervorzutun. Dieser Plan Friedrichs schlug also ebenso fehl wie die meisten seiner Versuche, sich durch Unterhandlungen Luft zu verschaffen.

In dieser Lage des Königs zeigte sich ihm ein Bundesgenosse in der Ferne. Der König von Dänemark fürchtete die Nachbarschaft der Russen, die sich jetzt zur Belagerung von Kolberg vorbereiteten und nach Eroberung dieser Stadt Herren des Baltischen Meeres zu werden drohten. Diese Furcht ward durch die Ansprüche des russischen Thronfolgers auf

Schleswig und wegen seines Hasses gegen Dänemark vermehrt. Der Hof zu Kopenhagen schlug daher dem Könige von Preußen vor, daß er die Verteidigung von Pommern übernehmen wolle. Die nähere Rücksicht aber auf Friedrichs verzweifelte Lage machte die Dänen bald unentschlossen und endlich abgeneigt, ihren eigenen Antrag zu befolgen. Man erfand einen Vorwand, die Unterhandlungen wieder abzubrechen. Der König von Preußen hatte also nichts zu hoffen, als was ihm sein Mut, sein Schwert und sein Glück gewähren würde.

Der Operationsplan der mächtigen Verbündeten bezweckte nunmehr, den König von Preußen zu zwingen, entweder Sachsen oder Schlesien preiszugeben. Dieser Entwurf wurde erst nach vielen Beratschlagungen von den Höfen zu Wien und Petersburg genehmigt; denn jeder Teil war bestrebt, seine eigenen Vorteile durchzusetzen. Die Franzosen wünschten, daß die Russen Stettin belagern möchten. Ssaltykow aber wollte den Krieg in Pommern längs der Küste führen und bestand darauf, erst Danzig wegzunehmen. August bat, Sachsen so bald als möglich zu befreien; die Österreicher hingegen dachten nur an die Eroberung Schlesiens. Endlich gewannen ihre Vorschläge die Oberhand, und Ssaltykow erhielt Befehl, mit der russischen Hauptarmee in Schlesien einzudringen und Breslau zu belagern. Diesen Plan hielt man in Petersburg für vortrefflich, so sehr auch die fehlenden Kriegsbedürfnisse bei den Russen eine solche Unternehmung unmöglich zu machen schienen. Den Sachkundigen mußte es natürlich ein Rätsel sein, wie man eine große Stadt an der Oder belagern wollte, wozu das Geschütz aus Böhmen, die Armee aber von der Weichsel herkommen sollte.

Friedrich übernahm es selbst, Sachsen zu verteidigen; seinen Bruder Heinrich entsandte er mit einem großen Korps, die Russen zu beobachten, und der Prinz von Württemberg erhielt ein kleines Korps, um gegen die Schweden zu marschieren. Dieser Prinz war kurz zuvor nebst dem Markgrafen von Schwedt von den Kasaken gefangen, aber gegen einen Bürgschein wieder freigelassen worden, womit man in Petersburg sehr unzufrieden war. Um die Armee in Sachsen

zu verstärken, wurden die beiden preußischen Dragonerregimenter vom verbündeten Heere abgerufen. Der König machte allen Generalen bekannt, daß er in diesem Jahre mehr als gewöhnlich genötigt sein würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Er befahl ihnen dabei, die Truppen aufzumuntern, um die zu erwartenden Beschwerlichkeiten mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen und sie zu ermahnen, sich bei allen Gefechten des preußischen Namens würdig zu zeigen.

Schlesien war im Anfang dieses Jahres nur schwach besetzt. Der König begnügte sich, die dortigen Festungen durch Truppen zu verstärken, wobei das pommersche Infanterieregiment von Manteuffel, das einen Transport von mehr als 100 Wagen aus seinen Kantonnementsquartieren unweit Neiße zu bringen hatte, einen außerordentlichen Beweis seiner Tapferkeit gab. Loudon hatte sich mit einem Kürassier-, einem Dragonerregiment und zwei Eskadrons Husaren in einen Hinterhalt gelegt. Aber die tapferen Pommern schlugen den ersten Angriff ab. Nun sandte Loudon einen Offizier, um dem Regimente die Kapitulation anzubieten, wobei Offiziere und Mannschaft ihre Habe behalten sollten. Andernfalls würden seine Reiter alles niederhauen. Der Regimentskommandeur erwiderte dem Offizier, er möge die Antwort von den Soldaten selbst hören. Er nahm ihn mit sich vor die Front, und nun erklärte er seinen Kriegern in plattdeutscher Sprache Loudons Antrag und Drohung und fragte nach ihrem Entschlusse. „Wir wollen — — —" war in pommerscher Mundart die sehr unhöfliche, aber kernhafte Antwort der wackeren Preußen, die wie ein Lauffeuer durch alle Reihen ging und aus jedem Munde ertönte. Nun gab Loudon den Befehl zum Einhauen,

Die ganze Kavallerie stürzte also in geschlossenen Scharen auf das im freien Felde alleinstehende Regiment los, wurde aber durch einen Kugelregen zurückgeworfen, worauf sich das Regiment in Marsch setzte. Immer wieder ritten die Kaiserlichen mit verdoppelter Gewalt und gleich schlechtem Erfolge an, bis sie endlich, der ohnmächtigen Versuche müde, nach einem ansehnlichen Verluste zurücktrabten.

Loudon führte jetzt aus, was die Österreicher in vier Feldzügen nicht unternommen hatten; er trug die Offensive in Feindes Land. Der preußische General Fouqué deckte Schlesien mit 15000 Mann. Er stand Ende Mai bei Landeshut in einem verschanzten Lager in ausgedehnter Stellung. Loudon lagerte um dieselbe Zeit bei Frankenstein. Fouqué glaubte hierdurch Breslau bedroht und verließ, um sich dieser Festung zu nähern, seinen Posten, den auf Loudons Weisung sofort der General Gaisrugg besetzte. Friedrich war höchst unzufrieden mit Fouqués Verhalten und befahl ihm, den geräumten Posten wieder zu nehmen. Er fügte diesem Befehle eigenhändig die Nachschrift bei: „Mes généraux me font plus de tort que l'ennemi, parcequ'ils manœuvrent toujours de travers.“ (Meine Generale tun mir mehr Schaden als der Feind, da sie immer der Quere manövrieren.) Gaisrugg räumte die Stellung beim Anrücken Fouqués. Dieser hatte unterwegs den Generalmajor Zieten (den jüngeren) mit 7 Bataillonen in der Gegend von Fürstenstein zurückgelassen, mit dem Auftrage, den dort gelegenen Zeisberg zu besetzen, um die Verbindung mit Schweidnitz und Breslau aufrechtzuhalten. Fouqué ließ die von den Österreichern zum Teil zerstörten Schanzen sofort wiederherstellen und die ganze Stellung durch Neuanlagen

noch mehr verstärken. Loudon wartete ab, ob Prinz Heinrich Fouqué nicht unterstützen werde. Sobald er erfuhr, daß dieser sich gegen die Russen gewendet habe, beschloß er, Fouqué anzugreifen. Er vereinigte zu diesem Zwecke eine Übermacht von mindestens 30000 Streitern. Am 23. Juni in aller Frühe griff er die Preußen auf beiden Flügeln gleichzeitig an, wobei er den Nachdruck gegen den linken Flügel richtete. Die preußische Stellung war nicht so vorteilhaft, wie sie allgemein gehalten wurde, vor allem viel zu ausgedehnt für das durch die Entsendung Zietens erheblich geschwächte Korps. So mußten die Preußen trotz tapferster Gegenwehr eine Höhe nach der anderen räumen. Als schließlich die Munition zu mangeln drohte, faßte Fouqué den heldenmütigen Entschluß, den Bober zu überschreiten und den Versuch zu machen, sich durchzuschlagen. Dem General Malachowski hatte er schon früher befohlen, diesen Versuch mit der Kavallerie zu machen. Er stieß auf dem jenseitigen Ufer auf feindliche Reiter, doch schlugen sich die Preußen, freilich unter schweren Verlusten durch; Malachowski ward das Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst fiel in Gefangenschaft. Fouqué überschritt den Fluß oberhalb Landeshut und ließ auf dem jenseitigen Ufer Karree bilden. Es glückt in dieser Form die ersten Attacken der feindlichen Reiter abzuweisen, aber schließlich dringen sie mit Übermacht in das Viereck ein, Fouqués Pferd bricht tot zusammen, er selbst hat drei Säbelhiebe erhalten, ein letzter verzweifelter Kampf spielt sich um seine Person ab, und sein Reitknecht Trautschke rettet ihm das Leben, indem er ihn mit dem eigenen Leibe deckt. Oberst Voigt von den Loewenstein-Dragonern bietet dem verwundeten General sein Paradepferd an, während dieser ihm seinen Degen als Ge-

fangener übergibt. Er schlägt das Pferd mit den Worten aus: „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute beschmutzen." „Mein Sattelzeug könnte nur gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt würde," ist die ritterliche Antwort Voigts, und Fouqué besteigt das Pferd.

Fouqué hatte auf der letzten Höhe, die er verteidigt hatte, den General Schenckendorff mit der Nachhut zurückgelassen. Als dieser nun ebenfalls den Rückzug antrat, fiel er infolge des Verlustes seines Pferdes in Gefangenschaft. Den Rest der Nachhut führte Oberst Below dem nahegelegenen Walde zu. Zweimal wies er noch die Angriffe der Reiter ab, aber bei der dritten Attacke drangen die Kaiserlichen in das Viereck ein und metzelten, erbittert über den zähen Widerstand, fast alles nieder. Von den 11 400 Mann, die bei Landeshut gefochten hatten, fanden sich in den nächsten Tagen etwa 1700 in Breslau ein; in Gefangenschaft gerieten 250 Offiziere und rund 8000 Mann; tot und verwundet waren 1680 Mann. Außerdem fielen dem Feinde in die Hände: 34 Fahnen, 2 Standarten, 1 paar silberne Pauken, 40 Geschütze. Die Österreicher geben ihren Verlust auf 2800 Köpfe an. Die Stadt Landeshut wurde von den Kaiserlichen geplündert, angeblich, weil die Einwohner während des Kampfes aus den Fenstern auf sie geschossen hätten.

Friedrich hat seinem Jugendfreunde, der sich schon in der Zeit seiner Küstriner Gefangenschaft bewährt, und den er in den fröhlichen Rheinsberger Tagen zum Großmeister des Bayardordens ernannt hatte, das schönste Denkmal der Anerkennung in seiner Geschichte des Krieges gesetzt. Er schreibt: „Weit entfernt, daß dieses Unglück dem seit so langer

Zeit dauerhaft gegründeten Rufe dieses braven Offiziers Eintrag tun könnte, erhebt es noch dessen Glanz und liefert ein Beispiel, was Tapferkeit und Festigkeit gegenüber der Übermacht, sie mag noch so groß sein, zu leisten vermögen. Diese schöne Tat findet in der Geschichte keine, die ihr verglichen werden könnte, als die des Leonidas und seiner Spartaner bei der Verteidigung der Thermopylen, deren Los dem seinen beinahe gleichkam." Jedenfalls hatten Fouqué und sein Korps den Beweis geliefert, daß die alte Tapferkeit und Kriegszucht im preußischen Heere noch lebendig war, und daß dieses dem Gegner noch ebenso furchtbar sein konnte wie in den ersten Kriegsjahren.

Die wichtigste Folge des Treffens von Landeshut war die Eroberung von Glatz. Diese Festung war mit Munition und Proviant reichlich versehen, hatte jedoch eine Besatzung von nur 2400 Mann, wie überall größtenteils Überläufer und Ausländer. Kommandant war Oberstleutnant d'O, ein Piemontese von Geburt, Invalide und obendrein wassersüchtig. Seine Gemahlin soll mit den österreichischen Generalen einen Briefwechsel unterhalten haben; zudem hatten die Mönche der zahlreichen Klöster viele der katholischen Soldaten des Garnisonregimentes Quadt gewonnen. Glatz bestand aus zwei Festungen, der alten, dem Donjeon, und der neuen, dem Schäferberge, die durch die Neiße getrennt waren. Am 20. Juli ließ General Harsch die Laufgräben gegen den Donjeon eröffnen, Tags darauf traf Loudon persönlich vor Glatz ein und am 26. begann die Beschießung der Werke. Nach wenigen Stunden flog in der Bastion Schellenhauer ein Pulvermagazin in die Luft, die von den Bomben des Belagerers bestrichenen Verbindungswege wurden unhaltbar, und beinahe im nämlichen Augenblicke zogen

die Verteidiger fast überall die Geschütze von den Wällen herunter; nur das Werk am Feldtore setzte das Feuer fort. Loudon hatte zweifellos Kenntnis von dieser beim Verteidiger herrschenden Verwirrung. Er ließ durch 300 Freiwillige eine Redoute stürmen und der größte Teil des Regimentes Quadt warf die Gewehre von sich. Umsonst versuchte der herbeieilende d'O Ordnung zu schaffen; er ward durch seine angeschwollenen Beine am Laufen verhindert und fiel in die Hände der Kaiserlichen. Major v. Unruh, der mit seinem Grenadierbataillon energischen Widerstand leistete, wurde überwältigt, und nun ließ Oberst Quadt Schamade schlagen[1]. Die Sieger fanden hier bedeutende Magazine und erlangten durch diese Eroberung festen Fuß in Schlesien. Überhaupt stand ihnen nun diese ganze, von preußischen Truppen entblößte Provinz völlig offen, und Loudon konnte frei wählen, welche Festung er hier zuerst belagern wollte.

Friedrichs Besorgnis wuchs daher auf die Kunde von Fouqués Niederlage, denn er kannte die Unternehmungslust Loudons. Er beschloß, Hülsen mit einem Korps bei Meißen stehen zu lassen und sich selbst nach Schlesien zu wenden, in der Überzeugung, daß Daun ihm dorthin folgen werde. Er wollte dann jede Gelegenheit, die sich ihm während des Marsches bot, benützen, seinen Gegner anzugreifen. Er brach am 2. Juli aus dem Lager bei Groß-Dobritz, 22 km nordwestlich Dresden, auf. Das Marschziel

[1] d'O wurde vom Kriegsgerichte 1763 zum Tode durch Erschießen verurteilt. Friedrich befahl in einer besonderen Order, daß er auf den Exekutionsplatz zu führen und ihm dort seine Begnadigung zu zweijähriger Festungshaft zu verkünden sei. Nach Verbüßung dieser Strafe begab er sich nach Italien, wo er bald nachher starb. v. D.

sollte geheimgehalten werden, wie der Kabinettsrat Eichel am Tage vor dem Abmarsch an den Minister Grafen Finckenstein schrieb. Der getreue Diener fügt besorgt bei: „Wenn nach der Schlappe Fouqués der König Loudon gewähren läßt, so ist ganz Schlesien verloren, denn dieser wird sich mit Daun vereinigen, um Seine Majestät mit vereinten Kräften zu überwältigen. Mit einem Worte, die Krisis ist schrecklich. Optima salus victis usw. (Das beste Wohlergehen dem Besiegten.) Möge Gott den König unterstützen und alles gut gehen ....." Während dieser Märsche herrschte eine ganz außergewöhnliche Hitze, unter der beide Heere sehr litten. Am 6. Juli stürzten fünfhundert Preußen in ihren Gliedern vom Hitzschlage getroffen tot zu Boden. Alles schmachtete nach Wasser, das man den so schwer bepackten, vom Schweiße triefenden Soldaten zu trinken nicht gestatten wollte. Kaum aber erblickten diese einen Brunnen, einen Bach, einen Teich oder eine Pfütze, so siegte der wütende Durst über alles, selbst über die sie erwartenden Prügel. Sie sprangen aus ihren Gliedern, schöpften das Wasser mit ihren Hüten und labten sich so mitten unter den Schlägen, die während des Trinkens auf sie losregneten. Die Offiziere, bei denen das Mitgefühl sprach, die aber höhere Befehle befolgen mußten, ließen bei dieser Gelegenheit die preußische Disziplin schweigen, nach welcher der Ungehorsam nicht bloß mit Schlägen, sondern auf der Stelle gleich mit dem Tode bestraft wird.[1]

[1] Die Anschauung, daß das Wassertrinken im erhitzten Zustande gesundheitsschädlich sei, herrschte bis zum Jahre 1870 allgemein, und ganz besonders warnten die Ärzte davor. Erst während des deutsch-französischen Krieges brach sich die Erkenntnis allmählich Bahn, daß das Trinken in diesem Falle nur dann schädlich

Daun eilte in Gewaltmärschen über Bautzen und Görlitz in die Gegend von Naumburg am Queiß, 14 km südwestlich Bunzlau. Als der König im Begriffe war, die Spree zu überschreiten, erfuhr er, sein Gegner habe einen so großen Vorsprung, daß er ihn nicht mehr einholen könne. Er ging bei Nieder-Gurig, nordöstlich Bautzen, über den Fluß und lagerte bei Klein-Bautzen. Auf diese Weise stand er zwischen Daun und Lacy, der bei Bischofswerda, 17 km südlich Kamenz, zurückgeblieben war. Nachdem er dessen Stellung erkundet hatte und das hieraus entstandene Reitergefecht nicht zum Vorteile der Preußen ausgefallen war, entschloß er sich, da auch die Reichstruppen mittlerweile in Sachsen eingerückt waren, erst Dresden einzuschließen, um womöglich Sachsen ganz vom Feinde zu befreien. Am 13. überschritt er wieder die Elbe eine halbe Meile unterhalb Dresden und zog Hülsen wieder an sich, worauf Lacy sich mit den Reichsvölkern vereinigte, die Besatzung Dresdens verstärkte und dann eilig zurückging. Auf seine dringenden Meldungen sowohl wie auf die Ermahnungen aus Wien entschloß sich Daun am 15., aus seinem Naumburger Lager

---

wirkt, wenn der Soldat gleichzeitig ruht, daß er aber, wenn er fortgesetzt im Marsche bleibt, ohne jede Gefahr trinken kann, und daß dies das einzige Mittel ist, dem gefürchteten Hitzschlage vorzubeugen, weil das dem Blute im Übermaße entzogene Wasser auf diese Art wenigstens teilweise wieder ersetzt wird. Seitdem werden die Einwohner jedes Dorfes, durch das der Marsch führt, durch vorausgeschickte Adjutanten veranlaßt, Gefäße mit Wasser an der Straße aufzustellen, und es wird den Mannschaften erlaubt, im Weitermarschieren ihre im Brotbeutel mitgeführten Trinkbecher zu füllen. Nur wenn gleichzeitig Halt gemacht wird, ist vorherige Abkühlung nötig. Diese wird dann dadurch erreicht, daß Mannschaften aus der Truppe zum Wasserholen kommandiert werden. v. D.

aufzubrechen und der sächsischen Residenz zu Hilfe zu eilen.

Dresden war als Festung sehr unbedeutend; denn die Altstadt hatte keinen bedeckten Weg, keine Raveline, nur schmale Gräben, und die Neustadt bloß durch Palisaden geschützte Erdwälle ohne alles Mauerwerk. Die Bestürzung der Einwohner war unaussprechlich. Die Preußen hatten die Österreicher in wenig Stunden aus dem großen königlichen Garten und den benachbarten Vorstädten vertrieben, und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in diesen kritischen Augenblicken das Schicksal von Dresden ganz entschieden. Vermutlich hoffte Friedrich, die für ihn so wichtige Stadt durch Kapitulation schnell in Besitz zu bekommen. Auch konnten die Kaiserlichen als Verbündete Frankreichs kaum gewillt sein, durch eine hartnäckige Verteidigung zur Verwüstung der sächsischen Residenz beizutragen. Allein der Kommandant, General Maquire, vernichtete diese Hoffnung und beantwortete die Aufforderung der Preußen dahin: „er würde sich bis auf den letzten Mann wehren". Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung.

Die Preußen fingen am 14. Juli an, die Stadt von beiden Seiten der Elbe aus zu beschießen. Noch am nämlichen Tage steckte die Besatzung das am Ufer des Flusses aufgetürmte Brennholz in Brand, damit die Belagerer es nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen könnten. Das Feuer griff um sich und legte viele benachbarte Häuser in Asche. Das schwere preußische Geschütz war noch nicht angekommen; deshalb bediente man sich zuerst nur der zwölfpfündigen Kanonen, der Haubitzgranaten und der Feuerkugeln. Zunächst gelang es den Verteidigern, die häufig entstehenden Brände zu löschen, wozu man vorzüglich die in der

Stadt wohnenden Juden benützte. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäscherung der Residenz eines Bundesgenossen auf die Österreicher wirken würde, ließ der König gleich anfangs die Schüsse mehr auf die Stadt als auf die Wälle richten. Der Kommandant ließ sich jedoch dadurch nicht irremachen. Er verteidigte sich, unterstützt von der ganzen österreichischen Armee, die wenig Tage nachher ankam, und deren Truppen, wie in einem unbelagerten Orte, in der Neustadt beständig aus- und einzogen. Sie hatten das schwache preußische Korps, das unter dem Prinzen von Holstein an dieser Seite der Elbe in einer beträchtlichen Entfernung von der königlichen Armee stand, mit Verlust vertrieben. Durch diese geöffnete Verbindung wurden alle Operationen der Belagerer vereitelt, denn es rückten nun ganze Korps Österreicher in die Stadt, die Ausfälle machten, während die Besatzung ruhte. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bei seinen Belagerungen so viel wie möglich verschont hatte, nahm nun ein anderes Verfahren an. Er wollte versuchen, ob nicht die Gewißheit, Dresden in wenig Tagen in einen Schutthaufen verwandelt zu sehen, den Abzug der Österreicher veranlassen würde.

Die schwere Artillerie kam unterdessen aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altstadt geworfen. Die Einwohner klagten erbärmlich und wußten nicht, wo sie sich in der Angst hinwenden sollten. Die Belagerer steckten nun auch die Vorstadt vor dem Wilsdruffer Tore, die bei der vorigen Belagerung verschont geblieben war, in Brand, um den Wällen desto näher zu sein. Das Feuer wütete jetzt entsetzlich in und außer der Stadt; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende zum andern, und wo man hinblickte, stürzten Häuser ein. Oft wurden

die armen Einwohner unter dem Schutte begraben, oder sie flohen und ließen alles im Stiche.

Dabei fügte die Raubgier der österreichischen Besatzung den Dresdnern mehr Schaden zu als Bomben und Flammen. Viele Familien brachten ihre Kostbarkeiten in den zahlreichen gewölbten Kellern unter und vermauerten die Zugänge. Hierauf flüchteten sie auf die naheliegenden Weinberge oder in die benachbarten Städte und Dörfer. Umsonst war ihre Vorsicht und vergebens ihre Erwartung, den besten Rest ihres Eigentums wiederzusehen. Ihre Bundesgenossen, die Österreicher, erbrachen diese bombenfesten vermauerten Keller und raubten alles. Jede noch so künstlich verwahrte Öffnung wußten sie auszuspähen. Die Hinrichtung einzelner auf der Tat ertappter half nichts. Allmählich trat auch Mangel an Lebensmitteln ein, und da die Beschießung einen Aufenthalt in der Altstadt für die Einwohner nahezu unmöglich machte, so flüchteten Tausende in die Neustadt, wo die Häuser bis unter die Dächer voller Menschen lagen.

Das Bombardement wurde indessen immer fortgesetzt. Die Preußen hatten bemerkt, daß die österreichischen Offiziere vom Turme der Kreuzkirche aus ihre Bewegungen mit Ferngläsern beobachteten und signalisierten; nun beschossen sie diesen Turm, er geriet in Brand, und sein Einsturz verursachte eine weit um sich greifende Feuersbrunst.

Die Belagerten verfügten über eine reichliche Artillerie, die trotz guter Bedienung das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen konnte, weil diese ihre Bombenbatterien hinter Schutthaufen abgebrannter Häuser aufgeführt hatten. Am 19. Juli, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt geschleudert. Es brannte

in allen Winkeln. Ein Löschen war nicht möglich, da die Belagerer das Röhrwasser abgeschnitten hatten. Die Besatzung machte zahlreiche Ausfälle, von denen einzelne glücklich abliefen. Sie vertrieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, vernagelten die Kanonen und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Bei einem dieser Ausfälle hielt das in Halle stehende, vom alten Dessauer gegründete Regiment Anhalt-Bernburg[1] nicht lange genug in den Laufgräben aus und wich der Übermacht. Der König bestrafte es mit dem Verluste der Seitengewehre für Unteroffiziere und Mannschaften, und die Offiziere mußten die Huttressen ablegen. Das Regiment, das bei so vielen Gelegenheiten Proben seiner Tapferkeit abgegeben hatte, war durch diese Strafe auf tiefste gebeugt.

Die Österreicher machten in Verbindung mit den Reichstruppen einen Versuch, die königliche Armee zu überfallen, die das Belagerungskorps deckte. Das Hauptquartier war in einem Vorwerk nahe bei dem schwach besetzten und bloß durch Vorposten bedeckten Dorfe Gruna, in einiger Entfernung vom Lager. Man schmeichelte sich sogar dabei, den König gefangen zu nehmen, darum wurde der Plan bei Tagesanbruch ausgeführt. Die leichten Truppen der Österreicher drangen vor, die preußischen Feldwachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit, sein Pferd zu besteigen, um das Dorf zu verlassen. Über dies Dorf gelang es den Angreifern jedoch nicht vorzudringen, denn innerhalb weniger Minuten stand die ganze Armee gefechtsbereit, trotz des tiefen Schlafes, in dem sie zuvor gelegen hatte. Als die Sonne eben ihre ersten Strahlen am Horizont

[1] Ursprünglich Anhalt-Dessau. v. D.

zeigte, erscholl[1] der Ruf: „Zum Gewehr!“ durch das ganze Lager. Halbangekleidet stürzten die Soldaten aus ihren Zelten, und in wenigen Minuten rückte die ganze Armee in geschlossener Linie dem Feinde entgegen, der sich eilig zurückzog, weil Daun eine eigentliche Schlacht nicht wünschte.

Die Folge dieses Überfallversuchs war eine veränderte Aufstellung der preußischen Armee. Sie nahm ihr Lager in einiger Entfernung vom Großen Garten, und dieser wurde zum Schutze der linken Flanke in einen Verhau umgewandelt. Die alten, teilweise sehr seltenen Bäume mußten zu diesem Zwecke gefällt werden. Die Marmorbildsäulen, die den Garten schmückten, hatten die Sachsen schon vor der Belagerung entfernt.

Die Hoffnung auf eine Eroberung von Dresden war allmählich geschwunden. Ein großer, aus Magdeburg kommender Transport von Munition und Getreide war auf der Elbe den Österreichern in die Hände gefallen; infolgedessen trat Mangel an Proviant und Schießbedarf ein. Zudem erhielt der König in diesen Tagen die Nachricht von der Einnahme von Glatz. Anfangs war er darüber nicht wenig bestürzt, denn er hatte auf die Festigkeit dieses Platzes vertrauend gehofft, daß er einer Belagerung wiederstehen würde. Seiner wiederkehrenden Fassung gab er mit den Worten Ausdruck: „Mag es doch sein! Wenn Friede wird, werden sie uns Glatz wohl wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht alles verlieren.“ Schon machte der allzeit tätige Loudon Anstalt, Breslau zu belagern. In der regnerischen, stürmischen Nacht des 30. Juli zogen die Preußen von Dresden ab und

[1] Der Verfasser redet hier als Augenzeuge. v. D.

schlugen die Richtung nach Meißen ein. Einige Kanonen setzten in den Laufgräben das Feuer fort, bis die Armee abmarschiert war. Die Belagerung Dresdens hatte den Preußen 1480 Tote und Verwundete und 260 Gefangene gekostet. 5 Kirchen, 416 großenteils schöne Häuser, Paläste und öffentliche Gebäude lagen in Asche, 115 waren beschädigt.

Mit dieser unglücklichen Unternehmung auf Dresden schloß die Reihe von Unglücksfällen, die seit zwölf Monaten ununterbrochen Friedrich verfolgt hatte. So wie der Feldzug vom Jahre 1757 in der Geschichte der Kriege ohne Beispiel ist, ebenso beispiellos ist es, daß ein Monarch in einem so kurzen Zeitraume so viel aufeinandergetürmtes Kriegsunglück erfuhr, ohne ganz zu unterliegen. Die gegen die Russen verlorene Schlacht bei Kay im Juli 1759 eröffnete die Reihe und war das traurige Signal eines ununterbrochenen widrigen Schicksals; ihr folgten die schreckliche Niederlage bei Kunersdorf und der Verlust von Dresden. Fink wurde mit seinem großen Korps bei Maxen, Dierecke mit seinem kleinen bei Meißen gefangen. Sodann folgte das verlustreiche Winterlager mit seinen Seuchen; das unglückliche Treffen bei Landeshut, die Eroberung von Glatz und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Der König ließ abermals Hülsen mit einem starken Korps in Sachsen zurück. Wiederum zogen Daun und Lacy neben ihm her. Der König schrieb damals voll grimmigen Humors: „Ein Fremder, der den Marsch dieser verschiedenen Armeen beobachtet hätte, würde sich leicht geirrt und geglaubt haben, daß sie sämtlich einem Herrn gehörten. Er würde die Armee Dauns für die Avantgarde, die des Königs für das Hauptkorps und die Lacys für die Arrière-

garde gehalten haben." Daun sorgte dafür, diesen Marsch den Preußen so beschwerlich als möglich zu machen. Seine leichten Truppen mußten alle Brücken über die Röder, Spree, Neiße und den Queis verbrennen und alle nach Schlesien führenden Wege durch Verhacke unbrauchbar machen. Friedrich überwand jedoch diese Schwierigkeiten und setzte seinen Zug fort, Breslau zu entsetzen, das von Loudon belagert wurde. Diese Belagerung ist merkwürdig genug. Friedrich, der mit dem Adlerblicke des Genies seine Heerführer zu wählen wußte, wandte diese Sorgfalt sehr selten bei der Wahl von Kommandanten in seinen Festungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung oder dem Zufalle, ob ein d'O oder ein Heyde darin das Kommando führte. Er kannte beide nicht und war gleich erstaunt über den schnellen Fall von Glatz als über das bewundernswürdige Verhalten Heydes.

Diesmal war Friedrich auch von seinem guten Genius wohl bedient worden. Das 1. Bataillon Garde hatte seit der Schlacht bei Kolin, wo es größtenteils aufgerieben, nachher aber wieder vollzählig gemacht worden war, in Breslau sein Kriegsquartier, und sein Befehlshaber, der General Tauentzien, ward durch diesen Umstand Kommandant der Hauptstadt Schlesiens. Dieser General, der unter des Königs Augen in der Potsdamer Kriegsschule groß und grau geworden war, verband mit den höchsten Begriffen von Ehre großen Mut, Einsicht und militärische Talente. Loudon traf am 1. August persönlich beim Belagerungskorps ein, hatte aber bereits tags zuvor den Artilleriehauptmann Rouvroy beauftragt, Tauentzien vorzustellen, daß er mit einem Belagerungskorps von 56 Bataillonen, 55 Schwadronen vor der Festung stünde, daß die Russen ebenfalls im Anzuge seien und

auf Entsatz nicht zu hoffen sei. Dieser gewaltigen Macht hatte Tauentzien nur 4000 Mann entgegenzustellen; darunter waren 2000 höchst unzuverlässige Überläufer, gezwungene Soldaten und Invaliden. Nebenbei befanden sich gegen 9000 Kriegsgefangene in der Festung. Nur auf die ungefähr 1000 Mann starke Garde des Königs konnte er sich verlassen. Mit solch geringen Kräften die zahlreichen Gefangenen und eine teilweise übelwollende Bürgerschaft im Zaume zu halten und dabei solch starker Einschließungsarmee Widerstand zu leisten, war ein Wunder, das nur die Macht der preußischen Kriegszucht fertig bringen konnte.

Loudon war nicht ohne Besorgnis, durch herbeieilende preußische Armeen an seinem Vorhaben gehindert zu werden, das er ohne Beihilfe der Russen auszuführen wünschte. Darum war möglichste Geschwindigkeit erforderlich. Aber er verfügte weder über Belagerungsgeschütze noch über genügende Munition für seine Feldgeschütze. Die mit Wasser angefüllten Festungsgräben gestatteten auch keinen Sturm; also blieb ihm nur übrig, den Kommandanten aufzufordern, sich zu ergeben, und er bediente sich dabei folgender Begründung: „Breslau sei eine Handelsstadt und keine Festung; es wäre daher wider Kriegsgebrauch, sie gegen so große Übermacht zu verteidigen. Der König sei jenseits der Elbe und der Prinz Heinrich unweit der Warthe. Die Russen würden in zwei Tagen mit 75000 Mann erscheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Österreicher als Russen aufnehmen würde. Er wolle der Besatzung die Bedingungen der Kapitulation überlassen; würde aber die Übergabe verweigert, so solle die Stadt aus 45 Mörsern in Brand geschossen werden." Tauentzien antwortete kurz: „Breslau sei

eine Festung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten." Loudon versuchte nun, die Bürgerschaft wider den Kommandanten aufzubringen, und ließ an den Präsidenten des Stadtmagistrats, Conradi, schreiben. Der Brief war voll von Ausdrücken des Mitleids für die unschuldigen Einwohner, wobei die Nachricht von den 45 fertigstehenden Mörsern sowie die von den 75000 im Anzuge befindlichen Russen nicht vergessen ward. Dies Schreiben war wirkungslos in einer Stadt, in der ein Tauentzien Kommandant war, und blieb daher unbeantwortet. Loudon wiederholte seine Aufforderung und verstärkte seine Drohungen. Es hieß: das Kind im Mutterleibe sollte nicht verschont werden. Tauentzien antwortete: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch nicht". Hierauf fing die Beschießung an. Tauentzien ließ sie prompt erwidern, und Loudons Hauptquartier ward vom Feuer der Festung erreicht, so daß es verlegt werden mußte.

Da Tauentzien jedoch nicht sicher auf Entsatz rechnen konnte, so versammelte er die Offiziere der königlichen Garde und stellte ihnen seinen Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt noch vor Ankunft des Königs von den Feinden mit dem Schwert in der Faust erobert werden könnte. In diesem Falle beabsichtigte er die Festungswälle mit der Garde so gut es ging zu verteidigen, damit, wie er sagte, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebte, die ganze Leibwache Friedrichs kriegsgefangen zu sehen. Die Offiziere, von kriegerischem Ehrgeiz und Vaterlandsliebe beseelt, stimmten freudig zu und waren entschlossen, fechtend zu sterben. Glücklicherweise kam es nicht zu dieser verzweifelten Szene; denn der

Prinz Heinrich nahte in Eilmärschen, und nun war Loudon selbst gezwungen, den General Ssaltykow, der neun Meilen von Breslau stand, zu bitten, seinen Marsch zu beschleunigen. Zuvor aber machte er einen letzten Versuch, den Kommandanten zur Übergabe zu bewegen, und erbot sich, alle Bedingungen, die er nur verlangen würde, zu unterzeichnen. Der wiederum abgesandte kaiserliche Oberst Rouvroy bemühte sich dabei, die Lage nochmals möglichst hoffnungslos für die Verteidiger darzustellen. Der König sei weit entfernt, Prinz Heinrich werde durch die Russen festgehalten, und eine starke Armee dieser Nation sei im Anmarsche. Er bewilligte in Loudons Auftrag nochmals freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren, so daß Tauentzien und seine Besatzung vor der Welt und ihrem Kriegsherrn vollständig gerechtfertigt dastünden. Tauentzien antwortete: „Ich habe keinen Begriff von der Ehre eines Kommandanten, der eine Festung übergibt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ist's, die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzufangen. Der Brand hat meine Gesinnungen nicht geändert, vielmehr befestigt." „Wenn das ist," erwiderte Rouvroy, „so werden wir gleich förmlich die Laufgräben eröffnen." „Dies habe ich schon längst erwartet," versetzte der Kommandant, und nun schieden sie voneinander[1].

Mit dieser Drohung hatte das ganze Unternehmen sein Ende erreicht, denn am folgenden Tage hob Loudon die Belagerung auf; eine Unternehmung, die

[1] Gotthold Ephraim Lessing, der Sekretär des General Tauentzien, sagte von seinem Herrn: „Wäre der König so unglücklich gewesen, seine Armee unter einem Baume zu versammeln, General Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden."
v. D.

selbst die Freunde dieses Feldherrn für unüberdacht hielten, und von der sie behaupteten, er habe sie bloß auf das große Vertrauen auf sein Waffenglück gegründet. Die Einschließung hatte nur fünf Tage gewährt, allein in dieser kurzen Frist viel Schaden angerichtet. Unter anderem war auch das königliche Schloß abgebrannt. Der König schenkte den Einwohnern zur Vergütung ihres Verlustes 50000 Reichstaler.

Heinrichs schleunige Ankunft rettete nicht allein Breslau, sondern ganz Schlesien; denn die russische Hauptarmee befand sich auch schon im Mittelpunkte dieser Provinz, eine Meile von der Hauptstadt, und der Plan ihres Heerführers war, sich mit den Österreichern zu vereinigen. Er hatte auf die gewisse Eroberung von Breslau gerechnet und auf das hier befindliche große Magazin, aus dem seine Armee für den noch übrigen Feldzug die Verpflegung empfangen sollte. Diese Erwartungen aber wurden durch die klugen Maßregeln des Prinzen Heinrich für jetzt vereitelt, so daß Ssaltykow es nicht wagte, über die Oder zu gehen.

Die Russen waren gar nicht mit den behutsamen Bewegungen der Österreicher zufrieden. Sie glaubten, daß, da man den König nicht gehindert habe, über die Elbe, Spree und Bober zu gehen, es ihm auch jetzt nicht verwehrt werden würde, die Oder zu überschreiten, sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen und sich sodann mit seiner ganzen Macht auf sie zu werfen. „Es kostet dem König nur einen seiner gewöhnlichen Märsche und Kunstgriffe," sagte der Feldmarschall Ssaltykow, „um dieses zu bewirken." Er erklärte dabei ausdrücklich, daß er, sobald man den König über die Oder gehen ließe, sich nach Polen zurückziehen würde.

Am 13. August war Loudon im Auftrage Dauns im russischen Hauptquartier erschienen mit der Versicherung, daß dieser jetzt ernstlich gewillt sei, die Preußen mit allen Kräften anzugreifen. Hierauf sandte Ssaltykow den General Tschernyschew mit 24000 Mann bei Auras, 20 km nordwestlich Breslau, über die Oder, um die Verbindung mit den Österreichern herzustellen.

Hierdurch war nun Daun verpflichtet, eine Schlacht zu wagen, um den König aufzuhalten. Am 15. August sollte das preußische Lager bei **Liegnitz** angegriffen werden. Friedrichs Lage war nicht vorteilhaft, dagegen war der Plan der Kaiserlichen vortrefflich entworfen. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen und dadurch wieder einmal ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im österreichischen Lager von dem glücklichen Erfolge im voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerei. Er erzählte sie selbst bei der Tafel und fügte hinzu: „Die Österreicher haben nicht ganz unrecht; aber ich denke, in dem Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden auszubessern." Er war seiner übeln Stellung halber, des Überfalles bei Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorge gewesen, allein er erwartete noch einen Brottransport.

Auf die erhaltene Nachricht verließ der König bei

Anbruch der Nacht zum 15. mit der Armee das bisherige Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden, und Husarenpatrouillen führten alle Viertelstunden das nächtliche Lagergeschrei aus. Ähnliche Maßregeln wurden auch im Lager der Österreicher getroffen, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Tamboure um Mitternacht die Scharwache geschlagen. Beide Heere suchten also zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel den Feind zu täuschen, und beide kämpften lediglich mit Schatten. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bei Liegnitz und stellte sein Heer dort in Schlachtordnung auf[2]. Es war eine wundervolle Sommernacht, der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arme gelagert, und da sie nicht singen durften, unterhielten sie sich mit Erzählen. Der König hatte sich auf dem

[2] Der Verfasser befand sich bei dieser Schlacht und bestätigt daher die Meinung derer, die da behaupten, der König habe die Loudonsche Armee hier erwartet, einen Angriff beschlossen und sich dazu bereit gemacht; denn wozu sonst, wenn man die Schlacht als zufällig annehmen wollte, das schlachtmäßige Aufmarschieren der Truppen auf den Anhöhen? Wozu das Haltmachen von Mitternacht bis Tagesanbruch, da nichts den Marsch aufhielt? Hierdurch wären ja die Vorteile des verdeckt gebliebenen Aufbruchs ganz vereitelt worden. Durch diesen höchst unnützen Zeitverlust (eine Handlungsart, die Friedrich nie eigen war) hätten ja die feindlichen Armeen die höchst erwünschte Gelegenheit bekommen, die zögernden Preußen einzuholen, und entweder sie bei Tage mit aller ihrer Macht anzugreifen oder doch ihren weiteren Marsch und ihre fernere Subsistenz auf alle nur mögliche Weise zu hindern. Die Armee stand bei Tagesanbruch in völliger Schlachtordnung; nur als der Angriff geschah, wurden in der Stellung einiger Regimenter des zweiten Treffens und mit einem Teil der Kavallerie vom rechten Flügel einige Änderungen gemacht. v. A.

linken Flügel beim Grenadierbataillon Rathenow an einem Wachtfeuer niedergelegt. Da kommt plötzlich gegen 3 Uhr der mit einigen hundert Zietenhusaren in östlicher Richtung entsandte Major Hundt mit verhängtem Zügel angesprengt unter dem Rufe: „Wo ist der König?" Dieser richtet sich auf mit der Frage: „Was ist?" „Majestät, der Feind ist da!" und als der König ungläubig den Kopf schüttelt: „Ihro Majestät, hol' mich der Teufel, der Feind ist da; ich bin selbst auf seine Infanterie gestoßen. Er hat schon alle meine Vedetten zurückgeworfen und ist kaum 400 Schritte von hier entfernt."

Es war Loudon, der sich der Verabredung mit Daun gemäß von Osten her nahte und in drei Kolonnen die Katzbach überschritten hatte, während Daun und Lacy von Süden und Westen her anzugreifen versprochen hatten. Friedrich steigt rasch zu Pferde und befiehlt dem General Schenckendorff mit seiner Brigade und der dieser zugeteilten Batterie den Rehberg, den Friedrich bei seiner Erkundung am Mittage zuvor mit sicherem Blicke als den Schlüssel zur Stellung erkannt hatte, zu besetzen. Auf die Frage: „Wie wird's gehen, mein lieber Schenckendorff?" wendet sich dieser an seine Grenadiere: „Nun, Grenadiere, was meint ihr, werdet ihr als ehrliche Kerle fechten?" „O ja," tönt die Antwort zurück, „wenn Sie uns anführen, soll die Österreicher alle der Teufel holen!" Loudon, der unterwegs die Meldung erhalten hatte, am Töpferberge stehe die ganze Bagage des preußischen Heeres unter schwacher Bedeckung, wollte diese erst wegnehmen, um dann auf den Höhen überraschend zu erscheinen. Um den beabsichtigten Handstreich auszuführen, beging er den verhängnisvollen Fehler, ohne jede Sicherung zu marschieren, selbst-

verständlich immer unter der Voraussetzung, der König stünde noch in seinem alten Lager. So kam es, daß die von ihm persönlich geführte Kolonne in das Kartätschenfeuer der Batterie Schenckendorffs beim ersten Tagesgrauen ahnungslos hineinrannte und den grausamen Irrtum mit schweren Verlusten bezahlen mußte. Friedrich hatte seinen linken Flügel zur Abweisung des Angriffes bestimmt, während der rechte unter Zieten gegen die feindliche Hauptarmee in südlicher Richtung weiter beobachten sollte.

Loudon, der auf die Unterstützung seines Oberfeldherrn vertraute, nahm den Kampf an und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen und dem ihn so oft begleitenden Glücke. Er ließ einen Teil seiner Kavallerie auf die preußische einbrechen, doch sie wurde zurückgeworfen und in Moräste getrieben, aus denen sie sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte, und nun rückte die preußische Infanterie vor und schlug nach hartnäckigem Kampfe die österreichische Infanterie aus dem Felde. Zuletzt machten die Kaiserlichen einen Versuch, sich des südlich des Rehberges gelegenen Dorfes Panten zu bemächtigen. Der König befahl dem General Grafen Wied mit seiner Division dies zu verhindern. Bei dem hier hin und her wogenden Kampfe litten die Preußen stark unter dem österreichischen Artilleriefeuer. Da rief der General Saldern einem Kanonier zu: „Bombardier, wenn Ihr die Kanonen stille macht, so gebe ich Euch zehn Taler.“ Der Kanonier, ein geborener Berliner namens Kretschmer, antwortete: „Herr General, das soll nicht lange währen.“ Und schon der zweite Schuß traf so glücklich, daß mehrere Pulverwagen in die Luft gingen und ein großer Teil der feindlichen Bedienung getötet und verwundet wurde. „Das war

gut getroffen," sagte der General und überreichte Kretschmer drei Louisdor. Das dritte Bataillon Garde mit Oberstleutnant Moellendorff und Major Rohdich an der Spitze drang nun in das Dorf ein und steckte es in Brand. Dies setzte dem Kampfe ein Ziel. Die Hoffnung Loudons auf Hilfe ward vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, weil seine nur eine halbe Meile entfernte Armee wegen eines widrigen Windes nichts von dem Geschützfeuer hören konnte. Zudem wußte er bei seiner Ankunft in dem verlassenen preußischen Lager gar nicht, wo die Armee, die man so gut als geschlagen glaubte, hingekommen war. Als er sich aber endlich dem Kampfplatze näherte, vermochte er wegen des Geländes nicht anders als mit großem Nachteil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen anzugreifen. Er machte einige Versuche, vorzudringen, allein sie mißglückten. Lacy war mit seinem Korps westlich um Liegnitz herummarschiert, und eine Abteilung seiner Husaren und Dragoner stieß, nachdem sie die Katzbach durchfurtet hatte, bei dem nördlich gelegenen Dorfe Hummel auf die dort aufgefahrene Bagage des Königs, bei der sich der britische Gesandte Mitchell, der Kabinettsrat Eichel und die Kanzleisekretäre befanden. Die Bedeckung bestand aus einer Kompagnie Garde unter Hauptmann v. Prittwitz. Mitchell hatte bereits einen Teil seiner Papiere verbrannt, damit sie nicht in Feindeshände fallen sollten. Er berichtet humorvoll nach London, wie die Gardesoldaten aus Wagen und Stangen eine Barrikade am Dorfeingange errichtet hätten. Vor dieser hätten die kaiserlichen Reiter kehrt gemacht. Loudon, der alles getan und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück und über-

ließ dem Könige das Schlachtfeld mit einem Verluste von 10000 Mann, darunter 5000 Gefangenen, 23 Fahnen und 74 Kanonen. Der preußische Verlust betrug 3500 Mann.

Heller Sonnenschein lachte über dem blutigen Walplatze und beschien die Leichen und Sterbenden, aber auch einen tiefergreifenden Auftritt. Das Regiment von Bernburg, das, wie oben erzählt, bei Dresden schimpflich herabgesetzt war, ging mit dem festen Vorsatz in die Schlacht, die verlorene Ehre wiederzuerkämpfen. Dem Könige war es nicht entgangen, daß das Regiment zweimal mit unvergleichlicher Tapferkeit sich erfolgreich feindlicher Reiterei mit dem Bajonett entgegenwarf. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit an das Regiment heran. Die Offiziere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit. Friedrich dankte dem Regiment mit bewegten Worten und versprach die baldige Wiederverleihung der kürzlich entzogenen Abzeichen. Ein Flügelmann und alter Veteran, der schon unter dem Dessauer gedient hatte, trat vor und sprach: „Ich danke Euer Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns wieder unser Recht zukommen lassen. Euer Majestät sind nun doch wieder unser gnädiger König?“ „Ja, Kinder,“ war Friedrichs Antwort, „und alles soll wieder vergessen sein.“ Noch am nämlichen Tage erhielt das Regiment die entzogenen Ehrenzeichen wieder, und der König machte bei der Parole diese Begnadigung unter Belobung des Regiments für sein tapferes Verhalten der Armee bekannt.

Die Schlacht hatte knapp drei Stunden gedauert. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Österreicher hinderte, und alle ihre auf die schlesischen Festungen gemachten

Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich sogleich in Marsch, wobei sämtliche erbeuteten Geschütze und gemachten Gefangenen mitgeführt wurden. Alle hierzu notwendigen Anstalten traf in der größten Geschwindigkeit der General Saldern, ein Mann, der mit der ausgebreitetsten Kriegskenntnis einen unbesiegbaren Mut verband und von Friedrich sehr geschätzt und oft zu Rate gezogen wurde.

Loudon verließ das Schlachtfeld voll Grolls über die vermeintliche Wortbrüchigkeit Dauns und äußerte sich in den folgenden Tagen seiner Umgebung gegenüber mehrfach, daß er lieber mit hundert Gulden leben und mit einem Gerichte täglich vorliebnehmen wolle als zwölfhundert Gulden haben und seiner Kaiserin nicht recht dienen. Dieselbe Stimmung herrschte im ganzen Heere, und in Wien bemächtigte sich der Bevölkerung aller Kreise eine ungeheure Erbitterung über Daun, die sich in allerlei Spottgedichten und Karikaturen Luft machte.

Das preußische Heer marschierte am nämlichen Tage nach Parchwitz, in dessen Nähe Tschernyschew mit 24000 Russen die Oder deckte[1]. Der König befand sich jedoch ungeachtet seines Sieges in einer kritischen Lage. Er hatte am 16. August nur noch für einen Tag Brot, außer dem kleinen Vorrat, den die Soldaten bei sich trugen. Wenn die Russen ihren Posten behaupteten, so konnte er nichts aus seinen Magazinen in Breslau ziehen, und um nach Schweidnitz zu marschieren, mußte er sich zuvor mit den vereinigten Kräften der Österreicher schlagen. Wollte

[1] Vergl. S. 337.

er auch dies mit seiner so sehr ungleichen Truppenzahl wagen, so war ein glücklicher Erfolg doch kaum denkbar. Die Russen erlösten den König jedoch bald aus seiner Unruhe; denn als Tschernyschew am 16. die Niederlage Loudons erfuhr, zog er sich schleunigst über die Oder zurück. Ssaltykow rechtfertigte dies Verfahren dadurch, daß er entweder eine völlige Niederlage der Österreicher oder zum mindesten gänzlich unterbrochene Verbindung vermuten müßte, weil er binnen fünf Tagen keinerlei Nachricht von ihnen erhalten hätte. Nun war der Weg nach Breslau für die Preußen offen. Wie richtig Friedrich seine Lage trotz des Sieges beurteilte, zeigt ein wenige Tage darauf an den Marquis d'Argens geschriebener Brief:

„Ehedem, mein lieber Marquis, würde die Schlacht vom 15. August den Feldzug entschieden haben; jetzt aber ist es nur eine kleine Balgerei. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit werden wir sie bald liefern, und alsdann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vorteilhaft ist. Ich danke Ihnen indessen für den aufrichtigen Anteil, den Sie an diesem Vorfalle nehmen. Es waren nicht wenig Künste erforderlich, um die Dinge bis zu diesem Punkte zu führen. Sprechen Sie doch nicht von Gefahren. Diese letzte Schlacht hat mir nur ein Kleid und ein Pferd gekostet; das heißt den Sieg wohlfeil erkauft. Ich habe den Brief nicht empfangen, den Sie anführen. Unsre Korrespondenz ist wie blockiert; denn die Russen stehen auf der einen Seite der Oder und die Österreicher auf der andern. Es wurde ein kleines Gefecht notwendig, um dem Adjutanten Cocceji den Weg zu bahnen.

Ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief ausgehändigt haben wird. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen wie in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. Ich werde unfehlbar meine Pflicht tun; aber erinnern Sie sich beständig, mein lieber Marquis, daß ich nicht über das Glück gebieten kann, und daß ich genötigt bin, sehr viel auf den Zufall bei meinen Entwürfen zu rechnen, da mir die Mittel fehlen, ihnen eine festere Grundlage zu geben. Es sind Herkulesarbeiten, die ich vollbringen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen. Sie sind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um sich eine deutliche Vorstellung von allen den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne sie, und verhehle sie. Ich behalte alle Besorgnisse für mich und teile der Welt nur die Hoffnungen oder die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihr kundgeben kann. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, glückt, alsdann, mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen. Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Einsiedlers. Meine Angelegenheiten beschäftigen meinen Geist nicht wenig; die übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mein Trost sind, so wie sie es jenem großen Konsul [1], dem Vater

[1] Gemeint ist der römische Konsul Marcus Tullius Cicero. v. D.

seines Landes und der Beredsamkeit, waren. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage fern von Unruhe, im Schoße der Philosophie und der Freundschaft zuzubringen. Noch weiß ich nicht, wo wir unser Winterquartier haben werden. Mein Haus in Breslau ist durch das letzte Bombardement in Asche gelegt. Unsre Feinde mißgönnen uns sogar das Licht des Tages und die Luft, die wir atmen; dennoch müssen sie uns einen Ort übrig lassen, und wenn er sicher ist, so werde ich mich freuen, Sie dort zu sehen. Was wird aus dem Frieden zwischen Frankreich und England werden? Sie sehn, mein lieber Marquis, daß Ihre Landsleute blinder sind, als Sie glaubten; sie verlieren Kanada und Pondichery, um der Königin von Ungarn und der Zarin von Rußland gefällig zu sein. Gebe doch der Himmel, daß Prinz Ferdinand sie für ihren Eifer belohnen möge." [2]

Der regierende Herzog von Württemberg, der nicht bloß als Reichsfürst sein Kontingent zur Reichs-

[2] Trotz der pessimistischen Auffassung, die aus dem Anfange dieses Briefes hervorgeht, hat der König später die Schlacht bei Liegnitz „eine zweite Auflage von Roßbach" genannt. Tatsächlich bedeutet dieser Sieg einen Wendepunkt nach all den Unglücksschlägen, ganz besonders im moralischen Sinne. Zum erstenmale war der königliche Kriegsherr wieder mit seinem Heere zufrieden. Bezeichnend ist auch der Schluß des Berichtes des Grafen Montazet, französischen Militärbevollmächtigten im österreichischen Hauptquartier, an den Kriegsminister: „Da sagen die Leute, daß der König so gut wie vernichtet sei, daß seine Truppen nicht mehr die alten seien, daß er keine Generale mehr habe; das mag alles wohl sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, — und bei uns ist unglücklicherweise auch immer dasselbe der Fall."
v. D.

armee stellte, sondern persönlichen Anteil an diesem Kriege nahm, war mittlerweile mit 12000 Mann seiner eigenen Truppen nach Sachsen gekommen. Vorher handelte dieser Fürst gemeinschaftlich mit den Franzosen; jetzt wollte er sein Kriegsglück in Verbindung mit den Österreichern versuchen, wobei er keine Subsidien verlangte, sich aber die Brandschatzungsgelder vorbehielt, die er in den feindlichen Ländern erpressen würde. Er behandelte auch die von ihm betretenen preußischen und hessischen Provinzen mit großer Strenge. Zum Beispiel mußte die Stadt Halle an ihn 75000 Reichstaler erlegen. Im August stieß er zur Reichsarmee, die 35 Bataillone Infanterie und sieben Kavallerieregimenter, also über 40000 Mann, stark war, wozu noch von den Österreichern unter Hadiks Anführung sieben Infanterie- und sechs Kavallerieregimenter nebst 2000 Kroaten kamen. Hülsen, der bei Meißen stand, hatte diesen Posten am 16. August verlassen und ein verschanztes Lager bei Strehlen, südlich Dresden, bezogen. Hier wurde er am 20. August von allen Seiten angegriffen. Die Preußen aber behaupteten ihre Stellung und schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefechte mit Verlust von 3300 Mann zurück. Nach diesem Treffen marschierte Hülsen nach Torgau, um seine Magazine zu decken. Hier verschanzte er sich und behauptete sein Lager über einen Monat, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln nötigte, diesen Posten zu verlassen. Hierauf zog er sich geschickt nach Brandenburg zurück. Der Kommandant von Torgau kapitulierte bereits am Morgen nach Hülsens Abmarsch auf die erste Aufforderung von seiten der Reichsarmee, da er über den Brand der Elbbrücke alle Fassung verloren hatte. So blieb in Sachsen nur noch Wittenberg in den Händen der Preußen.

In Schlesien war Daun durch den Rückzug der Russen und durch die meisterhaften Bewegungen des Königs genötigt worden, sich nach der Schlacht bei Liegnitz in die Gebirge zu ziehen, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden. Friedrich machte deshalb einen sehr verwegenen Marsch und zog, trotz des heftigen Kanonenfeuers, mit seiner gesamten Armee dicht am feindlichen Lager vorbei, in der vergeblichen Hoffnung, Daun aus seiner Stellung hervorzulocken. Ssaltykow hatte jetzt auch alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Österreichern aufgegeben. Der preußische General Goltz beobachtete ihn mit einem Korps von 12000 Mann bei Glogau, nachdem die übrigen Truppen zum König gestoßen waren. Verschiedene große, für die Preußen glückliche Scharmützel bestätigten die Rückkehr des Glückes auf die Seite Friedrichs. Bei Hohenfriedeberg trieb Zieten den überlegenen Feind bis unter die Kanonen von Loudons Lager und machte 400 Gefangene. Unweit Reichenau, nördlich Naumburg am Bober, wurde das Beckesche Korps angegriffen, wobei 800 Kroaten den Preußen in die Hände fielen, und in Wahlstadt, südlich Liegnitz, nahm der General Krokow 300 Österreicher gefangen. Bei Hohengiersdorf kam es im Angesichte beider Armeen zwischen entsendeten Korps zu einem großen Gefechte, wobei die Österreicher 600 Grenadiere und vierzehn Kanonen verloren. Die Kanonade dauerte achtzehn Stunden. Sämtliche Heere rückten immer tiefer in die Gebirge und standen endlich so nahe aneinander, daß man mit Kanonen die beiderseitigen Lager hätte beschießen können. Selbst das Schießen mit dem kleinen Gewehr bei den Vorposten war verboten, so daß alles das Ansehen eines Waffenstillstandes hatte; die äußersten

Vorposten und Patrouillen beider Teile sprachen miteinander, und wenn diese zusammenstießen und eine Partei in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, so wies sie die andere freundlich zurecht.

Dieses Verfahren, dem Feinde nahe unter die Augen zu rücken, das der König oft gebrauchte, setzte die österreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüssig. Die Dreistigkeit, womit er sich über alle gebräuchlichen Regeln wegsetzte, erzeugte den Vorteil, daß Daun sich trotz seiner Übermacht im Gebirge verkroch und nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht war.

Anstatt einer Belagerung von Danzig, die Ssaltykow längst vorgeschlagen hatte, kam der russische Hof wieder auf eine Eroberung von Kolberg zurück, weil ihm diese Hafenfestung einen Stützpunkt für seine Operationen in Pommern gewährte. Am 26. August erschien unter Admiral Mischukow eine russische Flotte von hundert Fahrzeugen, worunter 5 Fregatten und 26 Linienschiffe, mit 10000 Mann Landtruppen, die General Demidow befehligte, auf der Kolberger Rhede. Gleichzeitig traf der General Schwanenberg mit 1300 Dragonern und Kasaken aus Ostpreußen zu Lande vor Kolberg ein. Schweden war zur Teilnahme an dieser Belagerung aufgefordert worden, und infolgedessen vereinigte sich am 30. August ein Geschwader von 6 Linienschiffen und 2 Fregatten mit der russischen Flotte. Der Kommandant von Kolberg, Oberst Heyde, hatte seit der ersten Belagerung[1] alles getan, um den Verteidigungsstand der Festung zu vervollständigen, und der König hatte die Besatzung um 2000 Mann verstärkt. Am 27. August war Kolberg zu Lande und zu Wasser eingeschlossen, und in den ersten vier Tagen wurden über 700 Bomben in die Stadt geschleudert. Heyde wehrte sich abermals aufs tapferste und der gute Wille der Bürgerschaft war unverändert, sie sahen ihre Häuser ohne Murren in Flammen aufgehen; aber das Feuer der Russen blieb weit überlegen. Die Belagerer legten immer Batterien am Lande an, und das Feuer erreichte am 16. zu Ehren des Namenstages der Zarin seinen Höhepunkt. Da erschien der Festung unverhofft ein Retter in Gestalt des Generals Werner, den der König aus Schlesien zum Entsatze

[1] Vergl. S. 205.

gesandt hatte. Er traf am 18. mit 5 Bataillonen, seinem 800 Mann starken Husarenregimente und 150 Bayreuth-Dragonern ungefähr 10 km südlich der Festung auf dem linken Ufer der Persante ein und war zu sofortigem Angriff entschlossen. Schwanenberg stand mit der gesamten Kavallerie bedeutend weiter westlich an den von Stettin herführenden Straßen, weil in dieser Richtung im Jahre 1758 das Entsatzkorps anmarschiert war. Gegen Mittag hatte Werner den Kautzenberg unbemerkt erreicht und überfiel ganz unerwartet die Besatzung der darauf angelegten Schanze. Nachdem seine Freibataillone die am Flusse gelegenen nassen Wiesen durchwatet und die Schanze dadurch umgangen hatten, ritten 300 Husaren eine Attacke und zersprengten die bereits im Fliehen begriffenen Russen vollständig. Ein großer Teil ward niedergehauen, mehr als die Hälfte, darunter fast alle Offiziere gefangen; nur der kommandierende Oberstleutnant entkam mit wenigen Kasaken. Gegen 3 Uhr begrüßte Heyde den General am Gelder Tore. Nun galt es aber, rasch durch die Stadt zu rücken, denn der Feind war allarmiert. Das Korps marschierte ins sogenannte Stadtfeld, verjagte die in der Nähe befindliche Kavallerie und bezog hierauf ein Lager. Werner beabsichtigte noch am 18., das feindliche Lager anzugreifen, aber eine vorgenommene Erkundung ergab die Unausführbarkeit. Unterdessen waren einige Flüchtlinge der Besatzung des Kautzenberges im Russenlager angekommen. Sie verbreiteten dort Furcht und Schrecken, denn sie erzählten von einem eingetroffenen Entsatzkorps in der Stärke von mindestens 20 000 Mann. Mischukow und Demidow beschlossen daher den sofortigen Aufbruch, und dieser ward mit solcher Geschwindigkeit unternommen, daß nicht allein 22 schwere Kanonen

in den Belagerungsbatterien, sondern auch die reichlichen Vorräte an Proviant und Munition, die Zelte, ein großer Teil Wagen und sämtliches Schanzzeug im Lager zurückblieben. Ein Teil der Russen marschierte über Köslin, der andere wurde auf der Flotte eingeschifft. Diese setzte ihr Feuer bis zum Abend des 19. aufs heftigste fort, dann lichtete sie die Anker, um nach der schwedischen Küste zu segeln.[1] Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf diese außerordentliche Begebenheit schlagen, bezeichnet mit den Worten Ovids: Res similis fictae (Eine Begebenheit, wie erdichtet), und Rammler besang diese Befreiung seiner Vaterstadt in einer vortrefflichen Ode[2].

Werner wandte sich nun gegen die Schweden.

---

[1] Aus dem kühnen Vorgehen Werners ist nach und nach die Legende entstanden, die beiden Flotten hätten vor seinen Husaren Reißaus genommen. Vermutlich hat König Friedrich selbst das Seine zur Entstehung dieser Legende beigetragen, denn er schreibt in der Geschichte des Krieges: „Es war zweifellos Herrn v. Werner vorbehalten, mit einigen Husarenschwadronen eine Flotte in die Flucht zu schlagen." Das Volk glaubt ja das Ungewöhnliche am liebsten! Das war doch noch etwas, woran man das Herz erwärmen konnte, eine Flotte mit 1000 Kanonen auf die hohe See hinausflüchtend und am Strande schneidige Husaren, die mit dem Säbel in der Faust sich zur Verfolgung anschicken! Und daher der Spottvers:

„Und durch ganz Deutschland machte die Runde
Die unerhörte, drollige Kunde:
Zwei Flotten vertrieben die preußischen Reiter,
Das nenn' ich mir kühne, verwegene Streiter." v. D.

[2] König Friedrich ließ zu Ehren des Obersten v. Heyde in dankbarer Erinnerung an diese zweite mißglückte Belagerung Kolbergs im März 1761 eine Denkmünze in Silber und Gold mit dessen Brustbilde prägen. Die Münze trug die Inschrift: »Colbergae defensor«. In einem huldvollen Schreiben sprach er die Hoffnung aus, daß die Erinnerung an die wiederholte ruhmwürdige Verteidigung auf die späteste Nachwelt kommen möge. v. D.

Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasewalk, nahm ihnen acht Kanonen weg, hieb 300 Mann nieder und machte 600 Gefangene. Die Stadt selbst wäre erobert worden, allein der Feind machte Miene, sie in Brand zu stecken, was Werner zur Schonung der preußischen Einwohner vermeiden wollte. Er ging nach Mecklenburg und trieb hier Kriegssteuern ein, bis ihn die Bewegungen der Russen wieder nach Pommern riefen. Die so oft erprobte Tapferkeit der Wernerschen Husaren veranlaßte den König, dem General zu bewilligen, sein Regiment, ohne Rücksicht auf die festgesetzte Zahl, so stark zu machen, als er selbst wollte und konnte. Nach seiner jedesmaligen Angabe wurde die Verpflegung geregelt.

Dieser General, ein geborener Ungar und Protestant, hatte den österreichischen Dienst verlassen, wo man nach den damaligen Begriffen mehr auf seine Religion als auf seine Verdienste sah und daher seine Beförderung verzögerte, und war in preußischen Dienst getreten, wo ihn der König, der seine Fähigkeit richtig erkannte, mit Freuden aufnahm [1].

Mehrwöchentliche Beratungen zwischen den russischen und österreichischen Oberkommandos hatten zu dem Entschlusse einer gemeinschaftlichen Unternehmung auf Berlin geführt. 20000 Russen unter Tschernyschew und 15000 Österreicher unter Lacy und Brentano traten daher ihren Marsch nach Brandenburg an, den Ssaltykow mit seiner ganzen Macht decken sollte. Die Aussicht auf Beute war so verlockend für die Österreicher, daß sie, ohne Rasttag zu halten, vierzig Meilen in zehn Tagen zurücklegten. Der russische

[1] Werner wurde noch im Laufe des Winters zum Generalleutnant befördert. v. D.

General, Graf Tottleben, ein Deutscher, der längere Zeit in Berlin gelebt hatte, führte die Vorhut des russischen Korps, und da hier alles vom Zuerstkommen abhing, so eilte er dermaßen, daß er am 3. Oktober, am sechsten Tage nach dem Abmarsche von Beuthen in Schlesien, mit 3000 Mann vor den Toren Berlins stand.

Infolge der üblen Erfahrungen von 1757 waren auf dem südlichen Spreeufer vor der Stadtmauer einige leichte Erdwerke angelegt worden. Die Besatzung bestand aus drei Bataillonen. Kommandant war derselbe General Rochow, der drei Jahre zuvor einen Besuch von den Österreichern gehabt hatte. Diesmal munterten ihn jedoch Männer wie der greise Feldmarschall Lehwaldt und die Generale Seydlitz und Knobloch, die sich noch zur Pflege ihrer Verwundungen in Berlin befanden, zur Gegenwehr auf. Diese ließen sich aus Patriotismus herab, die genannten kleinen Erdwerke vor den Stadttoren in Person zu verteidigen. Solch edles Beispiel feuerte zur Nacheiferung an, und alles ergriff die Waffen, selbst Invalide und Kranke. Als die Aufforderung Tottlebens zur Übergabe abgeschlagen wurde, erfolgte noch am Tage der Ankunft eine Beschießung mit Feuerkugeln und Haubitzgranaten, und in der Nacht wurden zwei Tore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus; sie wurden aber bald gelöscht und die Stürmenden mutig zurückgeschlagen. Nun gaben die Russen den Sturm auf. Am folgenden Tag kam der Prinz Eugen von Württemberg mit drei Kavallerieregimentern der Stadt zu Hilfe. Er war neun Meilen in einem Tage marschiert und wurde mit seinen Kriegern in Berlin wie vom Himmel gesandte Erretter empfangen. Die

Infanterie seines Korps hatte er bei Oranienburg zurücklassen müssen; sie folgte am Nachmittage desselben Tages. Die Bürgerschaft bewirtete die Mannschaften auf den Straßen fast allzu reichlich. Tottleben war, als er Kunde von der Annäherung des Prinzen erhielt, um der Verbindung mit Tschernyschew sicher zu sein, nach dem für ihn wichtigen Stützpunkte Köpenick zurückgegangen. Der dort kommandierende Offizier, der nur über eine Besatzung von 50 Mann verfügte, übergab das Städtchen, nachdem nachts ein Gebäude am Schlosse in Brand geschossen worden war.

In Berlin atmete die Bürgerschaft auf, aber schon am nämlichen Nachmittage brachten flüchtende Einwohner der Umgegend die Nachricht von bedeutenden Verstärkungen, die Tschernyschew Tottleben zugeführt habe. Nach Ablauf dreier Tage kehrte dieser auch zurück und beschoß abermals die Stadt. Der Prinz wartete auf das Eintreffen Hülsens, der auf die Nachricht von der Gefahr, in der Berlin schwebte, ebenfalls herbeieilte. Aber die Russen hatten mittlerweile weitere Verstärkung durch die Division des General Panin erhalten, und überdies waren die Österreicher unter Lacy im Anmarsche, so daß den nun versammelten 16000 Preußen 44000 Österreicher und Russen gegenüber gestanden hätten. An eine Verteidigung Berlins war also gar nicht zu denken, und ein Treffen im freien Felde hätte noch weniger Aussicht gehabt und im Falle einer Niederlage das Los der Residenz nur verschlimmert. So zogen der Prinz und Hülsen nach abgehaltener Beratung nach Spandau ab. Nachdem dies geschehen war, sollten General Rochow und der Magistrat mit Tottleben unterhandeln.

Die Stadtväter hatten diese Unterhandlungen möglichst beschleunigt, in der richtigen Voraussetzung,

daß von dem russischen Generale mildere Bedingungen zu erreichen seien als von den Hauptgegnern des Königs, den Österreichern. Tottleben, von Mißtrauen gegen Lacy beseelt, griff gegen folgende Bedingungen schleunigst zu: die Besatzung sollte kriegsgefangen sein, die Stadt eine angemessene Kontribution bezahlen, deren Höhe durch besondere Verhandlungen festgestellt werden sollte. Alles Kriegsmaterial und Staatseigentum sollte den Siegern zur Verfügung stehen, das Eigentum der Einwohner aber nicht angetastet werden. Die Russen besetzten die Tore, und ihre Schuwalow-Dragoner und Grenadiere machten in ihrem Auftreten den vorteilhaftesten Eindruck; der schlaue und gewandte Tottleben hielt die Kasaken wohlweislich vorerst außerhalb der Stadt.

Die Verhandlungen führte hauptsächlich ein Kaufmann namens Gotzkowsky, der, durch Reichtümer besonders gesegnet, zum Schutzgeiste Berlins ward. Er hatte nach der Schlacht bei Zorndorf viele gefangene russische Offiziere unterstützt und sich dadurch eine Menge Freunde in der russischen Armee erworben. Diesen Vorteil benützte er nun eifrig im Interesse der Stadt.

Tottleben verlangte 4 Millionen Reichstaler Kontribution und war anfangs unbeweglich bei allen Vorstellungen. Ssaltykow war erkrankt, und an seiner Stelle hatte Fermor das Oberkommando übernommen. Auf dessen ausdrücklichen Befehl berief sich Tottleben, und zwar sollte die Summe nicht in den schlechten umlaufenden Münzsorten[1], sondern in altem Gelde bezahlt oder die Stadt geplündert werden. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung über die Höhe der Summe. Endlich gelang es dem patrio-

[1] Vergl. S. 395.

tischen Kaufmann, allein durch Aufopferung großer Summen seines eigenen Vermögens, die verlangte Kontribution bis auf 1 500 000 Taler sowie 200 000 Taler „Douceurgelder" für die Truppen und außerdem rund 65 800 Taler Geschenke an die Führer zu vermindern; auch wurde anstatt des alten Geldes das neue, damals gangbare, von geringerem Gehalte angenommen. Mit dieser Nachricht eilte Gotzkowsky aufs Rathaus, wo ihn der versammelte Magistrat mit Jubel empfing. Die Douceurgelder wurden gleich bezahlt sowie 500 000 Taler von der Kontributionssumme; für die bleibende Million aber stellte die Kaufmannschaft Wechsel aus.

Die Russen wollten mit niemand als mit Gotzkowsky zu tun haben, der Tag und Nacht auf den Straßen zubrachte, jeden Unfug den Befehlshabern anzeigte, viel Unglück verhinderte und den Bürgern Mut zusprach. Fermor hatte angeordnet, daß alle königlichen Fabriken geplündert und hernach zerstört werden sollten. Hierbei waren das sogenannte Lagerhaus, das den preußischen Truppen das Tuch lieferte, und die Gold- und Silbermanufaktur ausdrücklich genannt. Der 10. Oktober war zu dieser Zerstörung bestimmt. Gotzkowsky erfuhr es in der Nacht, eilte zu Tottleben und stellte ihm vor, daß diese sogenannten königlichen Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß deren Ertrag in keine einzige seiner Kassen flösse, sondern ganz zum Unterhalte des großen Potsdamschen Waisenhauses verwandt würde. Gotzkowsky mußte diese Versicherung schriftlich mit einem Eide bestätigen und nun waren diese Fabriken gerettet.

Berlin, dies neuere Palmyra, wo prachtvolle Werke der Baukunst sich zahlreich mitten aus einem Sandmeer erhoben und unabsehbare Straßen anfüllten,

war die größte Manufakturstadt in Deutschland. Hier befand sich ein ungeheurer Vorrat von Bagage, Uniformen, Waffen und von Kriegsgeräten aller Art, und viele tausend Menschen waren unaufhörlich in ihren Werkstätten beschäftigt, diesen Vorrat zu vermehren oder den Abgang zu ersetzen. Auch der Handel stand in Berlin in hoher Blüte. Hier waren Kaufleute, die in Beziehung auf Reichtümer, ihren ausgebreiteten Kredit und die Größe ihrer Unternehmungen den vornehmsten Handelshäusern unseres Weltteils nicht nachstanden. Der Kaufmann Oehmigke lieferte zufolge eines Vertrages innerhalb Jahresfrist 400 000 Mark feines Silber ins Münzamt. Der erwähnte Kaufmann Gotzkowsky verhandelte mit dem Könige wegen einer Proviantlieferung, die 7 500 000 Reichstaler betrug, und gleich darauf schoß er der Stadt Leipzig 800 000 Reichstaler zur Kontribution vor. Die Splitgerbersche Handlung, die das Monopol des Zuckers in der ganzen Monarchie hatte und einige tausend Menschen allein beschäftigte, betrieb neben ihren anderen großen Handelszweigen auch Gewehrfabriken und erhielt in diesem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüstungen aus dem königlichen Schatz vier Millionen Taler. Der Kaufmann Wegeli besaß eine der größten Fabriken Deutschlands. Die jüdischen Kaufleute Ephraim und Itzig hatten die Münze in der ganzen Monarchie gepachtet und wußten diesen großen Staatshebel derart auszunutzen, daß sie den Wechselkurs der größten Handelsstädte nach Gefallen beherrschten und zu den reichsten Israeliten in Europa gehörten.

Tottleben behauptete seinen Posten als Oberbefehlshaber, als Lacy sechs Tage später in Berlin ankam und mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der

Russen sah. Dieser kaiserliche Feldherr vertrieb die russische Wache vom Hallischen Tore mit Gewalt und ließ es mit seinen Truppen besetzen; dabei verlangte er gleichen Anteil an allem, weil er sonst wider die Kapitulation feierlich Einspruch tun würde. Tschernyschew schlichtete diesen Streit und befahl, daß man den Österreichern drei Tore einräumen und 50 000 Reichstaler von den Douceurgeldern bewilligen sollte.

Tottleben war genötigt, den Diplomaten zu spielen, indem er öffentlich drohte und wütete, heimlich aber der Stadt freundschaftliche Gesinnungen bewies. Er hatte Fermors grausame Befehle größtenteils abgewandt, allein die Forderungen der anderen Feinde Friedrichs waren noch barbarischer. Bei dem Versuche, die Pulvermühlen in der Jungfernheide zu zerstören, kamen durch das Auffliegen des Trockenhauses mit 40 Zentnern Pulver 15 russische Soldaten ums Leben. Durch diesen Vorfall gewitzigt, begnügten sich die Russen, eine mit Pulver bestreute Strohleitung um alle Gebäude zu machen, sie anzuzünden und sich schleunigst zu entfernen. Die Folge war, daß nur eine Scheune niederbrannte und sämtliche übrigen Gebäude verschont blieben. Das Gießhaus hinter der Königswache sollte in die Luft gesprengt werden. Auf die Bitte des Magistrats unterließ Tottleben dies, da die Folgen, mit Rücksicht auf die umliegenden Gebäude, unabsehbar gewesen wären. Dagegen ward das Zeughaus gänzlich ausgeräumt, die Kanonen, die Lafetten hatten, ins russische Lager und von da teilweise nach Petersburg gebracht, ebenso 43 Fahnen. Diese befinden sich noch heutzutage im dortigen Arsenale. Die Gewehre und blanken Waffen wurden von den Soldaten teils an die Bürger verkauft, teils zerschlagen und in die Spree geworfen. Die Mon-

tierungskammern wurden ebenfalls ausgeräumt, und auf der Breiten Straße entwickelte sich ein schwunghafter Handel zwischen russischen Soldaten und Bürgern um Montierungsstücke[1]. Ebenso wurde das Salzmagazin ausgeleert und dessen Inhalt zum Teile verschleudert. In der Münze zerstörten die Russen sämtliche Maschinen. Die königlichen Kassen wurden beschlagnahmt, ihr Inhalt betrug nur 70000 Taler.

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den verübten Greueln der Russen nicht eben mit Glimpf gesprochen. Sie sollten nach Fermors Befehl durch Spießrutenlaufen bestraft werden. Tag und Stunde waren dazu schon festgesetzt, und diese unglücklichen Männer befanden sich bereits auf der Hauptwache, wo sie ihr hartes Schicksal erwarteten. Tottleben, der selbst von den Zeitungsschreibern nicht geschont worden war und überdies glaubte, seiner eigenen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Russen rächen zu müssen, war unbeweglicher als sonst. Gotzkowsky aber ließ nicht eher mit Bitten nach, bis die Strafe unterblieb. Die Zeitungsschreiber wurden bloß bis vor die zum Laufen bestimmte Soldatengasse geführt und erhielten hier einen Verweis.

Es wurde in der ganzen Stadt angesagt, daß alle Einwohner bei harter Strafe ihre Feuergewehre auf dem großen Schloßplatze zusammenbringen sollten. Dieser Befehl erzeugte neue Bestürzung. Die meisten glaubten, man wollte sie wehrlos machen, um sie desto leichter plündern und morden zu können. Gotzkowsky bewirkte endlich die Aufhebung dieses Befehles. Allein zum Scheine wurden einige hundert alte, un-

[1] Diese sowie die meisten Gewehre lieferte die Bürgerschaft dem Staate wieder gegen Ersatz ihrer Auslagen zurück. v. D.

brauchbare Gewehre auf den bestimmten Platz gebracht, wo die Kasaken sie zerschlugen und sodann ins Wasser warfen.

Lacy legte nun ganz gegen den Willen Tottlebens mehrere Regimenter seines Korps in die Stadt, die bald große Ausschreitungen begingen. Nicht zufrieden mit Essen und Trinken, erpreßten die Kaiserlichen von den Einwohnern Geld, Kleinodien, Kleidungsstücke, kurz alles, was nur mit Händen fortgeschleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kasaken, Kroaten und Husaren, die bei hellem Tag in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten und verwundeten. Wer sich des Abends auf die Gasse wagte, wurde nackend ausgezogen. 282 Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Österreicher übertrafen in diesem Geschäfte die Russen bei weitem. Sie wollten von keinen Kapitulationsbedingungen hören, sondern folgten nur ihrem Nationalhaß und ihrer Raubsucht, weshalb auch Tottleben noch mehr russische Truppen in die Stadt rücken und zu wiederholten Malen auf sie feuern ließ. Sie drangen wie Rasende in die königlichen Ställe, die nach der Kapitulation nicht betreten werden sollten und auch durch 24 Russen bewacht wurden. Doch waren die Pferde rechtzeitig weggeschafft worden, die Plünderer fanden nur zwei alte Beschäler und vier kranke Pferde vor, die sie fortführten. In ihrem Ärger beraubten sie die Kutschen des Königs erst aller Zierate und schlugen sie dann in Stücke. Dabei plünderten sie die Wohnung des königlichen Stallmeisters Schwerin.

Im königlichen Schlosse zu Charlottenburg hausten die Österreicher Lacys, ganz besonders das Regiment Kaiserhusaren, wahrhaft vandalisch. Sie zerstörten

beinahe alles, zertrümmerten die kostbaren Möbel, zerschlugen Spiegel und Porzellangefäße, rissen die Tapeten, Vorhänge und Betten in Fetzen, zerschnitten wertvolle Gemälde mit Messern und zerhieben die Fußböden, Seitenwände und Türen mit Beilen. Der angerichtete Schaden betrug nach einer genauen Berechnung über 200 000 Taler. Viele wertvolle Kunstgegenstände entgingen der Zerstörung, aber nicht dem Raube, die Offiziere brachten sie für sich in Sicherheit, ihr Wert entzieht sich jeder Schätzung. Auch die Schloßkapelle wurde völlig ausgeplündert und die Orgel zerbrochen. Was den König am empfindlichsten kränkte, war die Zerstörung eines Teiles der herrlichen Kunstaltertümer, die er mit der Sammlung des Kardinals Polignac gekauft hatte[1].

Die Einwohner von Charlottenburg glaubten durch eine Kontribution von 15 000 Reichstaler ihre Sicherheit erkauft zu haben. Sie fanden sich aber betrogen. Die rohen Krieger plünderten sämtliche Häuser, und was nicht mitgenommen werden konnte, zerschlugen sie. Männer peitschten sie bis aufs Blut, verwundeten sie mit Säbeln und schändeten Weiber und Mädchen. Zwei von den so mutwillig verwundeten Männern starben vor den Augen ihrer Mörder.

Schönhausen, das Lustschloß der Königin, hatte ein ähnliches Schicksal. Acht russische Husaren kamen dahin und forderten unter fürchterlichen Drohungen das königliche Silberzeug. Vergebens sagte man ihnen, daß es weggeschafft wäre; sie durchsuchten das

[1] In sämtlichen älteren Darstellungen, auch bei Archenholtz, wird diese Zerstörung den Sachsen und den polnischen Ulanen zugeschrieben. Auch König Friedrich war dieser Meinung. Die neuere Forschung hat ergeben, daß die Schuld nur die Österreicher trifft. v. D.

Schloß, und da sie nichts fanden, zogen sie den Schloßwärter nnd seine Frau nackend aus, schlugen sie mit Ruten und zwickten sie mit glühenden Zangen. Einige Tage nachher langten noch mehrere Scharen an, und nun wurde das Schloß ebenso wie das in Charlottenburg behandelt, alles in Stücke geschlagen und vernichtet. Ein königlicher Diener wurde von diesen Unholden auf glühende Kohlen gelegt und ein anderer mit Säbeln zu Tode gehauen; das weibliche Geschlecht aber mußte ihren viehischen Lüsten dienen.

Nun träumten Österreicher sowohl als Russen von Winterquartieren in Brandenburg, denn sie betrachteten den Krieg als beendigt. Von beiden Nationen waren große Armeen im Mittelpunkte von Friedrichs Staaten, und von hier aus wurden alle Provinzen überschwemmt. Die Schweden rückten vor, die Reichstruppen waren in Sachsen und im Besitze der Elbe; Loudon stand in Schlesien und Daun war mit einer großen Übermacht dem Könige beständig zur Seite.

Dieser eingebildete Triumph aber währte nur einige Tage. Friedrich rauschte wie eine Flut aus Schlesien her, und nun veränderten sich wie auf einer Schaubühne nach dem gegebenen Zeichen auf diesem Kriegstheater auf einmal alle Szenen. Das Wort: „Der König kommt!" war wie ein elektrischer Schlag, der durch alle feindlichen Armeen fuhr und alles aufs schleunigste in Bewegung setzte. Die Österreicher sowohl als die Russen verließen eiligst Berlin. Tschernyschew und Tottleben zogen sich mit so beschleunigten Märschen zurück, daß sie in zwei Tagen schon 12 Meilen von der Hauptstadt entfernt waren[1]. Lacy

[1] Der französische Militärbevollmächtigte im österreichischen Hauptquartier, Montazet, schreibt um diese Zeit bezeichnend:

eilte nach Sachsen, um zur Daunschen Armee zu stoßen, die Schweden zogen sich zurück, und die russische Hauptarmee selbst ging geschwind über die Oder.

Tottleben hatte Befehl von Fermor, beim Abzuge aus Berlin, der am 12. Oktober geschah, die drei vornehmsten Kaufleute Schütz, Wegeli und Würstler als Geiseln mitzunehmen. Gotzkowsky rettete diese Männer, die in Todesangst waren, und überredete den gutmütigen Tottleben, sich mit den drei Kassierern der erwähnten Bankiers zu begnügen, die die Russen nach Königsberg schleppten und sie dort wie Missetäter behandelten. Durch den geschwinden Abzug der Russen war noch manches zwischen ihnen und der Stadt Abgemachte zu berichtigen. Der Magistrat beschwor Gotzkowsky, sich auch diesem Geschäfte zu unterziehen und sich zur russischen Armee zu begeben. Diesem Gesuche stand die höchst kritische Lage eines Kaufmannes entgegen, der in seinen Fabriken fünfzehnhundert Menschen beschäftigte, die wöchentlich bezahlt sein mußten, und der schon so vieles vernachlässigt und aufgeopfert hatte. Jetzt sollte er Familie und Handlung verlassen, um sich nach Rußland zu begeben. Der edle Mann aber besann sich nicht lange und eilte unter einer Bedeckung von Kasaken fort. Unterwegs rettete er durch List und große Geschenke die Messingwerke und Fabriken in Neustadt-Eberswalde, die nebst dem neuen dort befindlichen Kanal zerstört werden sollten. Im Hauptquartier der Russen empfing ihn Fermor mit heftigen Vorwürfen darüber, daß der König dem Magistrat von Berlin hatte befehlen lassen, sich mit der Bezahlung

---

„Das größte Übel bei allem diesem ist die übertriebene Furcht, die man vor dem Könige von Preußen hegt." v. D.

der Wechsel nicht zu übereilen. „Ihr König," sagte er, „glaubt, daß er Herr der ganzen Welt sei. Ich weiß, er hat befehlen lassen, die ausgestellten Wechsel nicht zu bezahlen. Allein meine Kaiserin hat Mittel in Händen, sich Schadloshaltung zu verschaffen. Überdies, was seid ihr für Kaufleute? Alle Welt muß sich vor euch hüten und wird nichts mit Untertanen zu tun haben wollen, deren König befehlen kann, daß ihre ausgestellten Wechselbriefe nicht bezahlt werden sollen, und der folglich nach seinem Wohlgefallen ihren Wert vernichten kann." Gotzkowsky bewies ihm das Unwandelbare kaufmännischer Verpflichtungen und erbot sich sogleich, einen Wechsel von 150000 Reichstalern in Hamburg zahlbar auf Abschlag der Million eigenhändig auszustellen, durch einen reitenden Boten zur Annahme zu schicken und bis zur Antwort im Hauptquartier zu bleiben. Dies geschah; allein bevor man seine Abreise erlaubte, mußte er durch einen förmlichen Bürgschein versprechen, in vier Wochen wiederzukommen. Ein Bedeckungskommando von 50 Kasaken sollte ihn zurückbegleiten; diese aber wurden in Kyritz von den preußischen Husaren überfallen und aus Irrtum großenteils niedergehauen, ehe Gotzkowsky die Ursache ihres Daseins erklären konnte.

Man war in Berlin über diesen Vorfall, der großen Lärm machte, sehr bestürzt. Das Kriegsglück war wandelbar; die Russen waren noch immer in der Nähe und konnten wiederkommen. Außerdem war die Kaufmannschaft über den Befehl des Königs wegen der Wechselbriefe voller Angst, da die Russen drohten, sich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Effekten in Danzig, in Preußen, in Livland und Kurland zu bemächtigen und überdies an allen Börsen in

Europa ihre Namen als ehrlos anschlagen zu lassen. Um diese Verlegenheit zu endigen, reiste Gotzkowsky eiligst nach Sachsen zum Könige, der anfangs fest entschlossen war, keine Zahlung zu gestatten, als eine Wiedervergeltung für die vom Reichshofrat ungültig erklärten Würzburger und Bamberger Schuldscheine. Gotzkowsky aber erklärte ihm die Natur der Wechselgeschäfte. Der Monarch entschloß sich darauf, die ganze Kontribution selbst zu bezahlen, was aber zur Zeit noch geheimgehalten werden sollte.

Man war in Berlin von Gotzkowskys Patriotismus so sehr gerührt, daß ihm der Magistrat am 4. März 1761 schrieb: „Es ist ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und aussteht, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben." Auch auf Friedrich machte es starken Eindruck; er ließ ihm 150000 Reichstaler auszahlen, ohne sich weiter darüber zu erklären. Gotzkowsky wandte das Geld sogleich an, einen großen Wunsch des Königs zu erfüllen, der die Errichtung einer Porzellanfabrik in Berlin betraf. In Jahresfrist, mitten im Kriege, war diese wichtige Unternehmung geendigt; und so entstand eine Fabrik, die einem Künstlervölkchen Unterhalt verschaffte und in kurzer Zeit den besten dieser Art in Europa den Rang streitig machte[1].

---

[1] Die erste Porzellanfabrik errichtete 1751 mit Unterstützung des Königs der Kaufmann Wegeli. Durch großen Eifer erreichte er bald so günstige Ergebnisse, daß die Fabrik einen Wettbewerb mit der berühmten Meißener nicht zu scheuen brauchte. Durch die Kriegswirren entstandene Schwierigkeiten zwangen ihn 1757, die Fabrik aufzulösen. Auf Wunsch des Königs richtete Gotzkowsky einige Jahre später eine neue Fabrik in seinem in der Leipzigerstraße 2 gelegenen Hause ein, die 1761 ihre Arbeit be-

Vermöge des Vertrages zwischen den Russen und dem Berliner Magistrate war die geringe Besatzung der Residenz zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Dies Schicksal traf auch das halbe Korps der königlichen Kadetten. Die ältesten und größten dieses Korps, lauter herangewachsene Jünglinge, hatte man entfernt und bloß Kinder von zehn, elf und zwölf Jahren zurückgelassen. Man hatte bei Abschluß der Kapitulation, die sich nur auf die wirkliche Besatzung bezog, ihrer nicht gedacht, in der Annahme, daß ihre große Jugend sie schützen würde. Dessenungeachtet schleppten die Russen diese Kinder mit fort, so wie einst Nebukadnezar die Kinder vornehmer Israeliten aus Judäa wegführte; sie mußten marschieren, unter freiem Himmel liegen und bekamen nicht einmal Brot. Sie wurden indessen, nachdem sie die ersten beschwerlichen Märsche zur russischen Hauptarmee überstanden hatten, gut behandelt, aber von den hundertfünf fortgeführten kehrten im April 1763 dreizehn nicht mehr zurück.

Indessen war dieser Rückzug der Russen, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur ersinnlichen Grausamkeiten verbunden. Verwüstung, vorher mehr geduldet als verordnet, wurde jetzt Grundsatz. Die

---

gann. Durch seine weitreichenden Verbindungen gelang es ihm, nicht allein einige geschickte Leute aus der Wegelischen Fabrik, sondern mehrere hervorragende Miniaturmaler zu gewinnen, so daß auch die neue Fabrik sofort Tüchtiges leistete. Als Gotzkowsky, der sich in zu viele Unternehmungen eingelassen hatte, infolge der 1763 entstandenen Handelskrisis seine Zahlungen einstellen mußte, kaufte ihm König Friedrich seine Fabrik für einen hohen Preis ab, war aber außer stande, den eifrigen, gewandten und vielseitigen aber allzu waghalsigen und vertrauensseligen Mann vom Bankerott zu retten. Er verfiel in Schwermut und ging völlig zugrunde. v. D.

Städte Köpenick, Fürstenwalde, Beeskow, Landsberg, Oranienburg, Liebenwalde, das markgräfliche Lustschloß Friedrichsfelde und überhaupt alle brandenburgischen Städte, wo diese Unmenschen hinkamen, wurden ausgeplündert oder verheert. Von den Toren von Berlin bis an die Grenzen von Polen, Schlesien und Sachsen war das platte Land völlig verwüstet. Kein Stück Vieh war den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräte, kein Bett, kein Nahrungsmittel. Das Korn, das die Feinde nicht mitnehmen konnten, warfen sie in den Kot oder übergaben es den Winden.

Die Stadt Frankfurt, die schon so oft von den Russen heimgesucht worden war, blieb auch jetzt von ihnen nicht verschont. Man wollte sie in Flammen setzen, und schon hatte man auf dem Marktplatz ein großes Feuer angezündet. Ein Bürgermeister wurde gepeitscht, die andern Magistratspersonen mit ähnlichen Grausamkeiten bedroht und die Einwohner überhaupt unmenschlich behandelt. Durch diese Mittel erreichten die Russen ihren Zweck. Alles, was die Stadt nur zusammenzubringen vermochte, wurde dem barbarischen Feinde überliefert. Die Lage des Ortes verursachte, daß die Einwohner außer ihrem eigenen Elend unaufhörlich auch die Verwüstung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100000 Stück Hornvieh und Pferde, nebst einer unsäglichen Beute, wurden hier durchgeschleppt. Das ganze umliegende Land erscholl von Wehklagen aller Art. Man setzte mutwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger und Edelleute wurden grausam geprügelt, und ihre Weiber und Töchter, ohne Rücksicht auf Alter, Stand und Rang, vor den Augen ihrer Männer und Eltern geschändet.

Ein brandenburgischer Edelmann und früherer Rittmeister, namens Gräven, der bei Dramburg auf seinem Gute wohnte, faßte den Entschluß, lieber zu sterben, als seine Gemahlin und Töchter diesen Unmenschen preiszugeben. Er bewaffnete daher alle seine Leute, versperrte die Zugänge seines Dorfes mit spanischen Reitern und Palisaden und ließ keine Kasaken hinein. Nur dem Anzuge regulärer Truppen widersetzte er sich nicht und rechtfertigte gegen sie seine Maßregeln, die auch von einigen russischen Befehlshabern gebilligt wurden.

Es war bei dieser Gelegenheit gleichsam ein Wettstreit unter den Feinden Friedrichs, welche Nation es der anderen an Barbarei zuvortun könnte; denn die Österreicher unter Lacy begingen hier ebenfalls wie in Berlin die zügellosesten Ausschweifungen; sie verschonten bei ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wendisch-Wilmersdorf bei Trebbin, einem der schwerinschen Familie gehörigen Gute, wurde das Grabmal des Gutsherrn erbrochen, alle Leichname wurden aus ihren Särgen gerissen, nach Schmuckgegenständen durchsucht und nun die traurigen Reste der Menschheit aufs Feld geworfen.

Von allen königlichen Lustschlössern blieben nur Sanssouci sowie das Schloß in Potsdam unangetastet. Hier kommandierte der österreichische General Esterhazy, der bei dieser Unternehmung allein Österreichs Ehre rettete und sich durch Edelmut und Wahrung einer vortrefflichen Mannszucht hervortat. Er bewunderte die hier gesammelten Schätze der Kunst, des Geschmacks und der Pracht und beschützte sie auch, so daß nicht das geringste davon genommen wurde. Auch der russische Brigadier Bachmann, ein Deutscher, zeichnete sich in Berlin als Unterkomman-

dant durch Leutseligkeit und Großmut aus. Der dankbare Magistrat bot ihm beim Abzuge ein Geschenk von 10000 Reichstalern an. Bachmann aber schlug es aus und sagte, daß er durch die Ehre, einige Tage Kommandant in Berlin gewesen zu sein, hinlänglich belohnt sei.

Der König hatte mit seiner Armee eben die sächsische Grenze erreicht, als er von diesen Verwüstungen unterrichtet wurde. Kein Verlust war ihm dabei schmerzhafter als die Verheerungen in Charlottenburg. Bei dieser Gelegenheit siegte der gereizte Mensch über den Philosophen. In dem ganzen Laufe des Krieges war von den Preußen kein königlicher Palast in Sachsen berührt, im Gegenteil sorgfältig von dazu bestimmten Soldaten geschützt worden. Nun aber befahl Friedrich, der der Meinung war, die Sachsen seien die Urheber dieser Zerstörungen, das Jagdschloß Hubertusburg zu plündern. Das Freibataillon von Quintus Icilius erhielt diesen Auftrag[1]. In wenigen Stunden war dieses Geschäft beendigt. Friedrich schenkte den Landschaften, die am meisten gelitten hatten, 300000 Reichstaler, die mit Ausschließung des Adels bloß an die niederen Untertanen verteilt wurden.

Loudon hatte indessen in Schlesien einen Versuch auf Kosel gemacht. Die Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung; er wagte daher einen Sturm, und da dieser fehlschlug, ergriff er, um die größtenteils aus Gefangenen und Überläufern bestehende

[1] Quintus Icilius ist der von Friedrich dem Großen dem Militärschriftsteller Major Karl Theophil Guichard beigelegte Name. Er ward im ganzen Heere bald so genannt. Das Schloß Hubertusburg schenkte ihm der König, und Guichard verkaufte es später wieder. Er ist 1724 geboren und starb 1775. v. D.

Besatzung zu gewinnen, das Mittel, ihr einen Generalpardon anzubieten. Aber auch dieser Versuch hatte nicht die gehoffte Wirkung, so wenig wie die darauffolgende Beschießung, wodurch ein Magazin und andere Gebäude in Brand gesetzt wurden. Dies währte jedoch nur eine Nacht, denn schon am folgenden Tage schickte Loudon, als er von dem Anrücken des preußischen Generals Goltz Kunde erhielt, sein schweres Geschütz fort und hob die Einschließung auf.

Der feindliche Einfall in Berlin war dem Könige in Sachsen auch sehr nachteilig gewesen. Hülsen hatte diese Provinz kaum verlassen, so zeigten die Österreicher und Reichstruppen ihre Tätigkeit ebenso wie im vorigen Jahre, als die Preußen abgezogen waren. Jetzt, nachdem Torgau[1] in ihren Besitz gelangt war, kam die Reihe an Wittenberg. Diese schlecht befestigte Stadt wurde förmlich belagert, aber auch von dem Kommandanten, General Salenmon, aufs tapferste verteidigt. Der Feind sparte die Bomben nicht. In wenig Tagen lag der größte Teil dieser ansehnlichen Stadt in Asche, wobei auch der Vorrat der für die Garnison bestimmten Lebensmittel nebst anderen Magazinen in Flammen aufging. Nun übergab Salenmon den Schutthaufen, da die preußische Besatzung allen ihren Proviant eingebüßt und auch fast alle ihre Munition verschossen hatte.

Jetzt war ganz Sachsen in feindlichen Händen. Über den unbestrittenen Besitz dieses Landes mußte daher abermals Friedrichs Schwert entscheiden. Dies Mittel betrog ihn nie. Der Herzog von Zweibrücken verließ mit den Reichstruppen die Ufer der Elbe

[1] Vergl. S. 347.

und ließ den General Wied mit 3600 Mann in einem Walde zurück. Die Avantgarde der Preußen griff ihn hier an und vertrieb ihn mit einem Verlust von 1900 Mann. Friedrich rückte sodann nach Düben, wo ein ganzes Bataillon Kroaten teils niedergehauen, teils gefangengenommen wurde. In dieser Stadt, die von der Mulde umflossen wird und eine Halbinsel bildet, legte er ein Magazin an, das durch einige geschwind aufgeführte Redouten und durch 5000 Mann gedeckt wurde. Da seine Absicht war, die Österreicher mit aller Macht anzugreifen, so mußte er sich den Rücken gegen die Reichsarmee sichern, die sich bei Leipzig gelagert hatte.

Diese reiche Stadt war beständig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde buhlten unaufhörlich um ihren Besitz, der gar nicht schwer zu erlangen war und keine Belagerung erforderte. Die Befestigung der Stadt war höchstens hinreichend, leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Armee außerhalb ihrer Tore konnte sie behauptet werden. Ihre Reichtümer lockten die verschiedenartigsten Armeen in ihre Mauern. Nun dachten die Reichstruppen ernstlich daran, in Leipzig ihre Winterquartiere zu nehmen, und die Einwohner wünschten sehnlichst einen Wechsel, weil sie der großen preußischen Ausschreibungen, die unter allerhand Vorwänden immer wieder erneuert wurden, müde waren. Aber der König war nicht gewillt, auf diese reiche Goldquelle zu verzichten, und sandte den General Hülsen gegen Leipzig, worauf die Reichstruppen schleunigst über die Pleiße und Elster zurückgingen und die Preußen ohne Schwertstreich Leipzig wieder in Besitz nehmen konnten.

Daun beabsichtigte jedoch, Sachsen durchaus zu

behaupten, und er konnte dies um so leichter, weil fast die ganze Macht Österreichs jetzt in diesem Lande versammelt war. Der König konnte ebensowenig auf Sachsen verzichten, besonders da die Russen bei Landsberg an der Warthe standen und nur auf die Fortschritte ihrer Bundesgenossen warteten, um gemeinschaftlich mit ihnen Winterquartiere in dem Kurfürstentum Brandenburg zu nehmen, wodurch der König von allen seinen Staaten getrennt und folglich von allen Hilfsquellen abgeschlossen gewesen wäre. Außer dem beinahe erschöpften Magazine in Düben stand der preußischen Armee keines mehr zur Verfügung. Sie war in Gefahr zu verhungern, besonders da der anhaltende Frost die Schiffbarkeit der Elbe bald aufheben mußte. Friedrich war zu einer Entscheidungsschlacht noch in diesem Jahre gezwungen. Der allzeit behutsame Daun bezog nun das feste Lager bei Torgau, in dem Prinz Heinrich im vorigen Jahre gestanden hatte, ohne daß Daun ihn anzugreifen wagte. Der König überschritt unweit Dessau die Elbe, vereinigte sich mit den Korps des Prinzen von Württemberg und des General Hülsen und wandte sich dann gegen Torgau.

Daun zog jetzt alle zerstreuten Korps an sich, mit Ausnahme des vom General Brentano kommandierten, das aber General Kleist bei Belgern angriff und mit einem Verluste von vielen Toten und 800 Gefangenen schlug. Da der König alle Hoffnung verlor, seinen Gegner freiwillig zu einer Schlacht zu vermögen, so faßte er den kühnen Entschluß, ungeachtet aller Hindernisse das Lager der Österreicher zu stürmen. Dies war das einzige, was ihm übrigblieb, aber auch das Schwerste. Es mußte geschehen und sehr bald geschehen. Er ließ sogar am 2. No-

vember Abends, nachdem die den ganzen Tag marschierten Truppen ihr Lager aufgeschlagen hatten, öffentlich diesen Vorsatz bei der Armee bekanntmachen, und alle Maßregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag getroffen.

Friedrich fühlte sich in dieser Zeit wieder sehr abgespannt und hatte versucht, sich durch einen Aderlaß Erleichterung zu schaffen. Am 24. Oktober hatte er seinem treuen d'Argens wieder sein Herz ausgeschüttet: „Denken Sie nicht, daß ich nicht klar sehe durch den Wolkenschleier, womit Sie tatsächliche und erdrückende Unglücksschläge verhüllen wollen. Das Ende meiner Tage ist vergiftet, und der Abend meines Lebens ebenso schrecklich, wie der Morgen war. Was ich auch tun mag, bei der Menge meiner Feinde sehe ich voraus, daß ich, wenn ich ihr hier widerstehe, dort unterliegen muß; ich habe nichts mehr in der Welt zu hoffen." Als d'Argens ihn trösten wollte, antwortete er vier Tage später: „Ich sehe, daß wir uns in unseren Gedanken nicht begegnen und von sehr verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Sie schätzen das Leben als ein Sybarit, und ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich zwingen könnte, einen unrühmlichen Frieden zu schließen. Kein Bewegungsgrund, keine Beredsamkeit würde mich dahin bringen, meine Schande zu unterschreiben. Entweder will ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder wenn dem Unglück, das mich verfolgt, diese Tröstung noch zu süß erscheinen sollte, so werde ich selbst meinen Leiden ein Ziel setzen, wenn ich sie nicht mehr zu ertragen vermag. Ich habe gehandelt und werde zu handeln fortfahren nach der inneren Stimme und dem Ehrgefühle, die alle meine Schritte lenken; mein Verhalten wird jeder-

zeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich berechtigt zu sein, über mein Alter frei zu bestimmen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: niemals wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Und doch will ich diesen Feldzug beenden, entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein Ende mit Ruhm zu finden."

Der 3. November war der denkwürdige Tag, wo Menschenblut wie Wasser floß, wo der gänzliche Untergang beider so oft mit Lorbeeren gekrönten Heere auf dem Spiele stand. Es war der Tag, an dem die Menschen bald den Naturgesetzen mit Ungestüm trotzten, bald sich ihnen in den fürchterlichsten Stunden ruhig überließen, wo beide Teile die höchste Tapferkeit bewiesen und alles aufboten, was die Kriegskunst zu leisten vermochte, wo aber der alles entscheidende Sieg immer schwankend war und ungewiß blieb, bis er endlich mitten in der nächtlichen Finsternis von den Preußen errungen ward.

Der König marschierte in vier Kolonnen durch die Dommitzscher Heide. Nach seinem Plane sollten beide Flügel der Österreicher zu gleicher Zeit angegriffen und auf ihren Mittelpunkt geworfen werden. Der König teilte deshalb sein aus 63 Bataillonen und 129 Eskadrons, 132 Geschützen bestehendes, rund 44000 Mann starkes Heer, um zwei voneinander abgesonderte Angriffe zu machen. Der General Zieten wurde auf dem Wege nach Eilenburg mit der Hälfte der preußischen Armee abgeschickt, um die unweit Torgau liegenden Anhöhen von Süptitz anzugreifen. Schlug der König den Feind mit der anderen Hälfte,

so war die österreichische Hauptarmee ohne Rettung verloren, weil sie die Elbe im Rücken hatte, Theresiens Heeresmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und der Name **Torgau** wäre so wie Cannä bei Dichtern und Geschichtschreibern unsterblich geworden.

Zur Erlangung dieses großen Zieles aber waren noch außerordentliche Hindernisse zu überwinden. Daun stand mit 70 Bataillonen, 110 Eskadrons, in Summa 52 000 Mann und 280 Geschützen in einer höchst vorteilhaften Stellung; Lacys Korps auf seinem linken Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit großen Batterien versehen und hatte vor der Front Waldungen, Gräben, Teiche, Verhacke und Moräste. Der Angriff auf Lacy sollte die erste Unternehmung der Armee des Generals Zieten sein. Diese Trennung des preußischen Heeres aber, die dem Feinde ein Geheimnis bleiben sollte, geschah erst während des Marsches, als das Heer an die Leipziger Landstraße kam. Friedrich marschierte nun mit seinen drei Kolonnen durch die von Feinden besetzte Dommitzscher Heide. Bereits bei Mockrehna stießen die an der Spitze der ersten Kolonne marschierenden Zietenhusaren auf Vortruppen des General Ried, die sich auf ihr Korps und mit diesem näher an die Hauptarmee heranzogen. Bald darauf traf man auf das österreichische Dragonerregiment St. Ignon, das einzeln marschierte, von dem Anmarsch der Preußen gar nichts wußte und daher ganz unvermutet zwischen die Kolonnen des Königs kam. Die preußische Infanterie besetzte sogleich die Ausgänge des Waldes, während die Kavallerie das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Zietenschen Husaren fiel vorzüglich dies Geschäft zu, das sie mit großem Mute ausführten, und alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen,

nebst ihrem General gefangen nahmen. Zieten war bereits bei der Roten Furtbrücke auf Kroaten gestoßen, die nach kurzem Gefechte zurückgingen, und hatte bei diesem Anlasse durch Gefangene erfahren, daß der linke Flügel Lacys sich bedeutend weiter nach Osten ausdehne, als der König annahm. Er war infolgedessen ebenfalls mehr nach Osten ausgebogen und gegenüber dem Lacyschen Korps am Waldrande aufmarschiert, seinen rechten Flügel an den südlich Torgau gelegenen Großen Teich lehnend. Sobald dieser Aufmarsch beendet war, hatte sich eine lebhafte Kanonade zwischen Zietens und Lacys Artillerie entsponnen. Dieses Geschützfeuer vernahm Friedrich, als die beiden Grenadierbrigaden seiner ersten Kolonne eben aus dem Walde herausgetreten waren. Er mußte annehmen, daß Zieten bereits im heftigen Kampfe stehe, und es ging auf 3 Uhr. Der kurze Novembertag mußte sich in wenigen Stunden neigen. Darum befahl er den Generalen Stutterheim und Syburg, mit ihren beiden aus je fünf Grenadierbataillonen bestehenden Brigaden sofort anzugreifen, ohne den Vormarsch der übrigen Kolonnen abzuwarten. Dadurch fehlte es auch an jedweder Vorbereitung des Angriffes durch die eigene Artillerie.

Daun empfing die Preußen mit einem Kartätschenfeuer, das noch nie seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Mehr als hundert zu Batterien vereinigte Kanonen standen hier auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen[1].

[1] Wenn man diese Beschreibung etwas zu lebhaft finden sollte, so wird man sie dem Verfasser verzeihen; es ist nicht eine

Selbst der König brach wiederholt gegen seine Flügeladjutanten in die Worte aus: „Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?“ Das ansteigende Gelände vermehrte noch die Schwierigkeit des Angriffes. Auch war die Wirkung des Artilleriefeuers über alle Vorstellung furchtbar. In einer halben Stunde lagen von den 4000 preußischen Grenadieren, die den Verhau überstiegen und mit einem erstaunlichen Mut den Angriff gemacht hatten, etwa zwei Drittel tot oder verwundet auf der Walstatt.

Aber auch die Österreicher waren durch das Gelände in ihrer Stellung beschränkt, so daß sich ihr zweites Treffen kaum dreihundert Schritt hinter dem ersten befand. Der König schien über die schreckliche Niederlage seiner Grenadiere bestürzt, und da einer ihrer Anführer, der Graf Anhalt, den er sehr liebte, auch dahinsank, wandte sich Friedrich zu dessen Bruder, seinem Flügeladjutanten, und sagte: „Alles geht heute übel. Meine Freunde verlassen mich. Eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.“ Es regnete stark; allein der Donner des Geschützes und noch mehr der Eisenhagel, der so gewaltsam und

---

durch die Lektüre oder durch gehörte Erzählungen erhitzte Phantasie, die hier die Feder führt, sondern eine Skizze selbst gesehener Gegenstände und gehabter Empfindungen. Der Verfasser befand sich bei dieser Schlacht, und zwar bei dem ersten Bataillon des Regiments von Forcade, das bei der Armee des Königs an der Spitze der Hauptkolonne marschierte und so auf den Feind losrückte. Das andere Bataillon war bei der Zietenschen Armee. Hier war der Abschnitt des ersten Treffens, das so wie das ganze preußische Heer in zwei fast gleiche Armeen geteilt wurde. Dies einzige Regiment verlor an Toten, Verwundeten und Vermißten in dieser mörderischen Schlacht über 800 Mann. Es hatte sechsundzwanzig tote und verwundete Offiziere; unter diesen war auch der Verfasser. v. A.

ununterbrochen die Luft zerriß, schien die Wolken in der Region des Kampfplatzes zu zerteilen, und der Himmel heiterte sich etwas auf.

Mittlerweile waren die Hauptkolonnen am Waldrande eingetroffen und noch ehe sie den Feind zu sehen bekamen, fiel ein Geschoßhagel mit Baumästen untermischt auf sie herab. Der furchtbare Kanonendonner glich den Posaunen des jüngsten Gerichts. Und nun beim Verlassen des Waldes erblickten die voll Kampfbegier anrückenden Preußen eine Walstatt voller Toter und scheußlich verstümmelter Körper, die sich keuchend in ihrem Blute wälzten. Die beiden Grenadierbrigaden, zehn auserlesene Bataillone, waren kaum mehr gefechtsfähig; der Feind aber noch unerschüttert. Vergebens versuchte die preußische Artillerie mit ihren Geschützen zu folgen. Der Verhau verhinderte sie daran, und wenn dieser überwunden war, so fielen die Pferde in Massen, Räder und Lafetten wurden zertrümmert, und die Knechte flohen[1] entsetzt. Dennoch unternahm die Infanterie mit dem Mute und der Ordnung, wodurch sich die Preußen auf dem Schlachtfelde von jeher auszeichneten, einen neuen Angriff gegen die durch die Niederlage der Grenadiere ermutigten Österreicher. Diese weichen zurück, aber ihre Kartätschen räumen furchtbar unter den Preußen auf und mähen ganze Rotten und Glieder nieder. Man rückt immer mehr zusammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Offiziere stürzen, junge treten an ihre Stelle und flößen den Mannschaften durch ihr Beispiel Mut ein, und so geht es von neuem vor-

[1] Die Artillerie hatte zu jener Zeit keine militärisch ausgebildeten Fahrer, sondern sogenannte Knechte, die jede Gelegenheit zum Ausreißen ergriffen. v. D.

wärts, Anhöhen werden erstiegen und gehen wieder verloren.

Bald aber änderte sich die Szene. Fast die ganze preußische Kavallerie war noch zurück und konnte ihre immer aufs neue vorrückende Infanterie nicht unterstützen. Daun benützt diesen Vorteil und läßt die Karabiniers und Kürassiere in die Preußen einhauen. Sie werden wieder von der Anhöhe heruntergetrieben und bis an den Wald zurückgedrängt, wo neue Bataillone sie aufnehmen und die Verfolger abweisen. Endlich ist ein Teil der preußischen Kavallerie zur Stelle. Sie hat den weitesten Weg durch die Dommitzscher Heide gehabt, ist im Walde auseinandergekommen, und nun werfen sich unter den Augen des Königs die Kürassierregimenter Spaen und Markgraf Friedrich und die Bayreuth-Dragoner auf die österreichische Infanterie, sechs Regimenter, darunter das des Kaisers, niederreitend: des Feindes ganze Linie ist in Gefahr, aber nun stürzen von allen Seiten die österreichischen Reiter herbei, und die Preußen müssen weichen. Ein neuer, von Friedrich selbst geführter Angriff ist ebenso erfolglos. Die Nacht bricht an, und die Kräfte der preußischen Infanterie scheinen völlig erschöpft. Daun glaubte des Sieges schon ganz sicher zu sein und fertigte die Kuriere mit dieser Nachricht nach Wien ab, die von blasenden Postillonen umringt unter dem lauten Jubel der Bevölkerung in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten und einen vollständigen Sieg verkündigten.

Der König hatte sich dem Feuer fortwährend rücksichtslos ausgesetzt, zwei seiner Flügeladjutanten und zwei Pagen waren an seiner Seite verwundet, ihm selbst drei Pferde unter dem Leibe erschossen worden. Da, gegen das Ende der Kämpfe seines

Flügels, trifft ihn eine matte Kartätschenkugel vor die Brust, und er sinkt lautlos vom Pferde. Der Flügeladjutant, Hauptmann Behrenhorst, der neben ihm reitet, fängt ihn auf. Friedrich wird, augenblicklich bewußtlos, von seiner Umgebung in den Wald getragen; dort öffnet ihm Behrenhorst seine Kleider. Es zeigte sich keine ernste Verletzung, die Kugel war durch den pelzgefütterten Mantel, Überrock, Leibrock und Weste gedrungen und hatte so ihre Kraft eingebüßt, nur die Heftigkeit des Schlages hatte den König für einige Augenblicke des Atems beraubt. Mit den Worten: „Ce n'est rien" (es ist nichts) stieg er wieder zu Pferde. Nach kurzer Pause äußerte er: „An meinem Leben liegt heute am wenigsten. Ein jeder tue seine Pflicht. Wehe dem, der sie nicht tut!"

Doch die preußische Infanterie war noch nicht so verbraucht, wie es auf der österreichischen Seite scheinen mochte. Zwischen der Dommitzscher Heide und dem Fuße der Süptitzer Höhen traf der König den Major Lestwitz vom Regimente Alt-Braunschweig, der mit anderen Stabsoffizieren die Trümmer der mehrfach abgewiesenen Bataillone wieder zu sammeln sich bemühte. Auf die Frage nach seinem Beginnen antwortete Lestwitz, man wolle noch einmal einen Angriff auf die feindliche Stellung versuchen. Friedrich billigte diesen Entschluß mit warmen Worten der Anerkennung [1]. Er äußerte voller Siegeszuversicht zu seiner Umgebung, es werde wohl Daun am anderen

[1] Bald nach dem Friedensschlusse schenkte der König das Gut Friedland an Lestwitz. Es war das Hauptgut der Herrschaft Selow des Markgrafen Karl in der Gegend von Frankfurt a. O., die infolge von dessen am 22. Juni 1762 erfolgtem Tode an die preußische Krone zurückgefallen war. v. D.

Morgen nichts anderes übrigbleiben als der Rückzug, da Zieten ja in seinem Rücken stehe. Diesem sandte er den Befehl, sich näher an ihn heranzuziehen.

Zieten war mit den Seinen bis gegen 4 Uhr dem Korps Lacy in heftiger Kanonade gegenübergestanden. Gespannt beobachtete er, ob er bei den Kaiserlichen eine rückgängige Bewegung wahrnehme, um alsdann unverzüglich vorzugehen. Aber mit unverminderter Heftigkeit schallte das Geschütz- und Kleingewehrfeuer von den Höhen herab, ja dieses schien sich mehr und mehr zu entfernen, offenbar kein gutes Zeichen! Zieten und seine Unterführer schwebten in diesen Stunden in banger Sorge um den Ausgang. Nun schien es höchste Zeit einzugreifen, sollte die Schlacht nicht für den König endgültig verloren gehen.

Etwa gegen 4 Uhr befahl Zieten dem General Tettenborn, mit seiner Brigade das Dorf Süptitz anzugreifen. Von heftigem Gewehr- und Kartätschfeuer empfangen, drangen die Truppen in den Südrand ein, der Gegner zog sich in die nördliche Hälfte zurück und steckte die südliche in Brand. Zum Angriff auf diesen nördlichen Teil und die dahinterliegenden Höhen sah sich Tettenborn nicht stark genug, zumal da der Feind Unterstützung erhalten hatte. Da es in dem brennenden Teile auf die Dauer vor Hitze nicht auszuhalten war, so wurde die Brigade aus dem Dorfe zurückgenommen.

Während dieses Gefechtes hatte Zieten seine drei übrigen Brigaden westlich gegen Großwig gezogen. Diese Bewegung wurde auf seiten der Österreicher als Rückzug aufgefaßt; man glaubte, Zieten wolle dem zurückgehenden linken Flügel folgen und dessen Abzug decken. Daher unternahm Lacy so gut wie nichts dagegen. Nun erhielt General Saldern Befehl,

die Weinberge nordwestlich Süptitz anzugreifen, um Tettenborn im Kampfe um das Dorf zu unterstützen. Der Angriff gelingt trotz großer Verluste, allein der Gegner erhält auch hier Verstärkung, und Saldern muß die Höhe wieder räumen. Er geht wieder über den Röhrgraben zurück, um seine Brigade im Süptitzer Hölzchen zu sammeln. Da erhält er die Meldung eines Offiziers, daß zwischen zwei Teichen hindurch ein mit Gestrüpp völlig verwachsener Damm auf die Höhe führe. Kurz entschlossen läßt Saldern sein linkes Flügelbataillon über diesen Damm gehen, dem sich sofort Teile der Brigade Grumbkow anschließen; die Höhe wird von Westen her erstiegen, und bald darauf stehen zwei geschlossene preußische Brigaden dort oben den überraschten Österreichern in der Flanke. Mittlerweile ist es völlig finster geworden. Zieten führt die Brigade Zeuner und die wieder gesammelten Bataillone Tettenborns heran. Die Flammen des brennenden Süptitz beleuchten das Schlachtfeld unsicher, so daß die Verbände sich auf beiden Seiten immer mehr auflösen und allmählich ein wirres Durcheinander von Freund und Feind entsteht. Einzelne Haufen sehen sich plötzlich zwischen einer Übermacht von Gegnern und müssen sich gefangengeben; der kaiserliche General Mighazzi reitet an eine Truppe heran, die er für eine eigene hält und sich zu ordnen bemüht. Aber es sind Preußen, die ihn am Dialekt erkennen und gefangennehmen. Ähnlich geht es anderen Offizieren, auch dem preußischen Oberstleutnant Moellendorff von der Garde. Da schlagen plötzlich preußische Trommeln in der Flanke den wohlbekannten Sturmmarsch. Es ist Hülsen mit vier frischen Bataillonen, den letzten auf dem Schlachtfelde eingetroffenen, und Lestwitz hat sich mit den von

ihm gesammelten angeschlossen. Die Vereinigung beider Flügel ist nun bei völliger Dunkelheit doch noch geglückt! Den siebenundsechzigjährigen Hülsen hatten Alter und eine durch Sturz mit dem Pferde erlittene Verletzung gehindert, den beschwerlichen Weg zu Fuße zurückzulegen, er hatte sich auf der Protze einer Kanone nachfahren lassen.

Lacy versuchte zwar noch einmal, die Höhen zurückzuerobern, aber die Preußen behaupteten sie standhaft. Die Trümmer des kaiserlichen Heeres strebten zum Teile schon während der Nacht den Schiffbrücken zu. Der Fluß war durch sein Rauschen gleichsam der Kompaß der Österreicher in der dunkelsten Nacht, da der Himmel dicht mit Wolken überzogen war und man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Preußen hatten keinen solchen Wegweiser. Sie irrten in großen und kleinen Scharen teils im Walde, teils im freien Felde umher, wo das Aufblitzen der Kanonen als einziges Mittel diente, sich zurechtzufinden und gleichzeitig die Schrecken der blutgetränkten Walstatt enthüllte. König Friedrich hatte auf seinem Standpunkte ausgeharrt, bis er die Meldung von der Einnahme der Süptitzer Höhen erhielt; dann wandte er sich nach Elsnig. Auf dem Wege dorthin stieß er mit seiner Bedeckung auf eine umherziehende Schar. Auf den gewöhnlichen Zuruf: „Werda!“ war die Antwort: „Österreicher.“ Die Begleiter des Königs stürzten hinzu und nahmen ein ganzes Bataillon Kroaten gefangen. Bald darauf wiederholte sich der Auftritt mit einem großen Trupp kaiserlicher Karabiniers, die in der Finsternis umhertrabten. Einige hundert Warasdiner hielten sich zusammen und suchten den Weg nach Torgau; sie verfehlten ihn aber und gerieten unter die preußische Kavallerie, die abgesessen war und sich jetzt

genötigt sah, zu Fuß zu fechten, worauf die Waradiner die Waffen streckten. Keine Befehle konnten in dieser ägyptischen Finsternis erteilt, keine konnten befolgt werden. Die Kommandeure waren tot, verwundet oder irrten selbst umher, ihre zerstreuten Haufen zu suchen; sie tappten herum wie Blinde und stürzten bald über die Leichen, bald über andere Gegenstände, womit das Schlachtfeld bedeckt war.

Die vierzehn Stunden lange Spätherbstnacht war empfindlich kalt. Einigen Abteilungen glückte es, Holz zusammenzutragen und Feuer zu machen; andere aber liefen wie die Unsinnigen im Finstern umher, um sich durch die Bewegung zu erwärmen, wobei sie alle Augenblicke über die Leichname der Erschlagenen fielen. Der Regen hatte den Boden ganz morastig gemacht; dennoch versuchten viele, mitten in diesem Kote auszuruhen, bis die Feuchtigkeit durch alle Kleidungsstücke drang und ihre Glieder erstarrten. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegessen und waren durch den Kampf völlig erschöpft. Wer seinen Brotsack noch besaß oder ihn nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wasser bekommen sollte. Durch Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehnlich den Tag und mit ihm neue Blutarbeit.

So hart indessen die Lage dieser völlig erschöpften Krieger auch war, so gab es doch in dieser Nacht noch eine weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen erlaubte, suchten die nächsten Dörfer zu erreichen; die anderen aber waren durch ihr trauriges Los an den Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, und aller Hilfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen raschen Tod. Vielen Hunderten

aber waren noch vorher größere Leiden vorbehalten. Eine Menge verworfener Menschen, Soldaten, Troßknechte und Weiber, schwärmten in dieser Nacht auf dem Schlachtfelde umher und beraubten die Lebendigen und die Toten. Nicht das Hemd wurde den hilflosen Verwundeten gelassen. Vergebens wehrten sie sich oder riefen um Hilfe; ihre Stimmen verloren sich im allgemeinen Lärm. Mancher Verwundete wurde von diesen Unmenschen aus Furcht vor Entdeckung ermordet.

Diese so denkwürdige Nacht zeigte auch ein anderes seltenes Schauspiel. Nach völlig beendigtem Kampfe befanden sich vielfach Gruppen beider Heere vermischt untereinander, und man sah zahllose Feuer im Torgauer Walde, an denen sich Preußen und Österreicher gemeinschaftlich wärmten, und zwar nicht Sieger und Gefangene, sondern beide Teile bewaffnet und frei. Das große Bedürfnis nach Wärme hatte sie zufällig vereinigt und kampfeslustige Krieger in gelassene Menschen verwandelt, die unter sich einen Waffenstillstand auf einige Stunden vereinbart hatten, um ruhig den Tag und dessen Entscheidung zu erwarten. Da niemand wußte, wie das Schlachtenlos ausgefallen, so waren beide Teile übereingekommen, sich nach Tagesanbruch der Macht, die das Feld behauptet hätte, gefangenzugeben.

Der König hatte in Elsnig alle Bauernhäuser, Hütten, Ställe und Scheunen voller Verwundeter vorgefunden. Hier stöhnten sie auf ihrem blutigen Lager unter den Händen der Wundärzte oder auch noch unverbunden. Friedrich ließ sich, um sie nicht zu stören, die Kirche des Dorfes öffnen, dort ein Feuer anzünden und eine Streu herrichten. Zunächst schrieb er auf der untersten Stufe des Altares sitzend und die oberste als Tisch benützend beim flackernden

Lichte zweier Kirchenkerzen die Siegesbotschaft an den Minister Finckenstein, die also lautete: „Wir haben Daun und die Österreicher geschlagen, die Nacht ist eingefallen, sonst würde ich mehr Umstände melden können. Wir haben viele Gefangene gemacht, ich weiß die Zahl nicht, aber begnügen sie sich mit der Nachricht, so wie ich sie Ihnen heute gebe; morgen werden Sie die Einzelheiten erfahren." Der König mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, Daun, falls dieser nicht freiwillig über die Elbe gehen würde, am kommenden Morgen nochmals anzugreifen, und befahl, daß in diesem Falle die Infanterie sofort mit dem Bajonett vorgehen solle. Kaum aber fing die aufgehende Sonne an das Totenfeld zu beleuchten, so wurde Friedrich gewahr, daß hier keine Österreicher mehr zu bekämpfen seien. Er sah sich im Besitze des ganzen Schlachtfeldes; der Sieg war völlig entschieden und Sachsen behauptet. Die Österreicher gingen über die Elbe und längs dieses Flusses nach Dresden zurück. Die Preußen bezogen die Winterquartiere.

Daun war in dieser Schlacht schwer verwundet worden. Er hatte sich entfernt und das Kommando dem General Buccow übergeben. Diesem zerschmetterte gleich darauf eine Kugel den Arm, und der Oberbefehl fiel dem Grafen O'Donnel zu. Dieser eilte jetzt, Dresden zu decken und das feste Lager bei Plauen zu beziehen. Zieten und der Prinz von Württemberg verfolgten ihn auf diesem Rückzug unablässig und machten noch viele hundert Gefangene. Beide Heere waren durch diese blutige Schlacht außerordentlich geschwächt worden. Die Österreicher beklagten einen Verlust von 16000 Mann, fast ein Drittel ihres Bestandes, darunter 7000 Gefangene, 30 Feldzeichen, 40 Kanonen. Zwei Generale waren

geblieben, Daun und vier andere verwundet. Aber die Preußen hatten den Sieg im Verhältnisse zu ihrer geringeren Stärke noch teurer erkauft; die Verluste stellten sich als so schmerzlich heraus, daß Friedrich seinen Adjutanten bei strengster Ahndung verbot, die tatsächlichen Zahlen zu nennen. Mehr als ein volles Drittel fehlte, fast 17 000 Mann; davon kamen auf die Infanterie allein 15 900.

Daun hatte zwar vor und während der Schlacht große Fehler begannen, allein sich dennoch sehr gut verteidigt, und seine Truppen hatten außerordentliche Tapferkeit bewiesen. Wenn er daher am folgenden Tage die nach Wien gesandte Siegesbotschaft widerrufen und damit dem Jubelgeschrei ein Ende machen mußte, so war Theresia dennoch mit ihrem Feldmarschall sehr wohl zufrieden. So wie nach der Schlacht bei Cannä der römische Senat dem geschlagenen Konsul Varus vor den Toren Roms entgegenging, so fuhr die deutsche Theresia dem geschlagenen, verwundet nach Wien zurückkehrenden Daun einige Meilen weit entgegen und bewillkommte ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die erste zu sein, um Ihnen sowohl zu Ihrer Ankunft als zu Ihren in diesem Feldzuge neu erworbenen Verdiensten Glück zu wünschen und mich von dem Zustande Ihrer Gesundheit, die mir so viel Kummer macht, selbst zu überzeugen." Überhaupt ließ diese große Fürstin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn Kriegsscharen bei Wien vorbeizogen, um zur Armee zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Mut zu, nannte sie „Meine Kinder!" lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort Mutter wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke.

Die Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachsen, Dresden ausgenommen, war nun wieder in den Händen der Preußen und ihre Winterquartiere gesichert. Friedrich war imstande, Truppen nach Schlesien, nach der Mark und nach Pommern zu schicken, um die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, ja selbst ein Korps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Mecklenburg ward wieder in Besitz genommen. Loudon zog sich nach dem vergeblichen Versuch auf Kosel ins Glatzsche zurück. Die Reichstruppen hatten sich in die Gegend von Chemnitz zurückgezogen. Zweibrücken war der undankbaren Aufgabe, sie zu führen, längst überdrüssig und legte nun das Kommando nieder. Der Kaiser ernannte einstweilen Hadik zu seinen Stellvertreter. Gegen diesen entsandte Friedrich nun Hülsen; doch Hadik bezog vor dessen Anmarsch die Winterquartiere im Bambergischen. Die Schweden gingen vor dem General Werner nach Stralsund zurück, und die bisher noch immer auf der Lauer gestandenen Russen bezogen nun ihre alten Winterquartiere in Polen. Nur das Korps Tottlebens blieb in Hinterpommern.

Zehntes Buch. 1760.

Alle österreichischen Kriegspläne waren auf dem durchaus irrigen Grundsatz aufgebaut, nicht alle Heereskräfte in Sachsen, sondern so viel als möglich davon für die Eroberung von Schlesien zu verwenden. Aus dieser Quelle floß oft die Untätigkeit und Unentschlossenheit der österreichischen Feldherren. Die Erfahrung lehrte jedoch, daß Schlesien nur in Sachsen erobert werden konnte. Wie in der Fabel der Riese Antäus, der mit dem Herkules rang, wenn er zur Erde geworfen wurde, immer durch diese gestärkt kraftvoller als zuvor wieder aufstand, so sah man Friedrich bei seinen Kämpfen um Sachsen niemals fallen, ohne sich, durch neue Macht gestählt, wieder aufzurichten. Hier war es, wo er nach der großen Niederlage bei Kolin und dem Rückzuge aus Böhmen die nötigen Kräfte sammelte, um bei Roßbach und Leuthen zu siegen. Hier war es, wo er in der Geschwindigkeit allen üblen Folgen der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch vorbeugte, die Feinde wie Überwundene vor sich her trieb, und von hier eilte er zum Entsatze von Neiße. Die Tage von Kay und von Kunersdorf verloren ihr Schreckliches, sobald Friedrich das von den Feinden in Besitz genommene Sachsen wiedererobert hatte. Hier war es, wo die Gefangennahme eines großen Korps bei Maxen ganz ohne Folgen blieb und nicht einmal eine Veränderung in der preußischen Stellung bewirkte. Das unglückliche Treffen bei Landeshut, der Verlust von Glatz, die aufgehobene Belagerung von Dresden und die mit so viel Zerstörungen verbundene Einnahme von Berlin wurden ihm hier minder fühlbar. Nach der Schlacht bei Torgau aber zeigte er sich so furchtbar als jemals.

Mitten unter diesen Kämpfen der Nationen blühte bei den in Ruhe gebliebenen Völkern der Handel außerordentlich. Besonders Holland zog aus diesem Kriege große Vorteile, obgleich die Republik auch oft Neckereien von den kriegführenden Parteien erfuhr. Unter andern nahmen die Franzosen einen holländischen, nach Hamburg gehenden Postwagen weg, worauf sich 100000 Gulden an Geld befanden, das holländischen Untertanen gehörte. Vergebens beklagten sich die Generalstaaten über diesen Raub, der noch dazu auf ihrem Gebiete geschehen war. Der Hof zu Versailles verweigerte alle Genugtuung, weil er glaubte in diesem Kriege eine Parteilichkeit der Holländer für die Engländer bemerkt zu haben, und überdies auch die Hamburger kränken wollte; und so ward das geraubte Geld dem Parteigänger Cambefort zugesprochen.

Der Unwille der französischen Regierung gegen die Stadt Hamburg hatte auch mancherlei Veranlassungen. Es war natürlich, daß hier sowohl der Senat als die Einwohner sich geneigter fühlten, das Waffenglück ihrer Landsleute in den umliegenden Provinzen zu begünstigen, als deren Feinde zu unterstützen. Sie beobachteten jedoch äußerlich strenge Unparteilichkeit, um ihren so blühenden Handel nicht zu gefährden, denn in Hamburg deckten viele Armeelieferanten ihren Bedarf, hier wurden soviele glückliche Spekulationen gemacht, und hierher flossen ungeheuere Summen aus den kriegführenden Ländern, besonders aus England. Diese reiche, freie und in manchem Betracht glückliche Stadt sollte jedoch in diesen Tagen des Elends nicht ganz in Ruhe bleiben. Die Franzosen, sowie alle mächtigen Völker, gewohnt, über die Neutralität kleiner Staaten zu spotten, be-

trachteten in diesem Kriege alle, die nicht vollkommen auf ihrer Seite waren, als Gegner; sie, die in so vielen mit Österreich verbündeten Provinzen Lieferungen ausschrieben, ohne sie zu bezahlen, die Reichsstädte Frankfurt und Bremen mit Gewalt einnahmen, hätten auch auf Hamburg vielleicht Versuche gemacht, wenn ihre Waffen glücklicher gewesen wären. Dazu kam, daß der französische Gesandte in Hamburg, Chambeaux, ein unruhiger Mann, bald noch andere Beschwerden gegen die Stadt aufbrachte. Insbesondere klagte er über die dort durch die Preußen und deren Verbündete betriebenen Werbungen, weshalb Ludwig XV. am 24. Mai 1760 alle im Jahre 1716 der Stadt bewilligten Handelsvorteile aufhob.

In Schlesien schlossen die Generale Loudon und Goltz einen Waffenstillstand bis zum 21. Mai 1761 mit der Bedingung, daß er nicht anders als nach einer vier Tage zuvor geschehenen Aufkündigung unterbrochen werden dürfe. Der preußische General Prinz von Bernburg drang unter dem Schutze dieser Übereinkunft ins Glatzische und hob hier Rekruten aus. Der dadurch aufgebrachte Loudon eilte auf diese Nachricht aus Wien herbei und forderte die widerrechtlich genommene Mannschaft zurück. Der Prinz von Bernburg wollte sein Recht behaupten und bezog sich darauf, daß das Land seinem Könige gehöre und ihm daher die Rekrutierung darin freistünde. Loudon überfiel nun die ganz unvorbereitete preußische Besatzung in Frankenberg und nahm hier ein Bataillon Infanterie und eine Eskadron Husaren gefangen, ein Verlust von wirklichen Soldaten, der mit dem Gewinn von einigen hundert rohen Bauerburschen in keinem Verhältnisse stand. Nun hatte der Waffenstillstand auf einmal ein Ende, und die blutigen,

nichts entscheidenden Neckereien gingen ihren Gang weiter.

König Friedrich nahm nach dem Siege bei Torgau sein Winterquartier in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden war. Diese Stadt mußte jetzt für ihre Vaterlandsliebe hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichstruppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten und diesen Wunsch laut geäußert. Um sie dafür zu bestrafen, erhöhte man die Forderungen. Ungeheuere Summen sollten bezahlt und unermeßliche Lieferungen an Lebensmitteln gemacht werden. Der Magistrat erklärte es für unmöglich, das Verlangte herbeizuschaffen. Die Vorstellungen aber halfen nichts, und da man fortfuhr, sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht. Man hatte schon mehrmals gedroht, die Stadt anzuzünden. Diese Drohung tat nicht die geringste Wirkung. Nun sollten andere Versuche gemacht werden. Die vornehmsten Magistratspersonen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängnis geworfen und wie Missetäter behandelt. Anfangs hatten hundertundzwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, dann ließ man sie bis auf siebzehn der Vornehmsten frei, diese aber mußten vier Monate lang im Kerker aushalten. Hätte man die Gefangenen in Einzelhaft gehalten, so wäre der Zweck vielleicht bald erreicht worden, allein in Gesellschaft sprachen sie einander Mut und Geduld zu. Es wurde ein sogenannter Korpsgeist erzeugt, der allen Beleidigungen und Grausamkeiten trotzte. Als man aber die sinnreiche Drohung äußerte, diese Gefangenen als Rekruten nach Magdeburg zu liefern und sie zu Fuße mit Ränzeln auf dem Rücken dorthin zu schleppen,

und als man wirklich Anstalten dazu machte, da erst sank ihnen der Mut. Man bewilligte alles, was nur zu leisten möglich war.

Die sämtlichen Forderungen an die Stadt betrugen jetzt 1 100 000 Reichstaler; aber selbst bei dem besten Willen, diese Summe zu erlegen, fehlte es gegenwärtig sehr an barem Gelde. Der oft erwähnte Kaufmann Gotzkowsky befand sich damals in Leipzig und war Zeuge des hier herrschenden Jammers. Der Magistrat, der die große Achtung des Königs für diesen Mann kannte, erbat durch eine Deputation seine Vermittlung, die er auch gerne übernahm; und so wurde der Retter von Berlin wenngleich nicht der Retter von Leipzig, doch der wohltätige Helfer dieser Stadt in der Stunde der Not. Friedrich begnügte sich mit 800 000 Reichstalern, und für diese Summe übernahm Gotzkowsky die Bürgschaft. Der König verlangte, er sollte sich für diesen einer fremden Stadt geleisteten Dienst eine Vergütung ausmachen. Gotzkowsky aber hielt dies für unehrenhaft und wurde Bürge ohne alle Vergeltung, weshalb ihm durch ein Magistratsschreiben vom 26. Januar 1761 in rührenden Ausdrücken gedankt und ihm alle nur denkbaren Dienste sämtlicher Bürger zugesichert wurden.

Die Notwendigkeit, einen langjährigen Krieg gegen die größten Mächte Europas zu führen, während ein Teil seiner Provinzen vom Feinde besetzt war, veranlaßten den König, außergewöhnliche Hilfsmittel zu ergreifen. Das Hauptsächlichste war, den sächsischen und preußischen Münzfuß zu erniedrigen. Schon im Jahre 1757 hatte der König mit der Handelsgesellschaft Veitel Ephraim Söhne und Daniel Itzig einen Vertrag geschlossen, nach dem Dritteltalerstücke nach dem Fuße von 19 3/4 anstatt 14 Taler auf die

feine Mark Silber, sowie Augustd'or und Friedrichsd'or von geringerer Legierung geprägt werden durften. Im März 1759 dehnte er diesen Vertrag auch auf die brandenburgisch-preußischen Münzstätten aus, wonach die genannte Handelsgesellschaft die Drittelstalerstücke in derselben schlechten Legierung prägen durfte. Diese schlechten Münzen nannte der Volksmund „Ephraimiten" oder „Blechkappen", und bald erscholl der Spottvers:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.

Mit diesem geringen Gelde wurden die preußischen Truppen und alle Bedürfnisse der Armee bezahlt, die Zivilbesoldungen berichtigt und Handel getrieben. Diese leichte Methode, das Geld zu vervielfältigen, fand bald Nachahmer. Viele kleine deutsche Fürsten, die das Münzrecht nie ausgeübt hatten, benutzten diese Gelegenheit, schlechtes Geld prägen zu lassen, womit sie ihren Hofstaat bezahlten und altes Silbergeld dafür einwechselten. Die am Kriege beteiligten Fürsten, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Braunschweig und andere taten aus Not dasselbe. Nur Hannover beteiligte sich nicht daran; der diesem Lande eigene hohe Münzfuß blieb unverändert. Auch fremde Nationen schlugen ein gleiches Verfahren ein. Die Schweden, denen es von allen kriegführenden Mächten am meisten an Geld fehlte, waren die ersten, die dies Mittel nachahmten. Sie verbanden sich mit einigen Hamburger Kaufleuten und legten in Stralsund eine große Münzstätte an. Desgleichen wurden in der englischen Fabrikstadt Birmingham insgeheim viele hundert Zentner von diesem Gelde geprägt, dasselbe geschah auf holländischen Schiffen.

Alle diese gleichsam um die Wette in ungeheurer

Menge geprägten Gelder, denen das Volk den Namen Heckmünzen gab, beförderten durch ihren erstaunlichen Umlauf Handel und Gewerbe außerordentlich. Die beständige Verminderung des inneren Gehaltes wurde daher weniger bemerkbar, und immer waren schon einige Millionen unters Volk gebracht, bevor man eine abermalige Veränderung mutmaßte. Nur in Hamburg, wo man einer weisen Einrichtung gemäß alles in Bankogeld, das heißt nach dem Werte in feinem Silber berechnete, und wo beinahe täglich ganze Geldladungen als Rimessen für Waren ankamen, untersuchte man die neuen Münzsorten chemisch auf ihren Metallgehalt, um ihren genauen Wert zu bestimmen.

Ganz Norddeutschland war mit diesem Gelde überschwemmt. Die größten Handelsstädte besaßen Millionen von diesen Münzen, die, ohne Form, Größe und Gepräge im geringsten zu verändern, immer schlechter an Gehalt wurden und dem Besitzer große Summen und daher eingebildete Reichtümer vortäuschten. Selbst die Holländer waren damit überflüssig versehen und glaubten, nach beendigtem Kriege mit dieser Münze preußisches Holz und Getreide sehr wohlfeil kaufen zu können. Alle rohen und verarbeiteten Produkte und überhaupt alle Kaufmannsgüter stiegen im Preise nach dem Verhältnis des schlechten Geldes. Nur die notwendigsten Lebensmittel wurden nicht viel teurer, weil sonst der gemeine Soldat sein Leben nicht hätte durchbringen können [1].

[1] Der preußische Soldat hatte sich in Kriegs- wie Friedenszeiten selbst zu verpflegen. Nur das Brot wurde geliefert. Für die tägliche Brotportion von zwei Pfund wurden zwölf Groschen für den Monat an der Löhnung abgezogen. Im Felde ward das

In Holland prägte man auf diesen preußischen Münzgeist eine satirische Schaumünze. Darauf war eine Unterhaltung zwischen Friedrich und dem Münzjuden Ephraim, dem der König die Wangen streichelte, dargestellt. Die Inschrift lautete: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Die Wirkungen dieser Finanzoperation offenbarten sich erst nach dem Frieden, als viele tausend wohlhabende, im Ruhestande lebende Menschen, ohne durch den Krieg gelitten zu haben, ihr Vermögen verloren, als große, auf allen Börsen hochgeachtete Kaufleute Bankerott machten und zahllose Familien an den Bettelstab kamen. Diese Folgen waren verheerender als der Krieg selbst.

Die Kaiserin Maria Theresia bediente sich anderer

Brot manches Mal auch umsonst geliefert. Jede Kompagnie oder Eskadron hatte im mobilen Zustande ihren vereidigten Marketender, bei dem die Mannschaften Getränke, Tabak und anderen Bedarf gegen vom Feldkommissariat festgesetze Preise kaufen konnten. Außerdem wurde die Einwohnerschaft der Umgegend veranlaßt, Lebensmittel, vor allem Gemüse zum Verkaufe ins Lager zu bringen. Fleisch sollte der Mann an drei Tagen in der Woche je ein halbes Pfund erhalten. Die Beschaffung geschah in der Weise, daß den Regimentern monatlich bestimmte Fleischgelder bezahlt wurden und die Kapitäns von diesen das Vieh kaufen und schlachten lassen mußten. Das Feldkommissariat hatte nötigenfalls die Beitreibung von Vieh durch Händler besorgen zu lassen. War kein Vieh aufzutreiben, so sollten die Leute nach Vorschrift der Reglements Wasser kochen, Brot hineinschneiden, Salz dazu tun, „denn zur Conservation des Soldaten am meisten contribuieret, wenn die Kerls alle Tage was warmes essen." In den Winterquartieren erhielten die Mannschaften die gesamte Mundverpflegung geliefert und wurde dafür ein solcher Abzug an der Löhnung gemacht, daß dem Manne nur ein ganz geringer Barbestand blieb, wodurch er von der Versuchung zur Fahnenflucht abgehalten werden sollte. Wie in der Garnison bildeten auch im Felde mehrere Leute zusammen eine Kochgemeinschaft. v. D.

Mittel, dem ungeheuren Geldbedarfe für den Augenblick abzuhelfen. Ihre Untertanen mußten eine Vermögenssteuer, zehn vom Hundert, erlegen. Auch zog sie mit päpstlicher Bewilligung, solange der Krieg dauerte, den Zehnten von allen geistlichen Stiftungen ein. Aber auch diese großen Hilfsquellen reichten nicht hin, und man sann auf neue. Die sämtlichen Stabsoffiziere, vom Major bis zum Feldmarschall, bekamen in den letzten Kriegsjahren ihren Sold nicht in Geld, sondern in Papieren; diese waren jedoch nicht den Banknoten ähnlich, auch nicht zum Umlaufe bestimmt, sondern eigentlich Staatsobligationen. Diejenigen, die nicht die verheißene Bezahlung nach beendigtem Kriege abwarten konnten oder wollten, verkauften ihre Papiere mit einem beträchtlichen Verluste an eine Bank, die Kaiser Franz ausdrücklich für diesen Zweck errichtet hatte und als Hofbankier verwaltete. Auch die meisten Lieferungen für die Truppen wurden mit derartigen Papieren bezahlt.

Zu diesen Hilfsquellen kamen noch manche Opfer der Vaterlandsliebe. Der Fürst Wenzel von Liechtenstein, der reichste Untertan des österreichischen Staates, gab dabei ein erhabenes Beispiel. Als Chef des österreichischen Artilleriekorps setzte er es nicht allein auf eigene Kosten in einen vortrefflichen Zustand, sondern unterhielt auch einen Teil davon aus seinen Privateinkünften. Die Kaiserin ließ ihm dafür während des Krieges eine bronzene Bildsäule im Arsenal zu Wien errichten. Auch andere reiche Privatpersonen bewiesen auf mancherlei Art ihre Vaterlandsliebe. Die Damen des Wiener Hofes, um in ihrem Diensteifer nicht zurückzubleiben, opferten zwar nicht ihr Geschmeide, aber sie zupften Scharpie. Bei dieser Tätig-

keit gab die Kaiserin das Beispiel. Nun wurde es in ganz Wien guter Ton, Scharpie zu zupfen. Sämtliche Handwerkerfrauen leerten ihre Wäscheschränke, um auf diese Weise tätigen Anteil am Kriege zu nehmen, und die Scharpie ward fuderweise nach den Feldhospitälern gesandt, so daß man von dort aus endlich bitten mußte, mit dieser Art von Wohltätigkeit innezuhalten.

Die Hoffnung, Schlesien endlich doch noch zu erobern, war in dieser Kaiserstadt jetzt nach einem fünfjährigen, fruchtlosen Kriege noch gar nicht geschwunden, und die Einnahme von Glatz gab dieser Hoffnung neue Nahrung; dabei zeigten die mächtigen Bundesgenossen immer noch den besten Willen. Sie betrachteten den Sieg bei Torgau wegen des großen Verlustes ebenso wie eine Niederlage des Königs von Preußen und beharrten fester als jemals auf dem Grundsatze, seine Gefangenen nicht auszuwechseln. Es fehlte ihm dennoch nicht an Soldaten. Da der Ackerbau in seinen Staaten wegen der unaufhörlichen Verheerungen ganz daniederlag, so vertauschten Tausende von jungen Landleuten den Pflug mit der Muskete. Das Längenmaß des Körpers kam jetzt kaum mehr in Betracht. Man brauchte nur Menschen, und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Rekruten, noch ehe sie ihre vaterländischen Provinzen verließen, bemühte sich eine Menge abgeschickter Offiziere und Unteroffiziere Tag und Nacht um ihre Ausbildung. Kaum zu Atem ließ man sie kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, keine Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag. Unablässig wurden sie montiert, dressiert und exerziert, auf Marktplätzen, auf Feldern, in Ställen und Scheunen, so daß sie immer schon ganz ausge-

bildet zu ihren Regimentern stießen und gleich Kriegsdienste tun konnten.

Die Anzahl alter Soldaten war nach so vielen Schlachten bei allen kriegführenden Heeren nur gering. Bei den Preußen aber ersetzte der mit der Muttermilch eingesogene militärische Geist den Mangel der Dienstjahre. Da so viele ihrer Offiziere gefallen waren und der König diese Stellen ungern anders als mit Edelleuten besetzte, so half er sich auf verschiedene Weise. Einmal mußten die Garnisonregimenter alle nur halbwegs felddienstfähigen Offiziere an die Feldregimenter abgeben, dann waren Studenten aus guten Familien sehr gesucht und — als letztes, aber keineswegs geringstes Auskunftsmittel — wurden junge, kaum vierzehnjährige Kadetten eingestellt[1]. Diese Jünglinge, in der zu jener Zeit noch überaus harten, beinahe spartanischen Schule erzogen, waren vollständig militärisch ausgebildet. Die mangelnden Körperkräfte ersetzte in den weitaus meisten Fällen der vorzügliche Geist und der hohe Begriff von kriegerischer Ehre, den diese Erziehung zu zeitigen verstand. Gelegentlich der Besichtigung einer solchen jugendlichen Schar im Lager zu Meißen sprach der König einen der Kleinsten an: „Er ist noch sehr jung, sind Seine Ohren schon trocken?“ und erhielt, wie er wohlgefällig wiedererzählte, die schlagfertige Erwiderung: „Ich bin noch jung, Majestät, aber mein Mut ist alt.“ Die Österreicher fanden oft unter den gemachten Gefangenen dergleichen Jünglinge, und da sie nur die Lebensjahre betrachteten

[1] Der Verfasser war noch nicht 14 Jahre alt, als er mit noch 39 anderen Kadetten im Dezember 1758 nach Breslau zum Hauptquartier des Königs geschickt wurde, wo Friedrich selbst diese Kadetten unter die Regimenter verteilte. v. A.

und um das übrige sich wenig bekümmerten, so schlossen sie daraus auf das große Menschenbedürfnis Friedrichs, der nach ihrer Meinung jetzt zu Kindern seine Zuflucht nehmen müsse, um den Soldatenabgang zu ersetzen.

Der Haß, der zwischen kriegführenden Nationen beständig wächst, war nach und nach zu einer sehr großen Höhe bei den Österreichern und Preußen gestiegen. Die Kaiserlichen besonders zeichneten sich in diesem Nationalhaß aus. Nach ihren politischen Begriffen war der Krieg Friedrichs eine strafbare Empörung gegen Kaiser und Reich, und nach ihrer religiösen Auffassung bekämpfte man Ketzer, deren Ausrottung verdienstlich war. Durch die Unfälle bei Landeshut und Glatz im Anfange des Feldzuges hatte sich die Anzahl der Gefangenen beträchtlich vermehrt. Mit der größeren Menge nahm die üble Behandlung zu, und ein unadressiertes Schreiben Fouqués im Staatsarchiv zu Berlin aus Bruck a. d. Leitha vom 4. Mai 1761 klagt, daß man die gefangenen preußischen Soldaten „auf alle ersinnliche Art" zu nötigen versuche, in kaiserliche Dienste überzutreten. Ganz besonders aber klagte dieser General im Laufe des Sommers über die Behandlung der Offiziere, indem die kartellmäßig festgelegten Verpflegungsgelder ihnen nun seit vier Monaten vorenthalten würden, und daß man ihm selbst vor kurzem seine Gebührnisse in einer bedeutend geringeren Summe Dukaten angeboten und dabei verlangt habe, daß in der Quittung der tatsächliche Wert der Summe nicht genannt werden solle. Fouqué, dessen ehrenwerter Charakter über allen Zweifel erhaben war, verweigerte die Erfüllung dieses Ansinnens und wandte sich mit der Bitte um Abhilfe an den Wiener Hofkriegsrat. Hierauf ward

er arretiert und nach Karlsstadt in Kroatien gebracht. König Friedrich befahl dem Markgrafen Karl von Brandenburg, beim General Loudon über diese völkerrechtswidrige Behandlung seiner Offiziere Beschwerde zu führen. Gleichzeitig sandte er Befehl an den stellvertretenden Kommandanten von Magdeburg, Oberstleutnant Reichmann, die vier vornehmsten kaiserlichen Generale ebenfalls arretieren und auf der Zitadelle in enger Haft einsperren zu lassen. Mitte Oktober schreibt er wieder an den Markgrafen, der ihm inzwischen die Antwort Loudons eingeschickt hatte, worin dieser dem Könige von Preußen „eine barbarische, allem Völkerrechte widerstreitende Kriegsführung" zur Last legt; er sei mit dem Markgrafen vollständig einig, daß die in dem Schreiben Loudons enthaltenen „impertinenten Expressiones" nicht von diesem selbst, sondern von anderen herrührten. Wenn man in Wien sich zu keiner anderen Behandlung seiner Offiziere entschließen könne, so dürfe man sich nicht wundern, wenn er, der bedeutend mehr österreichische Offiziere in seinen Festungen gefangenhalte, die ausgedehntesten Wiedervergeltungsmaßregeln nehme. Diese gegenseitigen Schikanen steigerten sich immer mehr. Im Februar 1762 befahl Friedrich dem Minister Grafen Finckenstein, er solle die Antwort Loudons an den Markgrafen in deutscher und französischer Sprache drucken und veröffentlichen lassen, was auch geschah. Friedrich bemühte sich nach der Rückkehr Fouqués redlich, den treuen Freund aus der Jugendzeit, der sich sowohl in den trüben Tagen seiner Gefangenschaft in Küstrin wie in den nachfolgenden fröhlichen Rheinsberger Zeiten bewährt hatte, die in der Gefangenschaft durchgemachten Leiden vergessen zu machen. Er überhäufte den mehr und

mehr durch körperliche Gebrechen gebeugten Greis bis zu seinem Tode mit sinnigen und ausgesuchten Beweisen seiner Dankbarkeit.

Die Franzosen eröffneten den Feldzug des Jahres 1760 mit 130 000 Mann, von denen 100 000 in Westfalen und 30 000 am Rheine verwendet werden sollten. Broglie hoffte dadurch die Macht der Verbündeten zu trennen. Einige vornehme Generale, die mit der Bevorzugung des Herzogs äußerst unzufrieden waren, führten seine Befehle sehr langsam aus. Infolge der hierdurch erzeugten Unentschlossenheit gewann Ferdinand Zeit, die in 7000 Mann bestehende Verstärkung der britischen Truppen aus England über Emden an sich zu ziehen, so daß die britische Armee unter seinem Kommando jetzt 20 000 und sein ganzes Heer 70 000 Mann stark war. Der Tod des Landgrafen von Hessen-Kassel, der im Januar erfolgte, brachte keine Veränderung in den politischen Verbindungen mit sich, denn der neue Regent bestätigte alle Verträge seines Vaters und blieb dem angenommenen System getreu. Die Gemahlin dieses Fürsten ward als Vormünderin ihrer Söhne Regentin der Grafschaft Hanau. Da aber die Regierung dies durch öffentlichen Anschlag dem Volke bekanntmachen ließ, ohne die französischen Generale um Erlaubnis zu fragen, so wurden alle Räte und Staatsdiener bis auf den geringsten Kanzlisten sowie auch alle Magistratspersonen in Hanau verhaftet und zu einer Geldstrafe von 100 000 Reichstalern verurteilt.

Die mit der englischen Verstärkung in Emden eingetroffenen drei Kompagnien Bergschotten gaben kurz nach ihrer Ankunft ein bemerkenswertes Beispiel ihrer Tapferkeit. In dem hessischen Städtchen Dillenburg lag ein französisches Reiterregiment, das sie

überrumpelten. Die völlig überraschten Reiter versuchten vergebens noch ihre Pferde zu besteigen, sie wurden entweder zusammengehauen oder gefangen. Dann bestiegen die Schotten die Pferde und langten so beritten im Lager mit ihren Gefangenen an.

Da die Franzosen nun Miene machten, in das Kurfürstentum Hannover einzudringen, so beschloß Ferdinand nach erhaltener Verstärkung gegen sie vorzugehen. Wiederum führte der Erbprinz von Braunschweig die Avantgarde und stieß bei Korbach auf den Feind. In der Meinung, es wäre nur ein entsendetes Korps, hielt er dessen Angriff standhaft aus; allein dieses Korps hing mit der französischen Hauptarmee zusammen und erhielt Unterstützung, während es dem Herzog Ferdinand nicht möglich war, dem Erbprinzen zeitig genug zu Hilfe zu kommen. Es blieb diesem daher nichts als ein Rückzug übrig, den er mit vieler Ordnung ausführte. Die französische Kavallerie wandte zwar alles an, ihn zu hindern, allein der Erbprinz setzte sich selbst an die Spitze seiner Reiterei und schlug die feindliche zurück. Die Verbündeten verloren bei diesem Gefechte an Toten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann und fünfzehn Kanonen. Der französische Verlust an Mannschaften war annähernd gleich. Der Erbprinz selbst war verwundet, brannte jedoch darauf, die Scharte auszuwetzen. Am 16. Juli, nicht länger als sieben Tage nach dem Treffen bei Korbach, griff er ein anderes französisches Korps, das bei Emsdorf, 16 km nordöstlich Marburg, sorglos lagerte, an und schlug es vollständig. 2700 Mann, darunter der Anführer des Korps, General Glaubitz, der Prinz Erdmann von Anhalt-Köthen und 180 Offiziere, wurden gefangen sowie außer einer Anzahl Kanonen

und Fahnen das ganze Lager nebst einer Menge Bagage und Kriegsgeräte erbeutet. Broglie machte dagegen einen Versuch, das Korps des hannoverischen Generals Spörcken aufzuheben, und es wäre ihm auch gelungen, wenn dieser sich nicht eiligst zurückgezogen hätte und die verbündete Armee nicht zu seiner Unterstützung herbeigeeilt wäre.

Das württembergische Korps, das wir auf dem Kriegsschauplatz in Sachsen gesehen haben, war im Anfange dieses Feldzuges aus französischen Diensten getreten, weil der regierende Herzog nicht dem Verlangen des Hofes zu Versailles gemäß unter dem Kommando des sächsischen Prinzen Xavier stehen wollte, der als Bruder der Dauphine einen größern Einfluß im dortigen Kabinett als der Herzog hatte. Die mißvergnügten französischen Generale, der Graf St. Germain, der Graf Luc und der Marquis Voyer, verließen nun auch das Heer.

Ferdinand griff die kleinere Armee der Franzosen, 35 000 Mann stark, die der Ritter Muy kommandierte, bei Marburg an, und zwar zugleich auf beiden Flanken, von vorn und im Rücken. Das Treffen fand am 31. Juli statt und war sehr hartnäckig, bis der Lord Granby mit der englischen Reiterei herbeikam und auf die schon in großer Unordnung fechtenden Franzosen einfiel, die sich jetzt durch die Flucht zu retten suchten. Ihre Reiterei stürzte sich in die Dimel, um durchzusetzen, und es gelang auch; allein die fliehenden Scharen der Infanterie, die einen ähnlichen Versuch machen wollten, waren nicht so glücklich, und viele ertranken. Ihr Verlust betrug neben einer Anzahl Kanonen und Fahnen 5000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Die Verbündeten zählten 1200 Tote und Verwundete. Das Kriegsglück zeigte

jedoch seinen Wankelmut auffallend; denn an demselben Tage wurde Kassel vom Prinzen Xavier erobert, nachdem der General Kielmannsegge sich wegen Überlegenheit des Feindes aus Hessen ins Hannoversche gezogen hatte. Der Erbprinz überfiel bald darauf bei Zierenberg in der Nacht ein kleines französisches Korps, wobei er 500 Gefangene machte. Auch in Marburg wurden die Franzosen vom General Bülow überfallen und ihre dort befindliche Bäckerei zerstört.

Der Mangel an Festungen in Niedersachsen und Westfalen erzeugte hier eine große Lebhaftigkeit in Unternehmungen des kleinen Krieges, eine beständige Abwechslung bei den Eroberungen der Städte und der Besitznahme der Länder, die ebenso schnell eingenommen als wieder verlassen wurden. Bald waren die Franzosen Meister einer Provinz, die sie als ihr Eigentum betrachteten und daher Pächter aus Paris sandten, um sie nach ihrer Methode auszusaugen. Oft aber war kein Dorf mehr von der dem Verderben geweihten Provinz in ihren Händen, ehe noch diese Pächter anlangten. Während der Fortschritte der verbündeten Hauptarmee waren Minden, Kassel, Göttingen, Einbeck und Ziegenhain weggenommen worden, und Hameln wurde mit einer Belagerung bedroht. Aber Luckner erschien wenige Tage später, verhinderte das weitere Vordringen der Eroberer, trieb sie von Hameln zurück und machte eine Menge Gefangener.

Broglies Armee war an Zahl der verbündeten immer noch überlegen, litt aber beträchtlich unter Krankheit. Dazu kam, daß er aus Versailles widersprechende Weisungen erhielt, so daß er sich keinen entscheidenden Schritt zu tun getraute. Er verschanzte

sich vielmehr nahe bei Kassel, ließ Göttingen befestigen, während Ferdinand durch Streifkorps seine Magazinvorräte vernichten ließ. In den völlig ausgezehrten Provinzen wuchsen daher die Verpflegungsschwierigkeiten immer mehr. Die französische Armee brauchte damals täglich für ihre Pferde 100000 Rationen, weshalb auch fast alle Tage 13000, auch 20000 Mann unter der Bedeckung starker Korps zum Furagieren ausgeschickt werden mußten.

Die Engländer waren in dieser Zeit völlig Herren des Meeres geworden. Ihre Kriegsschiffe gaben allen Seemächten in Europa Gesetze, und auch in den anderen Weltteilen machten sie unaufhaltsame Fortschritte. Die Franzosen waren bei Quebeck total geschlagen worden, und ganz Kanada blieb im Besitze der Sieger, die jetzt ihr Augenmerk auf die französischen Inseln in Westindien richteten. Ferdinand erhielt vom englischen Kabinette Anweisung, den Krieg nun auch auf das linke Rheinufer zu übertragen. Demzufolge sandte er den Erbprinzen mit 15000 Mann nach Cleve, um die Franzosen dort zu vertreiben. Dieser zog auch einen Teil der Besatzungen von Münster und Lippstadt an sich. Sodann ging er über den Rhein, ließ seine leichten Truppen in den Niederlanden streifen, machte eine Menge Gefangener und schloß Wesel ein. Das anhaltende Regenwetter, wodurch die Landstraßen ganz unwegsam wurden, das die Flüsse anschwellte und den Transport des schweren Geschützes aufhielt, verzögerte aber dieses sehr. Dennoch gelang es, die Laufgräben am 10. Oktober zu eröffnen. Die Wichtigkeit des Platzes veranlaßte Broglie, die nachdrücklichsten Maßregeln zu dessen Entsatz zu nehmen. Der General Castries wurde mit 19000 Mann nach Neuß abgesandt. Mit diesem Korps kam er nach ange-

strengten Märschen bei Rheinberg an. Das Belagerungskorps war unterdessen auf 30000 Mann verstärkt worden. Der Erbprinz ließ 12 Bataillone davon auf dem rechten Rheinufer die Belagerung fortsetzen und ging Castries mit den übrigen Truppen entgegen. Beim Überschreiten des Rheines riß die Schiffbrücke, nachdem erst 20 Bataillone, 22 Eskadrons übergesetzt waren. Obgleich er den Rhein ohne Brücken im Rücken hatte, zögerte der Erbprinz keinen Augenblick, den Gegner am 16. früh in seiner vorteilhaften Stellung an einem Walde nahe bei Kloster Kamp anzugreifen. Er nahm selbst einen französischen Obersten gefangen, der, ohne die Annäherung des Feindes zu ahnen, seine Posten im Holze visitieren wollte. Dieser Offizier ward kaum den Erbprinzen gewahr, so eilte er auf ihn zu und sagte: „Sie sind mein Gefangener". „Nicht ich," erwiderte der Erbprinz, „sondern Sie sind der Gefangene; denn Sie befinden sich mitten unter meinen Grenadieren."

Man stritt vier Stunden lang mit wechselndem Erfolge. Es war jedoch den Verbündeten nicht möglich, die Franzosen aus dem Walde zu vertreiben. Alle Versuche schlugen fehl. Der Erbprinz wurde abermals verwundet und ein Pferd ihm unterm Leibe erschossen. Da gab er dem englischen General Elliot Befehl, mit seiner Kavallerie und den preußischen Husaren die durcheinandergekommene französische Infanterie zu attackieren. Der Angriff gelang, das Regiment Normandie wurde völlig zusammengehauen. Aber die Franzosen erhielten Unterstützung, und Elliots Reiter mußten weichen. Doch hatte die mit großer Tapferkeit ausgeführte Attacke ihren Zweck erfüllt. Unverfolgt konnte sich das ganze Korps über den Kanal nach Kloster Kamp und von dort unterhalb

Wesel über den Rhein zurückziehen. Der Erbprinz hob nun die Belagerung von Wesel auf und bezog ein Lager bei Brünen. In dem Gefechte bei Rheinberg hatten die Verbündeten einen Verlust von 1600 Mann, die Franzosen einen solchen von 2600 und mehreren Kanonen. Außerdem war der französische General Baron Wrangel gefangen.

Unterdessen war es November geworden, und Broglie stand unbeweglich in seinem Lager bei Einbeck, von wo aus er mehrere größere Abteilungen entsandt hatte. Diese Schwächung und seine Entfernung vom Prinzen Soubise veranlaßten Ferdinand, alles aufzubieten, um Broglie zu einer Schlacht zu bewegen. Aber dieser verließ sein festes Lager nicht, und um ihn dort anzugreifen, war das Heer Ferdinands zu schwach. Er beschloß daher, Göttingen zu belagern, das mit einem auserlesenen Korps Grenadiers de France besetzt war, um Broglie von diesem für ihn so wichtigen Platze abzuschneiden. Der unter den Waffen ergraute Kommandant von Göttingen, General Vaux, hatte den Platz mit großen Vorräten versehen und verteidigte ihn aufs tapferste. Als die Festungsgräben anfingen zuzufrieren, ließ er sie täglich aufeisen und veranlaßte durch Aufziehen der Schleusentore an der Leine eine starke Überschwemmung, wodurch bei dem verbündeten Heere Krankheiten ausbrachen, die eine Menge Menschen dahinrafften. Ferdinand sah ein, daß die Belagerung nicht zum erwünschten Ziele führen könne und hob sie am 12. Dezember auf. Nun bezog Broglie in und um Kassel Winterquartiere, Soubise solche am Niederrhein und die Verbündeten in Westfalen.

Ferdinand wandte jetzt alle Sorgfalt an, die von den Franzosen in Westfalen und Ostfriesland zer-

störten Magazine wieder anzufüllen. Teils geschah der Einkauf in Holland und England, teils in den Häfen an der Ostsee, wo man die Vorsicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide sowohl für die Armee als für die ausgeleerten Provinzen im voraus anzukaufen. Diese Maßregeln waren allein durch die allzeit fertigen Guineen möglich; ohne sie würde sich der größte Mangel in den ausgesogenen Ländern bald ausgebreitet haben.

Der Feldzug schien zu Ende. Allein Ferdinand war voll kühner Entwürfe, die er während des Winters ausführen wollte. Die Franzosen waren Meister von Hessen und besaßen dort sehr große Magazine; dabei waren ihre Armeen so untergebracht, daß sie einen ungeheuern halben Mond bildeten, der sich von Göttingen bis Wesel erstreckte.

1761.

Es war am 11. Februar 1761, als Ferdinand in vier Kolonnen aufbrach, um die Franzosen in Hessen anzugreifen. Sie wurden überrascht, leisteten aber der Kolonne des Erbprinzen ernstlichen Widerstand in Fritzlar, 19 km westlich Melsungen, wo der Vicomte de Narbonne, trotzdem er nur etwas über 1000 Mann zur Verfügung hatte, sich standhaft zur Wehr setzte. Erst nach drei Tagen, als der Erbprinz schwere Artillerie heranbrachte, kapitulierte Narbonne unter ehrenvollen Bedingungen. Ferdinand selbst war mit der 18000 Mann starken Hauptkolonne von seinem Hauptquartier Uslar aus über den Habichtswald marschiert und mit seinem Neffen nördlich Fritzlar bei Niedenstein in Verbindung getreten. Den linken Flügel der Verbündeten, 12000 Mann, führte General Spörcken, er traf südlich der Unstrut bei Langensalza die vereinigten Korps der Sachsen und Franzosen unter dem Grafen Solms[1] und General Stainville. Auf Befehl König Friedrichs war der preußische General Syburg mit 5000 Mann ebenfalls dort eingetroffen. Am 15. Februar kam es bei genannter Stadt zu einem Treffen, in dem Spörcken und Syburg siegten. Die Preußen erbeuteten sechs, die Verbündeten sieben Geschütze, und es wurden mehr als 2000 Mann gefangen. Nachdem Spörcken im Verein mit Syburg den abziehenden Gegner über Eisenach bis zur Werra verfolgt hatten, trennten sie sich wieder, und Syburg wandte sich der vom Könige erhaltenen Instruktion gemäß gegen die Reichstruppen in der Gegend von Arnstadt. Broglie brach nun,

[1] Prinz Xavier hatte sich den Winter über an den französischen Hof begeben. v. D.

als er erfuhr, daß der Erbprinz bei Fritzlar bereits in seinem Rücken stünde, schleunigst von Kassel auf, dessen Verteidigung er seinem Bruder übertrug. Er zog sich über Hersfeld und Fulda nach dem Main zurück. Die Verbündeten folgten so schnell, daß fünf große Magazine in ihre Hände fielen. Herzog Ferdinand beauftragte den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg mit einem Korps von 14000 Hannoveranern mit der Belagerung von Kassel. Diese stieß jedoch auf unerwartete Schwierigkeiten, denn der Ort war mit allem reichlich versehen; hierzu kam die üble Jahreszeit, eine sehr zahlreiche Besatzung und ein Befehlshaber voller Mut und Ehrgeiz. Er hatte sich auf eine lange Verteidigung vorbereitet und für den Notfall eine Menge Pferdefleisch einsalzen lassen. Die schönen Gärten vor der Stadt hatte er dem Erdboden gleichmachen lassen und nichts verschont, was nur irgend zur Behauptung des Ortes beitragen konnte.

Ferdinand stellte seine Armee so auf, daß er Marburg und Ziegenhain einschloß und gleichzeitig die Belagerung von Kassel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden am 1. März die Laufgräben eröffnet, wobei man keinen Schuß auf die Stadt, sondern bloß auf die Festungswerke tat. Graf Wilhelm konnte aber aus Mangel an Munition nichts ausrichten, da die sehr schlechten Wege deren schnellen Nachschub verhinderten. Dazu kam, daß dem Marschall Broglie zu viel an der Erhaltung dieser Stadt gelegen war, um nicht alles zu wagen. Er zog daher seine sämtlichen Truppen am Niederrheine zusammen, rückte vorwärts und griff bei Grünberg, 20 km östlich Gießen, am 21. März den Erbprinzen an. Dieser war auf Befehl Ferdinands über die Ohm vorgerückt,

um die Verbindungen der Franzosen mit Frankfurt zu beunruhigen. Das Gelände war für die Franzosen vorteilhaft, und ihre außerordentliche Übermacht entschied den Sieg vollends. Die Verbündeten verloren außer einer großen Anzahl Toter 2000 Gefangene und büßten zwölf Kanonen und achtzehn Fahnen ein. Diesem Unfalle folgte eine ganze Reihe anderer. Die schlimmsten Folgen aber waren die Aufhebung der Belagerungen von Kassel, Marburg und Ziegenhain. Ferdinand war genötigt, in die Paderborner Gegend zurückzugehen. Seine Entwürfe zur Befreiung Hessens waren gescheitert. Andererseits aber erkannte Broglie, daß er ohne die notwendigen Magazine ebenfalls nicht in Hessen bleiben konnte. Er zog daher seine Hauptmacht an den Rhein zurück, ließ aber Besatzungen in Göttingen, Kassel, Ziegenhain, Marburg und Fulda. Beide Teile begnügten sich vorerst, ruhig in ihren Standlagern zu bleiben.

Diese gezwungene Untätigkeit währte bis Ende Juni. Ferdinand brach zuerst auf und entschlossen, die Franzosen anzugreifen, rückte er auf die Armee des Prinzen Soubise los. Dieser Feldherr aber wich dem Treffen aus und zog sich eiligst nach Soest zurück, wobei er sechs Kanonen und vierhundert Brotwagen verlor. Auch Broglie brach von Kassel auf. Er traf auf dem Marsche an der Diemel auf das Korps des hannoverischen Generals Spörcken. Dieser wollte sich mit einer so großen Armee trotz seiner vorteilhaften Stellung nicht einlassen. Er zog sich fechtend zurück und überließ den Franzosen 800 Gefangene, 19 Kanonen und 170 Wagen.

Ferdinand ließ indessen die Franzosen beständig durch leichte Truppen necken, zerstörte ihre neu angelegten Magazine und fing ihre Transporte auf.

Auf der Straße nach Marburg erbeuteten die Deutschen achthundert mit Mehl beladene Wagen und 4000 Pferde. Diese immer erneuerten Unfälle veranlaßten Broglie, nachdem er sich mit Soubise vereinigt hatte, zu dem Entschlusse, jetzt in Anbetracht seiner großen Übermacht eine Schlacht zu liefern und nötigenfalls die Verbündeten, die zu einer solchen nicht eben geneigt schienen, dazu zu zwingen. Sobald Ferdinand diese Absicht merkte, bezog er das feste Lager bei Vellinghausen. Am 10. Juli erkundete Broglie in Begleitung seines Bruders und eines etwa 4000 Mann starken Korps Ferdinands Stellung. Bei dieser Unternehmung wäre er beinahe gefangen worden. Eine preußisch-englische Abteilung stieß mit der französischen zusammen, und ein preußischer Husar hatte den Marschall bereits am Rockkragen gepackt, aber das Pferd stürzte, und dem Husaren blieben nur der Hut und das Fernglas Broglies in der Hand. Dieser selbst entkam zu Fuße über Hecken und Zäune. Das Fernglas sandte ihm Ferdinand zurück. Nach vielfachen Beratungen zwischen den beiden französischen Marschällen, die selten einer Meinung waren, griff Broglie am 15. nachmittags von Osten her an, während Soubise an diesem Tage nur von Süden aus näher an den Feind herangehen und am anderen Morgen der gemeinsame Angriff durchgeführt werden sollte. Broglie ging übrigens weiter vor, als verabredet war, verwickelte sich in ein ernstes Gefecht, das bis 10 Uhr abends währte, ward zurückgeschlagen und zog sich in die Gebüsche am Satzbache. Das Treffen wurde am folgenden Morgen mit Tagesanbruch erneuert. Broglie kommandierte den rechten und Soubise den linken Flügel. Die Franzosen konnten keinen Fußbreit Gelände ge-

winnen. Endlich bemächtigten sich die Verbündeten einer Anhöhe und brachten die Feinde in Verwirrung. Sie ließen ihre Toten, ihre Verwundeten und viele Kanonen im Stich und flohen. Es wurde eine Menge Gefangener gemacht, worunter sich auch das ganze französische Regiment Rougé befand. Der linke Flügel der Franzosen, der mittlerweile mit dem Erbprinzen im Handgemenge gewesen war, gab nun auch den Kampf auf und zog sich zurück. Die Natur des Geländes erlaubte es der Kavallerie nicht, die Fliehenden zu verfolgen und den Sieg um so glänzender zu machen. Der Verlust der Franzosen in diesem Treffen betrug gegen 5000 Mann, außerdem fünf Fahnen und neun Kanonen; die Verbündeten zählten 300 Tote und 1000 Verwundete.

Wenige Tage nach diesem Treffen hatte der Prinz Albert Heinrich von Braunschweig, der erst kürzlich bei der Armee angekommen war, um seinem großen Onkel und seinem Bruder, dem Erbprinzen, nachzueifern, das Unglück, bei einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödlich verwundet zu werden. Soubise schickte selbst zwei seiner erfahrensten Wundärzte ins Lager der Verbündeten, die diesen edlen Jüngling doch nicht zu retten vermochten. Unterdessen nahm Luckner das große Magazin zu Höxter weg, worin sich 5780 Säcke Korn und Mehl nebst vielen anderen Vorräten befanden. Ferner ließ General Freytag die französischen Magazine zu Witzenhausen, Eschwege und Wanfried anzünden, bei Rotenburg und Melsungen 33 mit Munition beladene Schiffe in die Fulda versenken und bei Fritzlar eine Kriegskasse von 25000 Reichstalern wegnehmen.

Ungeachtet aller dieser Vorteile war doch dadurch nichts gewonnen. Bei der großen Übermacht der

Feinde und bei ihren Hilfsquellen kam ihr Verlust nicht in Betracht. Auch würden sie wahrscheinlich neue Versuche gemacht haben, mit ihren zwei vereinigten Heeren die schwache Armee der Verbündeten noch mehr in die Enge zu treiben, allein die französischen Feldherren stimmten gar nicht zusammen. Es herrschte eine alte Feindschaft unter ihnen. Die Niederlage von Vellinghausen, an deren übelm Ausgang keiner die Schuld tragen wollte, gab dem Hasse neue Nahrung. Broglie beschuldigte den Prinzen Soubise, daß er zu spät angegriffen habe; Soubise hingegen behauptete, Broglie habe das Gefecht zu früh begonnen, um ohne seine Mithilfe zu siegen. Auch habe er den Rückzug befohlen, als sein Korps eben im Begriffe gewesen sei, das verlorene Treffen wiederherzustellen. Der Zwist ging so weit, daß er von dem Gerichte der Marschälle von Frankreich entschieden werden mußte.

Dieses Zerwürfnis gab Anlaß, daß sich die beiden vereinigten Armeen bald nach dem Treffen wieder trennten. Broglie marschierte, nachdem er im Einverständnis mit Soubise sein Heer um 30000 Mann von dessen Armee verstärkt hatte, über Paderborn in die Gegend von Driburg, östlich Paderborn, Soubise in die von Arnsberg zurück. Der Erbprinz von Braunschweig wäre in diesen Tagen gelegentlich einer Erkundung bei Unna, südwestlich Hamm, beinahe den Franzosen in die Hände gefallen. Sie umringten ihn plötzlich, allein er bahnte sich mit seiner Bedeckung den Weg durch den feindlichen Haufen.

Ferdinand sahe sich nun genötigt, seine Macht zu teilen, um beide feindlichen Armeen zu beobachten, die endlich wieder vorrückten. Broglie beabsichtigte, in

Hannover so weit wie möglich einzudringen und Soubise drohte Münster zu belagern, das er eingeschlossen hielt, aber er hatte an dem Erbprinzen einen sehr wachsamen Gegner. Unter seiner Anführung erstürmten die Verbündeten die Stadt Dorsten an der Lippe, einen Ort, den die Franzosen befestigt und zum Waffenplatze umgewandelt hatten, und wo jetzt Vorbereitungen zur Belagerung von Münster getroffen wurden. Hier befand sich die Bäckerei der Armee des Prinzen Soubise, und es wurden über hundert Backöfen, 4000 Säcke Mehl und mehr als 100000 Rationen Hafer erbeutet. Dabei machten die Verbündeten die 650 Mann starke Besatzung zu Gefangenen. Nun war Soubise gezwungen, sich über die Lippe zurückzuziehen.

Indessen bemühte sich Ferdinand, Broglie zu einem neuen Treffen zu zwingen, um ihn von Hannover abzuhalten. Der französische Feldherr vermied jedoch sorgfältig jede Gelegenheit dazu. Deshalb nahm Ferdinand seine Zuflucht zur List. Er marschiertr eiligst nach Hessen und schnitt der französischen Armee die Zufuhr von dorther ab. Diese Unternehmung gelang, und Broglie ging sogleich nach Hessen zurück. Ferdinand marschierte nun nach Paderborn, um die Franzosen zu beobachten, wenn sie ihren Anschlag auf Hannover erneuern sollten. Der Erbprinz aber, der jetzt Münsters wegen nichts mehr zu fürchten hatte, stieß nun zur großen Armee und vernichtete auf dem Marsche die französischen Magazine, die er in unbefestigten Orten antraf.

Indessen ging Soubise wieder über die Lippe vor und sandte Parteien aus, die Westfalen durchstreiften und das Land grausam verheerten. Broglie schickte Abteilungen nach dem Harz und ließ dort brandschatzen.

Der Prinz Xavier von Sachsen aber belagerte Wolfenbüttel, das sich nach einer Beschießung von 36 Stunden ergab. Diese Stadt mußte 200 000 Reichstaler Brandschatzung, 28 000 Reichstaler als Geschenke für die Befehlshaber und, weil man die Türme verschont hatte, noch 14 000 Reichstaler für die Erhaltung ihrer Glocken bezahlen. Die Zahlung geschah größtenteils in barem Gelde; für das Fehlende nahmen die Franzosen Kaufmannsgüter, Wechsel und Geiseln mit. Der regierende Herzog von Braunschweig wollte diese Drangsale seines Landes nicht mit ansehen und begab sich mit seiner Familie nach Celle.

Xavier schloß nun Braunschweig ein, jedoch in der Nacht, da man anfangen wollte diese Residenz zu beschießen, kam der zwanzigjährige Prinz Friedrich seiner bedrängten Vaterstadt zu Hilfe und griff, vereinigt mit dem General Luckner, die Belagerer, die keinen Anfall erwarteten, an. Sie wurden nach einem hitzigen Gefechte mit Verlust von mehr als tausend Mann und einigen Kanonen verjagt und gaben nicht allein die Belagerung sofort auf, sondern verließen auch Wolfenbüttel.

Ein Detachement von der Armee des Prinzen Soubise nahm Osnabrück weg und behandelte die Einwohner dieser Stadt barbarisch, weil sie nicht sogleich eine ungeheuere Brandschatzung bezahlen konnten. Ein anderer Kriegshaufe erschien vor Emden, wo zwei Kompagnien britischer Invaliden die Besatzung bildeten. Diese wurden durch die Versprechungen der Franzosen und das Bitten der erschrockenen Einwohner zur Übergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Versprechungen wenig und schrieb in ganz Ostfriesland Kriegssteuern aus, die in barem Gelde eine Million Reichstaler betrugen, wozu Emden 200 000 und Aurich

150000 Reichstaler liefern sollten. Man bezahlte davon auch einen Teil. Die Größe der geforderten Summen aber, die der Einwohner Kräfte überstiegen, und die grausame Art, sie einzutreiben, setzten das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten sich zusammen, bewaffneten sich so gut wie sie konnten, fielen über ihre unmenschlichen Feinde her und jagten sie zum Lande hinaus. Viele dieser braven Bauern mußten aber nachher, da eine andere französische Abteilung ankam, ihre Selbstverteidigung mit dem Strange büßen.

Die Franzosen hatten die Reichsstadt Bremen nicht aus den Augen verloren. Die vorteilhafte Lage dieses Ortes an der Weser, ihre Größe und ihr Reichtum, die Nachbarschaft des Meeres, alles verlockte zu dem Besitze. Hierzu kam, daß die Stadt jetzt voller Magazine für die verbündete Armee war, die große Leichtigkeit, sie von der Seeseite immer zu füllen, und die Verbindung mit Stade. Die Franzosen hatten schon bei Frankfurt am Main gezeigt, daß man die Reichsstädte nötigenfalls feindlich behandeln könnte. Klagen hierüber beim Oberhaupte des Deutschen Reiches waren ohne Wirkung. Deshalb beschlossen die Franzosen abermals die Einnahme dieser Stadt. Allein das Gerücht von ihrer Grausamkeit und die Beispiele davon, die man in allen benachbarten Ländern gesehen hatte, trieben jetzt die Einwohner zu dem Entschlusse, sich lieber bis auf den letzten Mann zu verteidigen als solch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Sie wiesen daher die Franzosen bei ihrer Annäherung mit Verlust ab, und diese zogen sich schleunigst zurück. Ferdinand verstärkte die Besatzung durch einige britische Bataillone, um ähnliche Versuche desto nachdrücklicher zu vereiteln.

Was den Franzosen an Tätigkeit im Felde ab-

ging, ersetzten sie durch mannigfaltige Anstalten, Vorsichtsmaßregeln und Zurüstungen. Ein Teil der Mauern und Wälle von Duderstadt wurde niedergerissen, wozu man 800 Bauern und Bergleute vom Harz verwandte, denen die Bürger Essen und Trinken geben mußten. Auch die Weiber ließ man nicht müßig. 300 davon wurden bestimmt, in Tragkörben eine Menge Kanonenkugeln von der Eisenhütte zu Lauterberg nach Göttingen zu bringen, wohin auch Duderstadt 600 Paar Schuhe liefern mußte. Von dem Fürstentum Göttingen wurden 3000 Stück Leinwand zu Betten und 18000 Hemden gefordert. Die Hauptsorge betraf jedoch die Füllung der Magazine, und hier ließen es die Franzosen, gleichviel ob in Feindes- oder Freundesland, an Ausschreibungen nicht fehlen. Der fränkische Kreis erließ deshalb unter dem 10. November 1761 ein Klageschreiben an den Kaiser, worin die bereits geleisteten Lieferungen und der im Kriege erlittene Schaden auf 23 Millionen Gulden angegeben wurden. Man bat um seine Verwendung beim Könige von Frankreich, damit der Kreis fürs künftige verschont bliebe, weil, wie es hieß, er sonst mit seinen Reichsverpflichtungen einhalten müßte. Diese Klagen blieben aber ungehört.

Der Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen wagte, eine Beschwerdeschrift an die fränkische Kreisversammlung einzureichen. Er stellte darin vor, daß seit 200 Jahren die Heere fast sämtlicher Nationen die deutschen Provinzen verheert hätten. Aber keines dieser Heere habe der Kreisversammlung die gebührende Achtung versagt. Nur die dem deutschen Reiche verbündeten Franzosen behandelten diese aus souveränen Fürsten und Ständen bestehende Versammlung in achtungsloser Weise und rechtfertigen alle Übergriffe mit dem Dienste des Königs. Allein

man sah in Versailles diese Klagen eines deutschen Fürsten als ein Verbrechen an, und der Herzog wurde durch die härtesten Drohungen gezwungen, seine Klagen wieder zurückzunehmen. Ein Kurier brachte der fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg den Befehl Ludwigs XV., bei Androhung der härtesten Strafe, die Beschwerden des Herzogs von Sachsen-Meiningen sowie die darüber genommenen Beschlüsse aus ihren Protokollen und Akten gänzlich auszustreichen. Dieser Befehl, dem die nahe befindlichen französischen Armeen das nötige Gewicht gaben, wurde auch sogleich befolgt.

In Hannover und Hessen hoben die Franzosen eine Menge Rekruten aus, die gegen ihr Vaterland fechten mußten; entzogen sich diese gewaltsam gepreßten Soldaten dem Dienste, so war ohne Gnade der Strang ihr Los. Alle zum Kriege tauglichen Mannschaften nahmen die Franzosen in Listen auf, und die Auswanderung wurde bei Galeerenstrafe verboten.

Elftes Buch. 1761.

Der Leiter der französischen Politik, Choiseul, hätte blind sein müssen, wenn er das dringende Friedensbedürfnis seines Vaterlandes nicht eingesehen hätte. Schon nach der Schlacht bei Liegnitz hatte er dem Vertreter Österreichs am französischen Hofe, Starhemberg, erklärt, Frankreich sei entschlossen, diesen Feldzug den letzten, an dem es teilnehme, sein zu lassen. Der Sieg der Preußen bei Torgau konnte ihn in dieser Anschauung nur bestärken, denn er war nicht dazu angetan, sein Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der österreichischen Heerführung zu befestigen. Zunächst waren Choiseuls Bestrebungen auf Abschluß eines Sonderfriedens mit England gerichtet. Preußen gedachte er noch einige Zeit im ungewissen zu lassen, denn er war über eine Ode, die König Friedrich dem Herzog Ferdinand auf dessen Sieg über die Franzosen gewidmet hatte, und die Voltaire verstanden hatte ihm in die Hand zu spielen, aufs höchste entrüstet[1].

In erster Linie war Choiseul bestrebt, die tatsächliche Stimmung in Wien zu erkunden. Die Kaiserin war nach Empfang des Berichtes Starhembergs aufs

---

[1] Es ist nicht das erste Mal, daß Voltaire an seinem königlichen Gönner zum Verräter wurde. Im vorliegenden Falle hatte er dem Könige gegenüber beteuert, daß er die Ode, die sich in besonders starken Ausdrücken über die Franzosen erging, den Flammen übergeben habe. Dennoch vermochte der König seinen Argwohn nicht zu unterdrücken, beschränkte sich aber in seinem Briefwechsel mit Voltaire auf die Bemerkung: „Man begnügt sich nicht, den König in mir zu verfolgen, man verfolgt auch den Dichter; der, der meine Werke veröffentlicht hat, verrät damit eine ehrlose Gesinnung. Ich klage niemand an, aber der Schuldige verdient die Strafe der Heiligtumschänder." v. D.

äußerste bestürzt, denn sie hatte sich ihrem Ziele, nicht allein Schlesien zurückzuerobern, sondern Friedrich auf den Rang eines bedeutungslosen Fürsten herabzudrücken, näher als je geglaubt. Aber nach der bitteren Enttäuschung von Torgau hatte ihr Daun selber kurz und bündig erklärt, die österreichischen Heerführer würden einen so furchtbaren Gegner wie den König von Preußen niemals bezwingen. Ihr Ratgeber Kaunitz hatte nach der Schlacht bei Liegnitz eine ordentliche Stufenleiter der verschiedenen Bedingungen, unter denen ein Friede zustande kommen könne, entworfen. Wenn es auch nicht gelänge, die Macht Preußens zu vernichten, so seien doch immerhin durch kluges Verhalten für das Haus Habsburg wesentliche Vorteile zu erreichen. Für den besten Frieden hält er es selbstverständlich, wenn Österreich in den Wiederbesitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz kommt, und zwar ohne genötigt zu sein, an Frankreich eine entsprechende Abtretung zu bewilligen; die Bundesgenossen sollen vielmehr in diesem Falle sämtlich auf Kosten Preußens entschädigt werden. Aber selbst, wenn Österreich seine Niederlande ganz oder teilweise abtreten müsse, wird ein Friede auf jener Grundlage immer noch als gut anzusehen sein. Wenn dagegen für Österreich nur ein Teil von Schlesien und für die Bundesgenossen ebenfalls nur unbedeutende Vorteile erworben werden können, so sei der Friede als mittelmäßig zu bezeichnen, als schlecht aber, wenn die Vorteile noch geringer ausfielen. Der schlechteste Friede sei selbstverständlich der, der den Besitzstand so läßt, wie er vor dem Kriege war. Nach Torgau bezweifelte Kaunitz jedoch ebenfalls, ob es möglich sein werde, auch nur die Grafschaft Glatz zu beanspruchen: immerhin riet er seiner Ge-

bieterin, die Bedingungen beim Eintritt in die Verhandlungen nicht gleich gar zu niedrig zu stellen und einstweilen die unbestimmte Erklärung abzugeben, „man verlange nicht ganz Schlesien".

In Rußland war man des Krieges und der ewigen Mißhelligkeiten unter den österreichischen und russischen Generalen müde, und der Kanzler Woronzow hätte gerne die Hand zum Frieden geboten, denn Schuwalows Pläne für die dauernde Erwerbung Preußens waren ihm gleichgültig; er sah aber kein Mittel, auf die Zarin einzuwirken, die sich weniger als je um die Staatsgeschäfte kümmerte und in ihrem persönlichen Hasse gegen Friedrich sich immer gleichblieb.

Am 27. Oktober 1760 war König Georg II. einem Schlaganfalle erlegen. Nachfolger ward sein Enkel als Georg III. Dieser Thronwechsel hatte zunächst keinerlei Änderung im Regierungssystem hervorgerufen. Zwar ernannte der junge König seinen seitherigen Gouverneur, Graf Bute, sofort zum Mitgliede des Geheimen Rates, aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten blieb in den bewährten Händen Pitts. Der Subsidienvertrag mit Preußen wurde auch im Dezember auf ein weiteres Jahr verlängert. Schon wenige Tage nach der Torgauer Schlacht hatte Friedrich persönlich an Pitt geschrieben, nachdem er an demselben Tage dem jungen Könige in warmen Worten seine Teilnahme an dem Tode seines Großvaters ausgesprochen hatte: „Ich setze mein Vertrauen auf Sie und auf Ihren wahrhaft römischen Charakter, von dem Sie während Ihres Ministeriums so glänzende Proben gegeben haben. Ich verlasse mich fest auf Sie, ohne daß ich fürchten müßte, mich zu täuschen, und ich zweifle nicht, daß Sie fortfahren werden, mit demselben Eifer für das Wohl der

gemeinsamen Sache zu arbeiten, wie Sie dies bisher während der Regierung des Königs, meines Oheims, getan haben." Friedrich schildert dann fortfahrend seine Lage, daß er ungeachtet aller Erfolge außerstande sei, den Stolz und den Ehrgeiz seiner Gegner zu brechen, und fügt hinzu: „Sie sind vielleicht der einzige Mann in Europa, der durch weise Maßregeln ein geeignetes Mittel zu finden vermag, auf rühmliche Weise einen für alle kriegführenden Teile gleich verderblichen und unheilvollen Krieg zu enden. Ich wiederhole es, ich setze mein ganzes Vertrauen auf Sie."

Auf den erledigten Posten des Kriegsministers berief König Ludwig nun ebenfalls den Herzog von Choiseul mit dem Hinzufügen, daß er, bis der Friede hergestellt sei, das auswärtige Amt beibehalten möchte. Er setzte dem Ernennungsbefehle die Worte hinzu: „aber bedenken Sie, daß ich den Frieden will".

Grundsätzlich waren demnach ausgangs des Jahres 1760 sämtliche Großmächte zum Frieden geneigt, und Kaunitz schlug die Einberufung eines Kongresses vor. Choiseul war nach reiflicher Überlegung einverstanden; nur beantragte er zunächst, daß sämtliche Parteien England und Frankreich mit der Führung der Verhandlungen beauftragen sollten. In Wien sprach man sich jedoch lebhaft gegen diesen Vorschlag aus, worauf Choiseul davon abstand. Nun mußte die Zustimmung Rußlands, Schwedens und Sachsens eingeholt werden. Endlich, am 26. März, ward unter Bezugnahme auf die preußisch-englische Erklärung vom 25. November 1759 dem englischen Kabinett durch den russischen Botschafter in London eine Einladung zum Kongresse zugestellt. Am 23. April erfolgte die zusagende Antwort Preußens und Englands. Als Versammlungsort

wurde Augsburg, als Zeitpunkt für den Beginn die erste Hälfte des Juli in Aussicht genommen.

König Friedrich vergaß in seinen Kriegen, besonders aber in seinen Winterquartieren, die Wissenschaften und Künste nicht. Sie bildeten seine einzige Erholung. Die Musen begleiteten ihn in seine Lager, wohin sie seit der Römer Zeiten höchst selten gekommen waren. Der Oberst Quintus Icilius[1], der außergewöhnliche Kenntnisse in der alten und neuen Literatur besaß, und den Friedrich häufig als Gesellschafter herbeizog, vermochte ihn während des Aufenthaltes in Leipzig zu Unterredungen mit Professoren dieser Universität zu bewegen. Die Vorurteile Friedrichs gegen deutsche Gelehrte waren unbegrenzt. Er hielt keinen einer näheren Bekanntschaft würdig und las keine Bücher in seiner Muttersprache, in der Voraussetzung, daß die deutsche Literatur im Jahre 1760 sich in demselben Zustande wie 1730 befände, zu einer Zeit, da der königliche Jüngling von gelehrten Pedanten gemartert wurde, und wo der Hofnarr Gundling Präsident der deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin war[2]. Indessen war eben

---

[1] Vergl. S. 370.

[2] Dieses Urteil über Gundling ist unrichtig. Gundling war ein Schüler von Thomasius in Halle und ist Verfasser zahlreicher historischer und statistisch-ökonomischer Schriften. Die Behauptung, Friedrich Wilhelm I. habe ihn 1718 zum Präsidenten der Akademie ernannt, um diese zu verhöhnen, entbehrt jeder Begründung. Gundlings Präsidentschaft war auch nicht ohne Nutzen für das Institut. Die für diesen Posten nötige Würde fehlte ihm allerdings. Archenholtz nennt ihn deshalb „Hofnarr", weil er sich im Tabakskollegium häufig betrank und dann zum größten Ergötzen des Königs mit seinem Nebenbuhler Faßmann, einem höchst unbedeutenden Schriftsteller und Anekdotenjäger, regelmäßig in heftigen Streit geriet. Zuweilen überhäuften sich die beiden dann mit

damals, mitten in diesen blutigen Tagen des Krieges und der Verwüstung, für die von Friedrich verachtete deutsche Literatur die schönste Morgenröte angebrochen, die den herrlichsten Tag versprach.

Schon lange behaupteten die Deutschen den Ruhm, das gelehrteste Volk der Erde zu sein. Sie drangen tief in die Wissenschaften ein, studierten die Sprachen aller Nationen, deren Lehrer sie durch ihren eisernen Fleiß in so vielen Zweigen des menschlichen Wissens wurden. Bei allen diesen großen Vorzügen aber waren diese Gelehrten Pedanten. Die Gelehrsamkeit verdrängte bei ihnen das Genie, und die Männer, die in ihrem Geiste mehr in Athen und Rom als in Deutschland lebten, wußten nichts von den Grundsätzen des guten Geschmackes. Hierzu kam eine noch ungelenke Sprache. Erst dann wurde diese veredelt, erst dann wurde ihre Schönheit, ihr Reichtum, ihre Kraft erkannt, als unsterbliche Dichter sie mit dem Götterfunken des Genies belebten, sie in allen Formen zeigten und ihre Leier in allen Tönen stimmten. Nun ereigneten sich sehr bald auf den wissenschaftlichen Feldern die riesenhaften Fortschritte, deren Größe die fremden Nationen aus Mangel an Sprachkenntnis lange nicht zu beurteilen vermochten. Und diese große Epoche fiel mit diesem außerordentlichen Kriege zusammen, wo sich so viel andere Geisteskräfte erstaunlich entwickelten.

Während die deutschen Feldherren Friedrich und Ferdinand unter dem Donner der Kanonen den Völkern der Erde ihre schrecklichen Lehrstunden gaben, stieg der Deutsche Winckelmann mit so viel Mut als

---

den heftigsten Schmähungen und gingen sogar schließlich mit Fäusten aufeinander los. v. D.

Glück ins Labyrinth des Altertums hinab, um in dem Chaos der alten Kunst Ordnung zu schaffen, bestimmte der Deutsche Euler den Lauf der Planeten, und der Deutsche Mengs wurde der Raffael des 18. Jahrhunderts. Bildende Künstler aller Art traten als Maler, Bildhauer und Kupferstecher hervor.

Diese geistige Umwälzung erstreckte sich über alle Gebiete. Die deutschen Theologen ließen ihre unbegreiflichen Dogmen im Stich, um die reine Moral zu lehren. In der Kritik, die bisher in den Kinderschuhen steckte, trat Immanuel Kant mit seinen ersten Schriften hervor. Rechtsgelehrte und Ärzte begannen an Stelle der alten Sprachen Deutsch zu reden und zu schreiben. Deutsche Naturforscher fingen an die Franzosen und Briten durch neue Entdeckungen und unermüdliche Versuche zu übertreffen, und auch die Mathematiker benutzten den neuen Sprachschatz und zeigten in ihren Schriften eine nie geahnte Faßlichkeit.

Mehr aber als alle glänzten die Dichter. Bereits hatten Haller, Hagedorn, Bodmer, Uz und Gellert gesungen, jedoch das dafür noch nicht empfängliche Volk ließ ihre vortrefflichen Dichtungen meist unbeachtet. Aber nun traten Wieland, Klopstock und Lessing auf, drei Männer vom Schicksal bestimmt, den Nationalruhm des deutschen Genies bei der Mitwelt und noch mehr bei der späten Nachwelt zu sichern und den größten Geistern anderer Völker zur Seite zu stehen. Diese Großen gingen zu dieser Zeit als Jünglinge mit langsamen, aber gewissen Schritten zum Tempel der Unsterblichkeit. Wieland fing an, durch seine göttlichen Gedichte die Menschen zu bezaubern. Seine Schriften waren sowohl belehrend als unterhaltend. Bald besang er sympathetische Empfindungen, bald kleidete er die Philosophie in die

reizendsten Gestalten, bald versetzte er die Leser in den Olymp, bald nach Griechenland, bald in die Ritterzeiten, bald in die Gegenwart, bald in idealistische Welten, bald entzückte er in Prosa, bald in Versen, und dies alles mit einer Kunst, die nach dem Ausspruche des französischen Dichters Dorat glauben machte, daß die Grazien es diktiert und Wieland es nur niedergeschrieben habe. Klopstock trat damals mit seiner Messiade auf, die ihm einen Rang unter den größten Dichtern aller Zeiten gab, und Lessing machte den Anfang, sein allen Fächern des Wissens gerecht werdendes großes Genie zu entwickeln. Kleist besang unnachahmlich die schöne Natur; Gleim wurde Deutschlands Tyrtäus sowie dessen Anakreon; Ramler wurde der Horaz und Gesner der Theokrit Deutschlands. Solche Dichter waren zu Schöpfungen bestimmt, deren Flammen wärmen, deren Kunst Geist und Geschmack bilden und deren Genie selbst auf kalte Menschen wirken mußte.

Diesen glänzenden Anfang einer so glorreichen literarischen Epoche verkannte der große Friedrich aus Vorurteil, das selbst seine parteilosen gelehrten Freunde nicht besiegen konnten. Unter anderen hatte er in seiner Umgebung zwei eifrige Verteidiger der neueren deutschen Literatur. Es waren dies zwei unbefangene gelehrte Ausländer, der englische Gesandte Mitchell, sein Kriegsgefährte, und der französische Marquis d'Argens, Friedrichs Freund, die beide den König auf den von ihm nicht beobachteten Flug des deutschen Genies aufmerksam zu machen suchten. Da der Monarch aber die deutschen Buchstaben nicht leiden konnte, so blieben die Vorstellungen dieser vortrefflichen Männer fruchtlos. Gottsched, der damals noch viele Anhänger hatte, die ihn als einen außer-

ordentlichen Mann betrachteten, war am wenigsten fähig, diese Vorurteile zu vernichten, als er die Ehre einer Unterredung mit dem gekrönten Dichter hatte. Sein fälschlich erworbener Ruhm bei seinen beschränkten Fähigkeiten und sein gänzlicher Mangel an Witz und Geschmack bestärkten vielmehr die vorgefaßte nachteilige Meinung des Königs und entschieden sein Urteil über diesen Gegenstand für sein ganzes übriges Leben. Friedrich ließ endlich auf Quintus' Anraten den Professor Gellert zu sich kommen. Die gründlichen Kenntnisse dieses Gelehrten, sein guter Geschmack und die Art seines Vortrages setzten den König in Verwunderung und erzeugten Lobsprüche, die den bescheidenen Gellert wahrhaft beschämten[1]; selbst die Freimütigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen seine zu große Anhänglichkeit an die Franzosen und seinen geringen Schutz der deutschen Literatur vorwarf, mißfiel nicht. Gellert las dem Könige einige von seinen Fabeln vor, und Friedrich machte sogar einen Versuch, ihm auf dieses Gebiet zu folgen. Er sandte ihm die selbstgedichtete Fabel „Die beiden Hunde und der Mensch", natürlich in französischer Sprache. Gellert schrieb ihm darauf, er fände die Fabel allerliebst, und er würde sie lieber selbst gemacht als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben[2]. Es blieb jedoch nur bei einer

---

[1] Der König, der, wie oben gesagt, die deutschen Gelehrten weder persönlich noch ihre Schriften kannte, bediente sich des Ausdrucks: C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands. v. A.

[2] Wenn Friedrich somit die deutsche Literatur verkannte, und wenn wir Deutschen es schwer verschmerzen, daß seine und Lessings Bahnen sich niemals berührten, so stimmte Goethe in dem vornehmsten Tadel, den er den Deutschen machte, mit ihm überein,

Unterredung, ungeachtet der Aufforderung Friedrichs, öfter zu kommen, da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener sagt, die Lehre des Sirach: „Dränge dich nicht zu den Königen" wörtlich befolgte.

Da Daun auf seinem nach der Torgauer Niederlage eingereichten Entlassungsgesuche bestand, so fanden am Wiener Hofe lange Verhandlungen über die Wahl seines Nachfolgers statt. Die geeignetste Persönlichkeit wäre Loudon gewesen, und Kaunitz gab sich die denkbarste Mühe, dessen Ernennung bei der Kaiserin durchzusetzen; diese aber hielt es nicht für angängig, einen noch jungen Ausländer so vielen älteren Generalen vorzuziehen. Endlich bat sie Daun, von seinem Gesuche abzustehen, und dieser fügte sich. In Petersburg verzögerte man die Verhandlungen über das gemeinsame Vorgehen absichtlich. Endlich im Mai kam man dahin überein, daß das russische Hauptheer 70000 Mann stark unter Buturlin auf Breslau rücken und außerdem zur endlichen Be-

---

wenn er aussprach: „Daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen Nullenepoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne." In den letzten Jahren seines Lebens hat der König übrigens Wieland ein großes Verdienst um die Bildung des deutschen Geschmacks zuerkannt und den alten Gleim gelegentlich einer Audienz 1785 gefragt, ob Wieland oder Klopstock der Größere sei. Bekanntlich hat Friedrich über Shakespeare dasselbe abfällige Urteil gefällt wie über Goethe, dessen „Götz von Berlichingen" im April 1774 zum ersten Male in Berlin aufgeführt wurde, und den er „eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke nennt, wobei einzig das Parterre die Wiederholung dieser ekelhaften Plattheiten verlange". Dennoch gestand er in seinen letzten Lebensjahren: „Wenn ich jung wäre, würde ich mich an die Engländer und Deutschen halten." Und Herder schrieb nach Friedrichs Tode an Gleim: „Sie sind aus Friedrichs Zeit, und ich will's auch sein und bleiben." v. D.

zwingung Kolbergs ein Geschwader und ein Landheer, dieses unter General Rumanzow, ausgerüstet werden solle. Hierbei rechnete man auf die Mitwirkung Schwedens. Friedrich war in diese Pläne längst eingeweiht und entschlossen, die Verteidigung Schlesiens selbst zu übernehmen und dem Prinzen Heinrich die Sachsens anzuvertrauen. Dort blieb Daun mit der Hauptarmee, während Loudon dem General Goltz am 19. April den Waffenstillstand kündigte und vier Tage darauf die schlesische Grenze überschritt. Goltz zog sein Korps zwischen Hohenfriedeberg und Schweidnitz zusammen, um dort den König zu erwarten. Loudon war aus Wien angewiesen, die Vereinigung mit Buturlin abzuwarten, und blieb darum in angemessener Entfernung. Friedrich langte in starken Märschen am 13. Mai aus der Torgauer Gegend bei Schweidnitz an, worauf Loudon nach Braunau zurückging. Den General Goltz entsandte der König mit 10000 Mann am 17. nach Glogau, um die russische Hauptarmee zu beobachten. Von dieser waren Mitte Juni zwei Divisionen bei Posen eingetroffen, der übrige Teil stand noch weiter rückwärts an der Warthe und Netze. Goltz bat den König um Verstärkung, er wollte die Russen während ihrer Versammlung angreifen, um sich nach ihrer Zurückwerfung ihrer Magazine zu bemächtigen. Der König war einverstanden, und weitere 12000 Mann trafen am 26. Juni bei Glogau ein, am 28. wollte Goltz aufbrechen, um den Gegner anzugreifen. Da raffte den Braven ein hitziges Fieber plötzlich hinweg; er verschied am 30. Juni. Friedrich ernannte Zieten zu seinem Nachfolger, aber bis zu dessen Eintreffen vergingen einige kostbare Tage, die die Russen ausnutzten. Zieten rückte dann bis Kosten vor und blieb

dem Feinde immer zur Seite, aber zu einem Angriffe kam es nicht. Am 11. Juli erhielt er den Befehl, nach dem scheinbar zunächst bedrohten Breslau abzumarschieren.

Mittlerweile hatte Loudon 30000 Mann Verstärkung von Daun erhalten und war in der Richtung Münsterberg aufgebrochen, um sich mit Buturlin, der über Wartenberg anrückte, nordöstlich Breslau zu vereinigen. Friedrich verlegte sein Lager auf die Ostseite von Schweidnitz, nach Pilzen, um der großen Heerstraße über Frankenstein näher zu sein. So fest entschlossen er war, eine Schlacht mit den vereinten Heeren, die ihm um mehr als das Doppelte überlegen waren, zu vermeiden, so sehr ersehnte er eine Entscheidung gegen Loudon allein, denn wenn er diesen schlug, so war der Abzug Buturlins sicher. Endlich, nach Verlauf eines halben Monats, marschierte Loudon von Braunau ab; die Preußen folgten sofort seinem Beispiele. Friedrich legte sich Loudon quer zu seiner Marschrichtung vor; der Erfolg war, daß dieser die angebotene Entscheidung nicht annahm und sich wieder dem Gebirge zuwandte. Er sandte nun den Vorschlag ins russische Hauptquartier, die Vereinigung unterhalb von Breslau zu bewerkstelligen. Buturlin überschritt infolgedessen die Oder bei Leubus, östlich Parchwitz, Loudon marschierte am Gebirge entlang nach Striegau und Jauer, Friedrich begleitete seinen Marsch über Kanth und zog Zieten heran. Unterdessen hatten die Russen einen Nachtmarsch ausgeführt und Liegnitz erreicht. Dort hatten die beiden Heerführer am 13. August eine Zusammenkunft, die aber keine Einigung herbeiführte. Buturlin verlangte, Loudon solle sich nach Liegnitz heranziehen, während dieser sich mit Rücksicht auf seine Magazine in Böhmen näher am

Gebirge halten wollte. Endlich am 17. rückte Loudon nach Jauer, und die Russen in der Nacht zum 19. in eine Stellung südlich Liegnitz. Friedrich versuchte durch Erreichung von Kunzendorf, 8 km westlich Schweidnitz, die Verbindung Loudons mit seinen Magazinen zu bedrohen, aber dieser kam ihm dort zuvor.

Am 20. bezog nun der König, um Schweidnitz zu decken, das Lager von Bunzelwitz. Seine durch die Natur schon äußerst günstige Lage verbesserte er vom ersten Tage an durch Anlage von Verschanzungen, denn er konnte nun damit rechnen, in dieser Stellung von den vereinigten Gegnern, die zusammen über 130000 Mann verfügten, denen er nur 55000 entgegenzusetzen hatte, angegriffen zu werden.

Der Mittelpunkt des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz entfernt. Der ganze Bezirk, wo die Infanterie sich gelagert hatte, wurde jetzt zu einer Kette zusammenhängender Linien. Man erblickte Verschanzungen mit 16 Fuß tiefen und ebenso breiten Gräben, die durch 24 große Batterien verbunden waren. Vor den Linien wurden Palisaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt oder spanische Reiter gestellt und vor diesen noch drei Reihen von sechs Fuß tiefen Wolfsgruben gegraben. Man hatte jedoch Zwischenräume gelassen, damit die Kavallerie durchbrechen, ja, durch die auch die Infanterie unter Umständen ausfallen und die Angreifenden selbst im Rücken oder in den Flanken fassen konnte. Das Lager war teils durch Moräste, teils durch das Striegauer Wasser und den Nonnenbusch gedeckt, einen Wald, worin man Verhaue angelegt und diese mit Jägern besetzt hatte. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zedlitz und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier

verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten gleichsam Bastione vor, und der sogenannte Würbener Berg auf dem linken Flügel war einer Zitadelle ähnlich. Man erblickte nichts als Batterien. Eine jede hatte überdies zwei Flatterminen oder mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllte Gruben, die in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt waren. Durch Röhren, die ins Innere geleitet waren, war man imstande, diese Einrichtungen jeden Augenblick zu sprengen. Der König hatte auch noch eine Anzahl schwerer Kanonen aus Schweidnitz herangezogen, um die Batterien zu verstärken, die zusammen 460 Stück Geschütze und 182 Minen dem Feinde entgegenstellten. So war das Lager künstlich allmählich in eine vollkommene Festung umgewandelt worden, die den Feinden unübersteigliche Hindernisse zum Angriffe darbot. Sie konnten wegen des höher liegenden preußischen Lagers von ihren Kanonen nur geringsten Nutzen erwarten. Ebensowenig war Erfolg von der Kavallerie zu hoffen, die bei allen Bewegungen sich den preußischen Kanonen aussetzen mußte. Wo die Verschanzungen am linken Flügel aufhörten, in einer großen Ebene, standen 90 Eskadrons preußischer Kavallerie, bereit, sich auf einen allzu waghalsigen Feind zu werfen.

Buturlin hatte im Einverständnisse mit dem österreichischen Hofkriegsrate den Oberbefehl übernommen, aber das gegenseitige Verhältnis beider Führer scheint von Anfang an wenig erfreulich gewesen zu sein. Sollte ein gemeinsamer Angriff unternommen werden, so mußte dies bald geschehen, denn abgesehen davon, daß die Preußen ihre Stellung von Tag zu Tag mehr ausbauten, waren die Russen auf die österreichischen Magazine angewiesen, die für einen solchen Verbrauch

auf die Dauer nicht eingerichtet waren. Zu einem derartigen Angriffe gehörte vor allem ein Plan, und über einen solchen vermochten sich Buturlin und Loudon wegen entgegengesetzter Meinungen, wegen der sehr verschiedenen sowohl politischen als militärischen Grundsätze zwischen den Österreichern und Russen, wegen mancher abweichender Kriegsgebräuche und noch allerlei anderer Bedenken lange nicht zu einigen. Friedrich benutzte diese für ihn äußerst kostbare Zeit, und als die Zweifel seiner Feinde endlich gehoben, alles berichtigt und die Heerführer zum Angriff entschlossen waren, ergab eine wiederholte Erkundung von russischer Seite neue Schwierigkeiten. In einem im russischen Lager gehaltenen Kriegsrate, wo Loudon zugegen war, erklärte schließlich Buturlin geradezu, daß er mit seiner Armee nichts wagen wolle. Falls es aber zwischen den Kaiserlichen und Preußen zu einem Angriffe kommen sollte, so würde er ein Korps seiner Truppen zur Unterstützung senden.

Diesen großen Versuch zu wagen war jedoch jetzt Loudons höchster Wunsch, um so mehr, da, so bedeutend auch der Verlust sein mochte, die Wirkung eines Sieges für den ganzen Krieg entscheidend und im widrigsten Falle der Rückzug der Österreicher und Russen durch ihre Stellung gesichert war. Die Weigerung Buturlins, an einem gemeinschaftlichen Unternehmen teilzunehmen, hatte als Hauptgrund die Eifersucht der russischen Generale auf Loudon als den eigentlichen Sieger bei Kunersdorf. Zudem wollte Loudon bei diesem großen Kampfe, der seiner Monarchin den Besitz von Schlesien verschaffen sollte, mit seinem Heere nicht den leichtesten Teil der Blutarbeit übernehmen, glaubte vielmehr durch diese großmütige Wahl des Schwersten den Entschluß der Russen um so ge-

wisser zu bestimmen, weil sie sich bisher stets beklagt hatten, daß man ihren Truppen die größte Last des Krieges auferlegen wollte. Allein nun murrten sie darüber, daß sie eine untergeordnete Rolle spielen sollten; ihr Oberfeldherr Graf Buturlin könne doch dem ihm an Rang und Würden ungleichen Loudon nicht nachstehen, und sie wollten weder bei einem glücklichen Erfolge als bloße Helfer zum österreichischen Siege angesehen werden, noch bei einem widrigen Schicksal als die einzige Ursache des Verlustes gelten.

Je mehr die Gegner die Zeit ungenützt verstreichen ließen, um so zuversichtlicher sah Friedrich einem etwaigen Angriffe entgegen. Seine Überzeugung wuchs von Tag zu Tage, daß sie einen etwa unternommenen Sturm mit ungeheuren Opfern bezahlen würden und daß er in einem solchen Falle sicher siegen würde. Dann hatte sich aber ihre seither gefürchtete Vereinigung in einen Glücksfall gewandelt. In solcher frohen poetischen Augenblicksstimmung mag er für seinen Freund d'Argens die Beschreibung in Versen verfaßt haben, deren Übersetzung lautet:

„Ein Berg, von Schanzen rings umfaßt,
Ward unser prunkender Palast,
Wo unter hohem Himmelszelt
Ein Bündel Stroh vom nahen Feld
Auf nacktem Boden ausgestreut
Gar sanftes Bett dem Leibe beut."

Der Lagerdienst war folgendermaßen geordnet. Bei Tage, wo man alle Bewegungen in den feindlichen Lagern wahrnehmen konnte, mußten die Mannschaften rasten; sobald der Abend dämmerte, brach man die Zelte ab, schickte die ganze Bagage der Armee unter die Kanonen von Schweidnitz, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Ge-

wehr. So stand die ganze Infanterie, Kavallerie und Artillerie alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bei der Hauptschanze auf dem Pfaffenberge bei Jauernick, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war. Seine eigene Bagage wurde auch täglich alle Abend weggeschickt, und des Morgens kam sie zurück[1]. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder und schlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend und — Brot ausgenommen — an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh sowie an Gemüse. Die Soldaten hatten also nichts zu kochen und wurden der Quarantäne bei Wasser und Brot höchst überdrüssig. Hierzu kam das Schlafbedürfnis, das alle Tage dringender wurde, da bei Tage an keine mehrere Stunden anhaltende Ruhe zu denken war. Die Kranken mehrten sich beträchtlich und wurden immer scharenweise nach Schweidnitz gebracht. Das Mißvergnügen der Truppen bei der ganzen Armee war allgemein, und die Fahnenflucht würde sehr stark gewesen sein, wenn die verschanzten Linien bei Tage und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausreißen unmöglich gemacht hätten. Diese Umstände vermehrten die Unentschlossenheit der feindlichen Feldherren und ihre Ungewißheit in Ansehung der Stärke und Schwäche der verschiedenen Lagerposten.

Jetzt erwartete der König von der Zeit und besonders vom Hunger bei den Gegnern alles. Er selbst war in dieser Beziehung durch die reichlich gefüllten Magazine in Schweidnitz beruhigt, die es

[1] Die Maßregel des Wegschickens der Bagage geschah darum, weil im Falle eines nächtlichen Angriffes die vielen Wagen den Bewegungen der Truppen hinderlich geworden wären. v. D.

wenigstens an Brot und Furage nicht fehlen ließen. Der Mangel an diesen nötigsten aller Bedürfnisse aber konnte bei den großen feindlichen Heeresmassen nicht lange ausbleiben, die, in einem kleinen Bezirk zwischen Bergen eingeschränkt, unmöglich fortdauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf 15 Reichstaler gestiegen, und doch mußten die Einwohner die Möglichkeit, zu diesem hohen Preise etwas zu erhalten, als einen Gewinn ansehen. Den Russen wurde diese Not zuerst unerträglich.

Buturlin beschloß deshalb, sich nun von den Kaiserlichen zu trennen; er ging am 13. September über die Oder und ließ Tschernyschew mit 20000 Mann bei dem österreichischen Heere zurück. Die Russen zogen sich nach Polen, das für die preußischen Staaten die Büchse der Pandora war; denn nicht genug, daß die verheerenden Russen alle Jahre hier herausströmten, es kamen jetzt aus diesem Lande unermeßliche Schwärme von Heuschrecken, die die Sonne verdunkelten und in der Nähe von Züllichau 60 Quadratmeilen Feld verheerten.

Die Nachricht von dem Abzuge der Russen erregte großen Jubel im preußischen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten hätte. Obgleich Loudons Heer in Verbindung mit dem russischen Korps jetzt noch fast doppelt so stark als das königliche war, so hörten dennoch alle Verteidigungsmaßregeln der Preußen mit einem Male auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen; keine Bagage wurde mehr weggesandt; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Kanonen wurden zurück in die Festung gebracht. Dabei war die Verbindung mit dem platten Lande wieder offen, und das preußische Heer konnte sich jetzt mit allem Notwendigen reichlich versehen.

Friedrich sandte der russischen Armee den General Platen mit 7000 Mann nach. Dieser erreichte die Oder auf dem kürzesten Wege, drang in Polen ein und erstürmte am 15. September den Heiligen Berg hinter dem Philippijerkloster bei Gostyn mit dem Bajonett. Dort erbeutete er eine russische Wagenburg von 5000 Wagen mit Geld, Proviant und Munition beladen und machte 1900 Gefangene. Dann zerstörte er die Magazine in Kalisch, Schrimm und Posen und erreichte, nachdem er in zehn Tagen 50 Meilen zurückgelegt hatte, am 22. Landsberg an der Warthe, um sich von da nach Pommern zu wenden.

Der König blieb nicht länger in seiner Stellung als vierzehn Tage nach dem Abmarsche der Russen. Loudon stand in einem festen Lager und bezeigte keine Lust zum Schlagen. Friedrich glaubte ihn durch Scheinbewegungen daraus entfernen und nach Böhmen treiben zu können oder auch eine vorteilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Zudem war das Magazin in Schweidnitz durch die so lange anhaltenden großen Lieferungen beinahe erschöpft; in Neiße hingegen befanden sich die Hauptbedürfnisse im Überflusse. Der hauptsächlichste Grund, von Bunzelwitz sich zu entfernen, war, Loudon für Mähren besorgt zu machen. Alle diese Erwägungen veranlaßten den König, nach Münsterberg, zwei Tagesmärsche von Schweidnitz, zu marschieren.

Diese Festung war mit nur 2500 Mann besetzt und die Besatzung überdies unzuverlässig, wie in allen preußischen Festungen. Außerdem fehlte es auch an der nötigen Bedienung für die ziemlich beträchtliche Zahl von Geschützen. Der Kommandant aber, General Zastrow, schien durch seine Klugheit und Kriegserfahrung diese Mängel zu ersetzen. Zudem

war jetzt, da sich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar. Auch war Loudon weit von diesem Gedanken entfernt; allein er nahm eine Überrumpelung in Aussicht. Tschernyschew bot dazu sein ganzes Korps an, Loudon bat sich aber nur 800 russische Grenadiere aus. Diese vereinigten sich mit zwanzig Bataillonen Österreichern, die der General Amadei kommandierte. Das Geheimnisvolle der Vorbereitungen, die Kenntnis der Lebensweise des Kommandanten, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die sehr schwache Besatzung, alles dieses sicherte den Anschlag. Ein gefangener österreichischer Offizier, namens Roca, der des Kommandanten Gunst und alle Freiheit genoß, gab von jedem Umstande die genaueste Nachricht. Zastrow ahnte nichts und war so über alle Vorstellung unbesorgt, daß er weder Reiterpatrouillen ausschickte, die Bewegungen des Feindes auszuspähen, noch Leuchtkugeln werfen ließ, um zur Nachtzeit die Felder zu erleuchten; ja er erteilte seinen Offizieren nicht einmal Verhaltungsbefehle für den Notfall. Loudon hatte daher die beste Gelegenheit, alles ungestört und unbeobachtet anzuordnen und in der Stille unter die Palisaden zu dringen. Er hatte in einer feierlichen Anrede seinen Truppen die Plünderung der Stadt untersagt und ihnen dafür eine Belohnung von 100000 Gulden versprochen. Die walonischen Grenadiere erwiderten durch einmütigen Zuruf: „Führen Sie uns nur an, Ruhm zu erwerben. Wir wollen kein Geld!“ Loudon ließ erst die Festung durch leichte Truppen umringen und durch Kroaten einen Scheinangriff machen. Unterdessen rückten die zwanzig Bataillone in vier Kolonnen verteilt mit Sturmleitern und Faschinen an und langten, ohne bemerkt zu werden, an vier verschie-

denen Orten der Außenwerke um drei Uhr nach Mitternacht an. Hier verweilten sie nicht lange, sondern stürzten, ohne einen Schuß zu tun, in den bedeckten Weg, drangen mit gefälltem Bajonett in die Außenwerke, vertrieben die Besatzung oder hieben sie nieder, richteten die eroberten preußischen Kanonen auf die Festung und stürmten hierauf den Hauptwall.

Man hatte es, vermutlich ohne Wissen der Befehlshaber, für ratsam gefunden, den Mut der Stürmenden durch Branntwein anzufeuern; deshalb achteten sie keine Gefahr. Die Russen besonders drangen in ungeordneten Haufen unaufhaltsam vor und hieben alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Auf dem an der Südfront gelegenen Bögenfort, das beinahe erstiegen war, rief man um Pardon; der Gegenruf der wütenden Russen war: „Nichts Pardon!" Ein preußischer Artillerist wollte in dieser Lage nicht ungerächt sterben, und zündete ein Pulvermagazin an, wodurch er sich mit einer Anzahl Preußen und 400 Feinden in die Luft sprengte. Man hatte nun drei Werke erobert. Den letzten Angriff machte der Kommandeur des Loudonschen Regiments, Graf Wallis, auf das im Norden liegende Galgenfort, das von Mannschaften des Regiments Treskow unter Oberstleutnant Plotho auf das tapferste verteidigt wurde. Zweimal trieben sie die Österreicher zurück. Wallis rief ihnen zu: „Wir müssen das Fort ersteigen, oder ich will hier umkommen! Ich habe dies unserm Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen! Laßt uns also siegen oder sterben!" Diese Anrede wirkte Wunder. Die Offiziere selbst trugen Leitern herbei, und nun wurde das Fort erstiegen. Die österreichischen Gefangenen in der Festung, die sich, 250 an der Zahl, im Wasserfort befanden, benutzten diesen

Augenblick und sprengten die Türen der Kasematten, wo sie eingesperrt waren und erstiegen die Mauern, um ihren Landsleuten ein inneres Stadttor zu öffnen. Bei der ganzen Unternehmung taten die Österreicher keinen Schuß, bis sie die preußischen Kanonen in der Festung erobert hatten. Bis dahin waren ihre einzigen Waffen das Bajonett und der Säbel. Ihr Verlust an Toten und Verwundeten betrug 1600 Mann.

So war denn nach einem dreistündigen Sturme die Festung Schweidnitz mit Tagesanbruch des 1. Oktober erobert und ohne vorhergegangene Belagerung, ohne Kapitulation in den Händen von Preußens Feinden. Die versprochenen 100000 Gulden statt der Beute waren Ursache, daß der größten Unordnung zum Teil gesteuert wurde. Die Plünderung dauerte vier Stunden. Auch hier hatten, wie in Küstrin und Dresden, viele Bewohner der Umgebung ihre Habseligkeiten in Sicherheit gebracht, um sie vor den Räubereien der Kasaken zu bewahren. Diese wurden jetzt eine Beute der Plünderer, deren Zügellosigkeit immer zunahm, bis die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten von Liechtenstein und des Grafen Kinsky, die endlich mit der Kavallerie in die Stadt drangen, dem Unwesen nachdrücklich ein Ende machten. An diesen Ausschweifungen hatten jedoch die russischen Grenadiere keinen Anteil. Diese gaben hier ein rühmenswertes Beispiel. Sie setzten sich auf den erstiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bei seinem Gewehre.

Zastrow ward im Mai 1763 in Breslau vor ein Kriegsgericht gestellt und im Oktober zu zweijähriger Festungsarreststrafe verurteilt, die er in Neiße verbüßte. Dann übernahm er sein Regiment zwar wieder, Friedrich enthob ihn jedoch, als er zur

nächsten Besichtigung nach Breslau kam, jeden ferneren Dienstes.

Loudon hatte den kaiserlichen Waffen wieder einen höchst wichtigen Vorteil errungen, denn durch die Eroberung von Schweidnitz war die Österreicher zum ersten Male in den Stand gesetzt, Winterquartiere in Schlesien zu nehmen. Er hatte dem Kaiser Franz seinen Plan, die Festung durch Überrumpelung einzunehmen, vorher mitgeteilt, unter gleichzeitiger Darlegung der Schwierigkeiten, die eine Verzögerung bei einem derartigen Unternehmen erzeugen würde, weil einmal die Operationen des Königs niemals vorauszusehen seien, und dann, weil die geringste Verlautbarung des Planes seine Ausführung unmöglich machen müsse. Dem Kaiser leuchteten diese Gründe auch vollständig ein, und er übernahm es, die Angelegenheit bei seiner Gemahlin zu vertreten. Er scheint ihr jedoch, wohl in der guten Absicht, ihr eine recht freudige Überraschung zu bereiten, erst die vollendete Tatsache mitgeteilt zu haben. Theresia war aber auf ihre Autorität höchst eifersüchtig, zudem nicht gewöhnt, auf diesem Wege Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu erhalten, und die Umgehung ihres Hofkriegsrates brachte sie förmlich auf.

Die überaus schleunige Beförderung Loudons, eines Ausländers, ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, und zwar ohne alle Ränke und Hofgunst, bloß wegen persönlicher Verdienste, war in einem Lande wie Österreich ein im 18. Jahrhundert noch nicht erlebtes Beispiel. Der Kroatenmajor Loudon hatte noch im Jahre 1756 um die Ausfertigung der kaiserlichen Befehle bei den Schreibern der österreichischen Behörden demütig im Vorzimmer warten müssen. Und nun war er mit einemmale ein

berühmter General! Darum war die gesamte Hofpartei jetzt eifrig bemüht, den Groll der Kaiserin zu schüren und die Umgehung der geheiligten Behörde des Hofkriegsrates als schweres Verbrechen darzustellen. Man konnte die Eroberung von Schweidnitz nicht genug herabsetzen, es sei nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Kroatenstreich. Den Höflingen war es unerträglich, den Mann, den sie bisher kaum eines Grußes würdig erachtet hatten, plötzlich als eine hervorragende Stütze des habsburgischen Thrones gepriesen zu sehen.

So kam es, daß Loudon anstatt der Belobung für seine kühne Tat den krassesten Undank erntete. Ja, es fehlte wenig zu einer Bestrafung, wenn Kaiser Franz sowohl als der greise Fürst Wenzel Liechtenstein, den die Kaiserin wie einen Vater ehrte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einflusse geschützt hätten. Mit ihnen stimmte auch Graf Kaunitz überein, der bei dieser Gelegenheit an Theresia ein Glückwunschschreiben richtete, das mit den Worten schloß: „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren Josua!"

Tatsächlich war Loudon die treibende Kraft bei fast allen Glücksfällen der letzten Jahre gewesen. Er hatte den Plan zum Überfalle von Hochkirch entworfen. Er hatte durch die Wegnahme des großen preußischen Transports in Mähren Olmütz gerettet. Er hatte das Fouquésche Korps besiegt und die Gefangennahme dieses bedeutenden Generals veranlaßt. Er hatte Glatz erobert. Er, und nicht Ssaltykow, hatte den König bei Kunersdorf geschlagen. Noch viele andere große, obgleich minder wichtige Vorteile hatten ihm die Österreicher zu verdanken, und jetzt hatte er Schweidnitz erobert.

Aber die mächtigen, für die Ehre ihres Hofes be-

sorgten Gönner befürchteten, durch solche nichtswürdigen Hofkabalen dem gesamten Europa Stoff zum Gespötte zu geben. Daher bewirkten sie, daß Loudon von der Kaiserin nicht allein einen gnädigen Brief, sondern auch Geschenke erhielt[1]. Das Vorgefallene ward ihm jedoch nicht verziehen. Trotz dieser glänzenden Tat behielt er sein eingeschränktes Kommando im nächsten Feldzuge bis zum Frieden. Bei Hofe stand er in geringer Achtung, solange Theresia lebte, und erst siebzehn Jahre später erfolgte seine Beförderung zum Feldmarschall[2].

Die so unerwartete Neuigkeit von dem Verluste von Schweidnitz setzte die Armee des Königs in die äußerste Bestürzung. Man hatte jetzt alle Früchte

---

[1] Das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens in Brillanten und eine Woche nachher das mit Brillanten besetzte Bildnis der Kaiserin, mit der Bestimmung, es öffentlich zu tragen. v. D.

[2] Loudon war geborener Livländer und zuerst in russischen Diensten, in denen er die Feldzüge am Rheine 1735 und gegen die Türken 1738 und 1739 mitmachte. Kurz nach dem Regierungsantritte Friedrichs bat er um Aufnahme in die preußische Armee, wurde aber von diesem abgewiesen. Hierauf erst bewarb er sich in Österreich um eine Hauptmannsstelle. Die Geschichte fordert hier förmlich zu einem Vergleiche zweier der bedeutendsten Feldherren, die der österreichische Kaiserstaat überhaupt jemals besaß, heraus: Prinz Eugen von Savoyen und Loudon. Beide waren Ausländer. Ludwig XIV. hatte über den jugendlichen Eugen gespottet; Friedrich II. hatte Loudons Gesuch um Anstellung in seinem Heere abgelehnt. Dreizehn Jahre lang hatte Ludwig Zeit, seinen Spott zu bereuen. Wie oft mag König Friedrich bei Nennung des Namens Loudon ein Gefühl der Reue beschlichen haben, daß er diesen Mann von seltener Begabung sich hatte entgehen lassen! Fast täglich während langer sieben Jahre mußte er von dem rastlosen Geiste dieses Generals hören, der durch seine unermüdliche Tätigkeit und rasche Entschlossenheit häufig genug die zögernde Kriegführung seiner sämtlichen anderen Gegner ausglich. v. D.

eines ehrenvollen, höchst mühseligen Feldzuges auf einmal eingebüßt, und man befürchtete nicht ohne Grund die Mühsale eines neuen Winterfeldzuges. In jedem Falle war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hiezu kamen schlimme Nachrichten aus Pommern. Die Aussichten in die Zukunft wurden immer trüber. Dieser mutlose Zustand dauerte aber nicht lange. Die Standhaftigkeit Friedichs belebte sein ganzes Heer. Er versammelte die Generale und Stabsoffiziere, teilte ihnen, wie vor der Leuthener Schlacht, seine Lage offen mit und stellte es jedem frei, seinen Dienst zu verlassen. Keiner benutzte dieses Anerbieten, denn alles fühlte sich durch des Königs hinreißende Rede von frischem Mute beseelt. Obgleich Friedrich und seine Armee eine Schlacht sehnlich wünschten, war Loudon mit seinem Glücke zufrieden und gab, trotzdem er sonst gern zum Kampfe bereit war, jetzt keine Gelegenheit dazu. Er fürchtete vom Könige einen verzweifelten Angriff und brachte in dieser Voraussetzung mit seiner so sehr überlegenen Armee von Österreichern und Russen acht Nächte hintereinander unter freiem Himmel zu. Seine Truppen waren voller Mut, da die Kaiserin allen bei der Erstürmung von Schweidnitz beteiligten Soldaten anstatt der versprochenen 100000 Gulden Mann für Mann 13 Gulden hatte auszahlen lassen. Nichts hinderte jetzt den Marsch der Österreicher nach Breslau, den Tschernyschew vorschlug, Friedrich befürchtete, Loudon aber nicht wagen wollte. Dieser Feldherr blieb unbeweglich in seinem Lager bei Freiburg, wodurch er mit Sachsen, Böhmen und Mähren Verbindung behielt. Der König hingegen verlegte seine Truppen in die Kantonnierungsquartiere und nahm in Strehlen an der Ohlau sein Haupt-

quartier. Hier deckte er gleichzeitig Neiße, Brieg und Breslau.

In der Politik hatte sich unterdessen eine folgenschwere Änderung vollzogen: Frankreich hatte die Unterhandlungen mit England im Oktober wieder abgebrochen. Choiseul, der nun auch die Geschäfte des Marineministeriums übernommen hatte, und dessen Nachfolger als Leiter der äußeren Angelegenheiten sein Vetter, der bisherige Botschafter in Wien, Graf Choiseul-Praslin, geworden war, erklärte Starhemberg: „Da ich den Frieden nicht zustande bringen konnte, will ich den Krieg weiterführen." Am 15. August war es ihm durch den Abschluß des bourbonischen Familienvertrages gelungen, den König Karl III. von Spanien zu dem Versprechen zu bewegen, daß, falls ein Friede zwischen England und Frankreich nicht zustande käme, Spanien sich vom Mai 1762 an am Kriege beteilige. Diese Aussicht hatte den bereits so tief gesunkenen Mut der Franzosen wieder gewaltig angefacht. Gründe für diese Kriegserklärung waren unschwer zu finden. Der spanische Handel hatte seit Jahren unter der Rücksichtslosigkeit, mit der die Briten ihre Kapereien betrieben, und allerhand anderen Übergriffen des stolzen Albion schwer zu leiden gehabt. König Karl gab seinem Minister Grimaldi Gehör, der behauptete, daß Englands Finanzen erschöpft seien, und daß dessen Schutzstaat Portugal durch bourbonische Heere leicht zu erobern sein werde. Während Österreich, auf dessen Betreiben doch der ganze Krieg zurückzuführen war, nun den Frieden wünschte, war Frankreich plötzlich wieder kriegslustig gesinnt. Choiseul erklärte rundheraus, er wolle von einem Friedenskongresse nichts mehr hören; Kaunitz dagegen äußerte kleinmütig, die Geld-

mittel Österreichs seien erschöpft, und das bisher auf militärischem Gebiete Erreichte habe den Hoffnungen in keiner Weise entsprochen. Die Aussichten auf einen baldigen Friedensschluß waren somit wieder von neuem in die Ferne gerückt.

Das Hauptquartier des Königs war im Dorfe Woiselwitz unmittelbar bei der Stadt Strehlen gelegen. Hier entging er einer großen Gefahr, die ihm durch den Verrat des schlesischen Barons Warkotsch drohte. Dieser hatte als Hauptmann in österreichischen Diensten gestanden, 1756 seinen Abschied genommen, um die im Kreise Strehlen gelegenen bedeutenden Besitzungen seines verstorbenen Bruders zu übernehmen, und hatte als preußischer Untertan dem Könige den Treueid geschworen. Warkotsch war, seit Friedrich in der Gegend lag, öfter Gast an der königlichen Tafel. Er hatte mit dem Obersten Wallis, Kommandeur des Loudonschen Regimentes, das in dem 20 km von Strehlen entfernten Münsterberg lag, verabredet, ihm zur Aufhebung des Königs behilflich sein zu wollen. Vermittler zwischen Wallis und ihm war ein katholischer Pfarrer Schmidt in Siebenhuben[1]. Am 29. November war Warkotsch wieder in Woiselwitz zu Gaste gewesen und hatte sich überzeugt, daß es leicht sei, den um seine persönliche Sicherheit völlig unbesorgten König gefangenzunehmen. Er ritt spät abends, wie immer in Begleitung seines Jägers namens Kappel, nach seinem Hauptgute Schönbrunn zurück. Bei ihrer Ankunft daselbst sagte die Baronin, der Kurator Schmidt sei dagewesen und habe ein wichtiges Schreiben an den Baron hinterlassen. Kappel ging zu Bette, ward

[1] Warkotsch war übrigens evangelischen Bekenntnisses. v. D. Archenholtz-Duvernoy 29.

aber nach einigen Stunden von seinem Herrn geweckt mit dem Befehle, ein an den Oberst Wallis gerichtetes Schreiben sogleich an Schmidt zu bestellen. Durch das eigentümliche Benehmen des Barons war Kappel schon seit längerer Zeit mißtrauisch geworden; die Aufschrift des Briefes vermehrte seinen Verdacht. Er machte sich sofort auf den Weg, ritt aber nicht zu Schmidt, sondern zum evangelischen Pfarrer Gerlach in Schönbrunn, zu dem er besonderes Vertrauen hatte. Als er diesem seinen Verdacht erzählte, öffnete Gerlach das Schreiben. Es enthielt eine genaue Anweisung, wie man in der folgenden Nacht sich der Person des Königs bemächtigen könne. Der bestürzte Gerlach veranlaßte Kappel, sofort ins Hauptquartier zu reiten und das Schreiben dem Könige selber zu übergeben. Dies tat Kappel.

Der König sandte sogleich einen Offizier ab, um den Baron und seinen Spießgesellen Schmidt zu verhaften; es gelang jedoch beiden, zu entkommen. Die breslauische Oberamtsregierung erkannte durch Urteil vom 22. März 1762 Warkotsch und Schmidt in contumaciam für schuldig eines gegen ihren Landesherrn verübten Verrates. Warkotsch sollte seines Adels verlustig, beide aber für ehrlos erklärt und ihr gesamtes Vermögen eingezogen werden. Warkotsch sei lebendig zu vierteilen, Schmidt erst zu enthaupten und sein Körper dann ebenfalls zu vierteilen. Bis zu ihrer Ergreifung, die niemals erfolgte, sollte das Urteil an ihren Bildern vollzogen werden, was in Breslau auf dem Salzringe auf einem eigens dafür errichteten Schafott am 11. Mai 1762 geschah. Warkotsch war nach Ungarn geflüchtet, wo er kümmerlich von einem österreichischen Gnadengehalte lebte und in Raab starb. Gerlach erhielt als Belohnung

eine einträgliche Pfarre in der Gegend von Brieg, Kappel eine Anstellung als Hegemeister im Amte Oranienburg.

Der König bezog bald nach diesem Vorfalle die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau und nahm das seinige in Breslau.

Während dieser Vorkommnisse in Schlesien war in Pommern der russische General Tottleben, der an König Friedrich seit 1760 Nachrichten über das russische Heer geliefert hatte, wegen Verdachts des Hochverrates verhaftet und samt seinem Sohne gefangen nach Rußland abgeführt worden[1]. Im übrigen hatten die Russen ihre große Übermacht in Pommern benützt, um Kolberg von neuem zu belagern. In der zweiten Hälfte des August erschien Admiral Mischukow, mit einer Flotte von Kronstadt kommend. Er hatte ein Landungskorps von 7000 Mann und 60 Geschütze an Bord und schloß die Festung von der Seeseite ein. Mit ihm vereinigte sich ein schwedisches Geschwader. General Rumanzow hatte beim Gollenberge in der Nähe von Köslin das Erscheinen der Flotten mit 11000 Mann abgewartet, um nun die Belagerung von der Landseite aus zu beginnen.

Der preußische General Prinz Eugen von Württemberg suchte dieses mit allen Kräften zu verhindern. Er verschanzte sich mit 6000 Mann unter den Kanonen von Kolberg. Das Lager wurde durch eine Kette von Schanzen vortrefflich befestigt; hiezu kam seine

[1] Tottleben war ein geborener Thüringer und seit 1757 in russischen Diensten. Die Untersuchung gegen ihn dauerte bis 1763 und endigte mit seiner Verurteilung zum Tode. Die Zarin Katharina begnadigte ihn zur Verbannung, stellte ihn aber 1769 wieder an. Er starb als Generalleutnant 1773 in Warschau. v. D.

überaus vorteilhafte Lage: an dem rechten Flügel die Persante, an dem linken ein tiefer Morast und im Rücken die Festung. Rumanzow schritt daher zu dem außerordentlichen Mittel, förmlich die Laufgräben gegen dies verschanzte Lager zu eröffnen und Batterien auszuheben, und man beschoß dieses sowohl als die Festung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war ebenso nachdrücklich. Der Prinz von Württemberg im Lager und der tapfere Kommandant Heyde innerhalb der Festung machten durch ihre vortrefflichen Anstalten den Feinden jeden Fuß breit Erde streitig. Die Beschießung ging von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde innegehalten. Am 5. September wurden allein vormittags 236 Bomben gegen die Stadt geworfen, wovon 62 hineinkamen und viel Schaden anrichteten. Anfang Oktober scheiterte ein russisches Linienschiff infolge heftigen Sturmes, ferner geriet ein Hospitalschiff in Brand und wurde von den Flammen verzehrt. Nun verließen die Flotten die Küste, und die Belagerten konnten zu Wasser aus Stettin Lebensmittel erhalten, woran es in der Festung schon zu fehlen anfing.

Die Russen hatten eine Hauptschanze erobert, die für die Preußen von äußerster Wichtigkeit war, weshalb sie die Schanze lebhaft wieder angriffen und zurückeroberten. Rumanzow wollte den Besitz abermals erkämpfen. Hieraus entstand ein mörderisches, viereinhalbstündiges Treffen, in dem die Russen über 3000 Mann verloren und abziehen mußten.

Der Winter näherte sich, und mit ihm häuften sich die Schwierigkeiten bei den Russen. Rumanzow setzte jedoch die Belagerung mutig fort. Er erhielt eine große Verstärkung von Buturlin, der nach dem Ab-

zuge aus Schlesien sich auch nach Pommern gewandt hatte. Der König sandte nun den General Platen, der von seiner glänzenden Expedition aus Polen zurückkam, dem Prinzen Württemberg zu Hilfe. Beide Feldherren trafen ihre Maßregeln so wohl, daß sie sich ungeachtet aller Gegenanstalten der Russen am 4. Oktober vereinigten. Man hatte den preußischen General Knobloch mit 2000 Mann nach Treptow geschickt, um die Proviantransporte nach Kolberg zu decken. Auch der General Schenckendorff, der mit 3800 Mann bei Glogau stand, erhielt Befehl, nach Pommern zu marschieren, um das Platensche Korps zu verstärken. Diese Verfügungen, klein im Verhältnisse gegen die Operationen so zahlreicher Feinde, waren alles, was Friedrich in seiner jetzigen Lage zur Rettung des Platzes veranlassen konnte. Knobloch wurde von 8000 Mann in Treptow angegriffen; er verteidigte sich in diesem offenen Orte, der kaum Mauern hatte, ohne Vorrat an Lebensmitteln fünf Tage lang heldenmütig und schloß aus Mangel an Brot eine ehrenvolle Kapitulation. Die Russen gestanden ihm zu, daß seine Mannschaften nur über die Weichsel, nicht nach Rußland gebracht werden sollten. Die Offiziere durften ihre Degen behalten und wurden gegen Ehrenwort auf freien Fuß gesetzt.

Der Mangel in und bei der Festung wurde aufs neue fühlbar, da jetzt einige zurückgekehrte russische Fregatten die Zufuhr zur See abermals sperrten. Die Pferde litten außerordentlich und erhielten täglich als Ration nur ein halbes Bund Stroh. Es war November und sehr kalt; daher war der Holzmangel recht fühlbar. In dieser Not brachen die Preußen einige Häuser ab. Platen riet, die Russen ungeachtet ihrer sehr vorteilhaften Stellung und großen Überlegenheit

anzugreifen; der Prinz von Württemberg aber trug Bedenken, in der Meinung, daß die feindliche Hauptarmee weit entfernt wäre und die Belagerung doch bald aufgehoben werden müßte, da die rauhe Jahreszeit und die üble Witterung täglich die Hindernisse für die Belagerer häuften. Rumanzow, dessen Armee nach und nach auf 40000 Mann angewachsen war, hielt jedoch aus und ließ die preußischen Generale zu wiederholten Malen wie in einer Festung auffordern. Er führte an, daß sie in ihrem elenden Zustande keine Hilfe, weder zu Wasser noch zu Lande, zu erwarten hätten und daß es daher in dieser Lage rühmlicher sei, eine gute Kapitulation zu schließen, als die Truppen aufzuopfern. Er versicherte, er würde sich nicht von der Festung entfernen, bis er sein Ziel erreicht hätte. Der Prinz lehnte jedoch die Anträge standhaft ab.

Das Bedeckungskorps unter den Kanonen von Kolberg erschwerte indessen den ohnehin stark geschmälerten Unterhalt der Besatzung und war überdies bei der täglich wachsenden Macht der Feinde ein schwacher Schutz für die Festung. Operationen im freien Felde schienen aussichtsreicher. Der Prinz von Württemberg entschloß sich daher, das verschanzte Lager zu verlassen, da es ohnehin immer mehr eingeschlossen wurde, so daß nicht das geringste an Lebensmitteln herbeigebracht werden konnte. Der Abzug war jedoch schwierig wegen der zahlreichen Schanzen und Batterien, womit das Lager umringt war. Wollte man auch diesem vernichtenden Feuer trotzen und das Durchschlagen versuchen, so war nichts gewisser, als daß die zahlreichen Russen die Preußen von allen Seiten anfallen würden. Um auch den Übergang über die Rega zu verhindern, hatten die

Russen alle Fahrzeuge und Kähne zertrümmert. Es waren nur zehn unter den Kanonen der Festung liegende Fischerboote und sieben schmale Kähne, in deren jedem nur sechs Mann Raum hatten, vorhanden. Mit diesen geringen Hilfsmitteln gelang es dem Korps, geleitet von einem Bauern, der einen watbaren Weg über den mit Wasser überschwemmten Roberdamm kannte, in der Nacht vom 14. November abzuziehen. Beim Ausflusse des Kampersees wurde eine Bockbrücke für die Infanterie geschlagen; die Kavallerie hingegen schwamm durch den Fluß, wobei die Husaren die Grenadiere hinter sich auf die Pferde nehmen mußten. So geschah der für unmöglich gehaltene Rückzug in der Stille und ganz ohne Verlust, zum Erstaunen der Russen und selbst wider alle Erwartungen Friedrichs.

Dreiundzwanzig Wochen hatte der Prinz von Württemberg im Lager gestanden. Durch die so außerordentlich lange Verteidigung hatte man den wichtigen Vorteil errungen, daß für die Feinde die Zeit für wichtige Unternehmungen verstrichen war, und selbst die Festung Kolberg, die man jetzt preisgab, für die Russen nicht mehr von großem Nutzen sein konnte. Bei einer früheren Eroberung hingegen hätten sie mit Hilfe der Schiffahrt Magazine angelegt und den Ort zu ihrem Waffenplatze gemacht.

So war das Korps des Prinzen von Württemberg den Russen glücklich entgangen, und Rumanzow mußte jetzt um so eifriger bedacht sein, einem etwaigen Entsatzversuche Kolbergs durch dieses Korps zu begegnen. Darum bestimmte er den kleineren Teil der Armee zur Einschließung der Festung und nahm mit den Hauptkräften westlich der Persante eine feste Stellung ein. General Berg, der Tottlebens Korps

nun kommandierte, sollte ihm als Rückhalt dienen. Das Korps des Prinzen Eugen war in einem in jeder Beziehung heruntergekommenen Zustande, sowohl was Bekleidung als Ernährung betraf; darum war es in erster Linie nötig, für dieses selbst die erforderlichen Bedürfnisse aus Stettin herbeizuschaffen. Aber in der Festung begann ebenfalls Mangel einzureißen. Soldaten wie Bürger erhielten nur noch halbe Portionen. Dennoch wollten sie von keiner Übergabe hören, und als Heyde sie gelegentlich einer neueingetroffenen Aufforderung des russischen Generals zur Übergabe um ihre Meinung befragte, erhielt er die Antwort: „Wir wollen uns wehren, solange Brot da ist".

Das Eintreffen eines Befehles König Friedrichs vom 12. November entschied. Er lautete, sobald das Korps des Prinzen von der Einschließung befreit sei, solle es im Vereine mit Platen die Russen aus Pommern vertreiben. Nachdem die Vereinigung am 16. bei Plathe stattgefunden hatte, beschlossen die Führer, die Russen im Rücken anzugreifen und zu diesem Zwecke nach Belgard zu marschieren. Aber der nachgeführte Proviant reichte nicht aus. Infolge anhaltenden Schnee- und Regenwetters bei teilweise fehlenden Zelten nahmen sowohl Krankheit als Fahnenflucht und Unbotmäßigkeit überhand und ließen einen Angriff unmöglich erscheinen. Es ward beschlossen, über die Rega nach Naugard zurückzugehen und dann zu versuchen, Kolberg über Gülzow und Treptow mit Lebensmitteln zu versehen. Inzwischen war der Dezember herangekommen und das Korps am 5. nach Treptow unterwegs, nachdem ein Angriff der Avantgarde Bergs am 2. abgeschlagen worden war. Während dieser Zeit wurden 1000 Transportwagen mit Lebensmitteln und Munition über Kammin entlang

der Küste befördert. Das Korps erreichte Treptow am 8., der Wagenzug am 10. Dezember. Am 11. traf es auf die Avantgarde Bergs, warf sie zurück; dann folgte eine bitterkalte Dezembernacht mit scharfen Schneewehen. Die Mehrzahl der Mannschaften lag unter freiem Himmel ohne Stroh und ohne Feuer; etwa 100 Mann erfroren. Von Kolberg kam die Kunde, daß der Mangel aufs äußerste gestiegen sei, sowie daß im Westen der Festung Kasaken stünden. Dies bestimmte den Prinzen, auf den andern Tag den Angriff zu befehlen. Es kam zu einem heftigen Gefechte bei Spie, 10 km südlich Kolberg, am gleichnamigen Flüßchen. Das Bergsche Korps war vollzählig zur Stelle und Rumanzow selbst im Anmarsche. Damit war das Übergewicht auf russischer Seite. Am Nachmittage ordnete Eugen den Rückzug an.

Dieser Mißerfolg war für die Festung entscheidend. Die Russen besetzten jetzt das ehemalige Lager des Prinzen und auch die Werke an der Persantemündung, wozu die Festungsbesatzung nicht ausreichte. Schon am 8. hatten die Belagerer eine Batterie angelegt, um Bresche zu schießen. Den Preußen gelang es dagegen am 14., deren Pulvermagazin durch einen glücklichen Treffer in die Luft zu sprengen. Am 15. gingen Proviant und Munition zu Ende. Am 16. übergab Heyde die dreimal verteidigte Festung. Die Bedingungen waren ehrenvoll: Auch diese Offiziere blieben in der Provinz Preußen und wurden auf Ehrenwort auf freien Fuß gesetzt[1].

---

[1] Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft ernannte der König Heyde zum „wirklichen" Kommandanten von Kolberg, weil er diese Stelle bisher nur in Stellvertretung ausgeübt hatte. Heyde starb am 4. Mai 1765 in Kolberg, wo er im St. Mariendome

Werner, der diese Festnng im vorigen Jahre so mutig entsetzt hatte und in dieser Gegend gewohnt war, den Meister zu spielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmützel von den Russen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Württemberg mit einem Korps abgeschickt, diesen in den Rücken zu kommen, ihre Magazine zu zerstören und die Zufuhr abzuschneiden. Werner versäumte die nötigen Sicherheitsmaßregeln und befolgte die erhaltenen Instruktionen nicht genau. Er verzettelte seine Truppen und fiel nach verzweifelter Gegenwehr, da sein verwundetes Pferd unter ihm stürzte, als Gefangener in die Hände des sehr überlegenen Feindes.

Nach der Eroberung von Kolberg war dieser tatenreiche pommersche Feldzug zu Ende, in dem die preußischen Generale trotz des ihnen widrigen Glückes den größten Ruhm ernteten. Der Prinz von Württemberg ging nun nach Mecklenburg in die Winterquartiere, und Platen marschierte mit seinem Korps nach Sachsen, wohin sich auch Belling begab, der in diesem Feldzuge nicht minderen Ruhm erworben hatte. Dieser General griff mit einem kleinen Korps die Schweden unaufhörlich an und zwar fast immer glücklich. Hierdurch verhinderte er sie an der Unterstützung der Russen, da sie mit ihrer eigenen Erhaltung vollauf zu tun hatten. So dauerte dieser kleine Krieg fort, bis der Winter alle ferneren Operationen beendete [1].

---

beigesetzt ist. Auf dem Denkmale Friedrichs des Großen in Berlin ist der Name v. d. Heyde verewigt. v. D.

[1] Über Belling schreibt Friedrich in seiner Geschichte des Krieges: „Es scheint, als schriebe man die Geschichte des Amadis, wenn man von den Streichen des Herrn v. Belling redet, der sich in einem fort schlägt und den man niemals auf demselben Flecke trifft." v. D.

Der Prinz Heinrich hatte sich den ganzen Feldzug über gegen die große österreichische Armee unter Daun und gegen die Reichsarmee in Sachsen behauptet und ansehnliche Vorteile errungen. Nach Abgang der zu Loudon im Juni gesandten Verstärkung standen Daun immer noch reichlich 65 000 Mann zur Verfügung, während Heinrich höchstens 30 000 hatte. Besonders schlugen die Generale Seydlitz und Kleist feindliche Korps zu wiederholten Malen und vereitelten dadurch alle Entwürfe der Gegner. Indessen konnten die Preußen nur einen Teil des Landes besetzen, und selbst diese Besatzungen, die in den Städten großenteils aus Überläufern und der schlechtesten Art leichter Truppen bestanden, waren höchst unzuverlässig. In Magdeburg befanden sich nicht nur eine große Menge Gefangener, sondern auch die königliche Familie, der Kriegsschatz und die Staatsarchive. Nebenbei hatten viele in der Umgegend lebende Privatpersonen ihre kostbare Habe dorthin in Sicherheit gebracht. Infolge der Bewegungen der Reichstruppen im Oktober war Prinz Heinrich für diese Festung besorgt geworden und hatte Seydlitz zu ihrem Schutze nach der unteren Saale entsandt. Auf die Kunde von dessen Annäherung zogen sich die Reichsvölker, bei denen dieser Reiterführer von Roßbach her noch in gefürchtetem Andenken stand, sofort zurück.

Friedrich hatte einem französischen Abenteurer, namens de la Badie, ein Freibataillon zu errichten erlaubt, das aus lauter Franzosen bestand und den Namen Royal Etrangers (Königliches Fremdenkorps) führte. Diese zusammengelaufenen Soldaten, deren Offiziere größtenteils selbst Abenteurer waren, wußten nichts von Manns zucht; am wenigsten waren sie mit

der preußischen bekannt. Drei Kompagnien von ihnen meuterten bei ihrem Ausmarsche aus Leipzig, plünderten die stark gefüllte Regimentskasse, die Bagage ihres abwesenden Chefs und anderer Offiziere, schossen den kommandierenden Major tot, nahmen die zwei zum Regimente gehörigen Kanonen und marschierten zu den Reichstruppen nach Altenburg. Die Anführer bei diesem Aufruhre waren die Kapitäne Fontaine und Merlin nebst dem Leutnant Estagnolle, deren Bildnisse dafür durch den Henker am Galgen zu Leipzig aufgehangen wurden[1].

Die Kaiserlichen unter Daun zogen sich endlich nach Dresden und Böhmen, die Reichstruppen aber nach Franken zurück; doch ließen sie die wichtigsten Posten hinter sich besetzt. Dennoch blieben die Preußen in Sachsen, wo sie, wie gewöhnlich, ihre Winterquartiere nahmen; jedoch die Hoffnung, aus dem künftigen Feldzuge als Sieger hervorzugehen, war geringer als je.

Die Russen nahmen nun zum ersten Male Winterquartiere in Pommern und in der Neumark. Der Verlust von Kolberg und von Schweidnitz in einem so kurzen Zeitraume war daher für den König ein unabsehbar großes Unglück. Alle Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel für die russischen Heere in Pommern konnten jetzt leicht zur See herbeigeschafft werden, und die Österreicher hatten nun in Schlesien festen Fuß. Die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, viel Geld und noch mehr Glück. Es waren hierzu stärkere Kräfte als jemals vonnöten. Wo aber sollten diese gefunden

[1] Das Bataillon sollte in Leipzig wieder vollzählig gemacht werden, der Zulauf war jedoch so gering, daß der König es im Winter 1761 auf 1762 ganz auflöste. v. D.

werden? Die erfahrensten Feldherren waren mit der Blüte des Adels gefallen; die Mehrzahl der alten Soldaten lag auf den Schlachtfeldern begraben. Die Einkünfte aus dem größten Teile der preußischen Staaten blieben entweder ganz aus oder waren doch sehr geschwächt, und die noch übrigen sächsischen Quellen fingen auch an zu versiegen. Dresden und ein Teil von Sachsen waren in österreichischen Händen und das preußische Heer verlor mehr und mehr das Übergewicht über die feindlichen Armeen. Der König befand sich also in einer übleren Lage, als je am Schlusse eines Feldzuges, obgleich er diesmal keine Schlacht verloren hatte. Immerhin waren seine Truppen vom besten Mute beseelt, und der ungeschwächte Eifer, die rastlose Tätigkeit so manches seiner Generale machten diesen Zustand erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung noch nicht verloren hatte. Gaben aber Friedrich und sein Heer diese noch nicht auf, so dachten doch seine Bundesgenossen und seine Anhänger in und außerhalb Deutschlands ganz anders. Man zitterte vor dem Falle des Mächtigsten unter den deutschen protestantischen Fürsten, des bisher so furchtbar gewesenen Rivalen der österreichischen Monarchie, der ebenso entschlossen als fähig war, die Rechte minder mächtiger Reichsstände gegen die unbefugte Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu behaupten, das protestantische Bekenntnis im Reiche gegen den Fanatismus zu beschützen und die Staatsverfassung Deutschlands aufrechtzuerhalten.

In Wien wurde das angenommene Verfahren, dem Könige von Preußen die Auslieferung seiner Gefangenen zu verweigern, noch immer fortgesetzt. Der Reichshofrat hatte sogar die Kapitulation von Pirna

für nichtig erklärt, unter dem Vorwande, daß Friedrich ein Reichsfeind sei. Da nun die Preußen in Leipzig eine Anzahl Offiziere vom nassau-weilburgischen Regimente, die zu den Reichstruppen gehörten, gefangengenommen, aber gegen ihren Bürgschein, bis zu erfolgter Auswechslung nicht zu dienen, freigelassen hatten, so erklärte der österreichische Minister in Frankfurt, Graf Bergen, auf kaiserlichen Befehl alle diese Offiziere wegen des schriftlich gegebenen Ehrenwortes für kassiert. Der König ließ nun sowohl diese als die österreichischen Offiziere auffordern, sich in Magdeburg als Kriegsgefangene zu stellen. Einige erschienen und unterwarfen sich ihrem Kriegsgeschicke; die meisten aber vergaßen ihre Ehre und blieben aus. In Österreich trennte man die gefangenen preußischen Offiziere von ihren Soldaten und wies den Offizieren ihren Aufenthalt in Tirol und Steiermark an; die Gemeinen aber wurden in kleine österreichische Städte verlegt. Ihre Anzahl betrug im Januar des Jahres 1760, in 18 Städte verteilt, 19400 Mann.

Mehr und mehr kam der König zu der Überzeugung, daß er bei seinem Vetter, dem König Georg III., nicht die Unterstützung finden werde, die dessen Vater ihm gewährt hatte. Deshalb wandte sein Blick sich wiederum nach dem Orient, und er versuchte durch Unterhändler sowohl den Großsultan wie den Tartaren-Khan zu Einfällen in Rußland zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Taten war bis in jene fernen Lande gedrungen, und sein Name wurde am Schwarzen Meere und an der chinesischen Mauer, am Kaukasus wie am Ganges mit Ehrfurcht genannt. Die morgenländischen Völker, mit der Geographie unbekannt, waren erstaunt, daß ein Fürst, dessen Existenz nie zu ihren Ohren gekommen war, den

mächtigsten Nationen der westlichen Welt seit einer Reihe von Jahren durch die Waffen Widerstand leistete und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken schüttelten am meisten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der „Deutschen Sultanin", die gewaltigen Kräfte des russischen Reichs, und von den kriegerischen Fähigkeiten der Schweden hatten sie die höchsten Begriffe[1]. Wie alle diese, vereinigt mit dem mächtigen „französischen Sultan", nicht fähig wären, einen kleinen König zu unterjochen, das war ihnen ein unerklärliches Rätsel. Die Gesandten der kriegführenden Höfe, die in Konstantinopel von den Türken darum befragt wurden, schoben die Schuld auf das Glück. Die Muselmänner aber waren dadurch nicht befriedigt, ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die ottomanische Pforte würde, zum Vorteile ihrer eigenen Politik, 1761 wahrscheinlich mit Preußen ein Bündnis geschlossen haben, da der Waffenstillstand mit Österreich zu Ende ging, wenn der französische Hof, der so großen Einfluß auf die Ratschläge des Diwans hatte, die Ausführung nicht verhindert hätte. Hierzu kam, daß dem Großwesier, einem des Krieges unkundigen Greise, der Mut mangelte, solch folgenschweren Kampf aufzunehmen. Die Pforte begnügte sich, 110000 Mann bei Belgrad zu versammeln, die einen Kordon längs der ungarischen Grenze zogen, wodurch sich aber weder der Petersburger noch der Wiener Hof, die über Paris von

[1] Achmet Effendi, türkischer Gesandter am Berliner Hofe im Jahre 1764, fragte in Gegenwart des Verfassers einen preußischen Offizier, ob im Siebenjährigen Kriege die Schweden nicht die fürchterlichsten von allen Feinden der Preußen gewesen wären. Die verneinende Antwort schien ihn sehr zu befremden. v. A.

den Entschlüssen des Diwans unterrichtet waren, beunruhigen ließen.

Der König erhielt jedoch eine Gesandschaft vom Tataren-Khan, die wenige Tage nach dem Verluste von Schweidnitz im preußischen Hauptquartier eintraf. Der Gesandte Mustapha Aga hatte den in der Krimm angesehenen Posten eines Barbiers des Tatarischen Fürsten und war sein Vertrauter. Der Khan erbot sich gegen ansehnliche Subsidien 30000 Mann Hilfstruppen zu stellen. Friedrich gab diesem Antrage mit Freuden Gehör und überhäufte den Gesandten mit Geschenken. Gleichzeitig sandte er den Hauptmann v. d. Goltz mit Mustapha Aga nach der Krim, um den Vollzug des Bündnisses zu beschleunigen. Er sollte dem Khan eine mit Brillianten besetzte Dose als Geschenk überbringen. Diese Gesandtschaft wurde noch durch einen deutschen Arzt namens Frese verstärkt, der den Tataren mit seinen Künsten Eindruck machen sollte.

Die Österreicher und Russen suchten indessen, sich in den eroberten preußischen Ländern immer mehr festzusetzen. Weil sie nun zum erstenmale auf preußischem Gebiete überwinterten, betrachteten die Kaiserlichen Schlesien als ihr unbestreitbares Eigentum. Den Untertanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Bestellung ihrer Felder angeboten und in Schmiedeberg ein öffentlicher Getreidemarkt angelegt. Auch mußten verschiedene ansehnliche Kaufleute aus den Gebirgsstädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtungen treffen wollte. Man war jetzt in Wien so sehr überzeugt, den Frieden leicht und vorteilhaft zu erhalten, daß sogar im Dezember 1761 in der österreichischen Armee eine bedeutende Verminderung vorgenommen wurde. Der Grund hierfür war die völlige Erschöpfung der Steuerkraft und das allmähliche Versagen des öffentlichen Kredits, denn die Staatsschuld war bei einer Jahreseinnahme von 24 Millionen Gulden seit 1756 von 49 Millionen auf 136 gestiegen. Bei jedem Regiment löste man zwei Kompagnien auf, um deren Mannschaften als Ersatz für den Abgang im Heere zu verwenden. Gleichzeitig wurden eine Menge Offiziere verabschiedet. Diese äußerst bedenkliche Maßregel ward mitten im Kriege trotz des lebhaftesten Widerspruches der Generale, des Kaisers Franz und des Thronfolgers Josef bei der Kaiserin durchgesetzt. Der Fürst Löwenstein rief sogar bei der öffentlichen Paroleausgabe aus: „Große bedauernswürdige Monarchin! Wie schlecht bist du beraten!" Einige hundert Offiziere traten in spanische Dienste, da zu derselben Zeit der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach.

Bereits im Laufe des verflossenen Sommers hatte das englische Ministerium durch Knyphausen anfragen lassen, wie sich der König den Verlauf des in Aussicht genommenen Friedenskongresses in bezug auf die Ansprüche der Höfe von Wien und Dresden denke. Friedrich hatte seinen Vertreter angewiesen zu antworten: „Er hätte den Krieg bisher mit Ehren geführt und wünsche ihn nicht mit Schande fortzusetzen; er sei auch, Dank dem Himmel, noch nicht derart heruntergekommen, um seinen Feinden nicht ferner die Stirn bieten zu können." Er erinnerte an die gegenseitig übernommene Gewähr für die Aufrechterhaltung des Besitzstandes.

Am 5. Oktober hatte Pitt sein Amt niedergelegt, weil er im Gegensatze zu seinen Amtsgenossen den Krieg an Spanien erklärt haben und in der richtigen Beurteilung der Sachlage, nach dem Beispiele Friedrichs, Spaniens Kriegserklärung zuvorkommen wollte. Drei Monate später hatte dann Spanien an England den Krieg erklärt. Pitts Nachfolger war Lord Bute geworden. Spanien und Frankreich forderten Portugal auf, sie im Kampfe gegen England zu unterstützen. Der König von Portugal hielt jedoch an seinem Defensivbündnis mit England fest, das er nicht brechen dürfe, ohne seine Ehre aufzuopfern. Nun ward zum Führer der ziemlich vernachlässigten portugiesischen Armee im Einverständnisse mit England und Preußen ein deutscher Fürst, der regierende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe ernannt, der sich in den bisherigen Feldzügen gegen die Franzosen unter dem Herzog Ferdinand bereits rühmlich ausgezeichnet hatte[1]. Dem Grafen gelang es in kurzer Zeit, beim

[1] Der Abbé Raynal, ungeachtet der Vorliebe für sein Volk, gesteht diesen Vorzug der Deutschen. Er sagt in seiner Geschichte

portugiesischen Heere eine bessere Mannszucht einzuführen und unter Mitwirkung eines ansehnlichen von England gestellten Hilfskorps den Fortschritten der Spanier Einhalt zu tun. Der König von Portugal belohnte das Verdienst des Grafen reichlich. Neben verschiedenen Orden verlieh er ihm den Titel Altezza, schenkte ihm 100000 Kruſaden und acht goldene, zweiunddreißig Pfund schwere Kanonen mit silbernen Lafetten.

Nun brannte die Kriegsfackel lichterloh von den Karpathen bis zum Atlantischen Ozean; nahezu ganz Europa starrte in Waffen. Zu den einander schon seit Jahren jenseits der Meere feindlich gegenüberstehenden Briten und Franzosen waren nun auch noch die Spanier gekommen: in Kanada, auf den westindischen Inseln, an den Küsten Afrikas, in Indien und auf den Philippinen, überall war Kampf und die Briten bald überall von neuem im Vorteile; das einst so stolze Spanien sollte völlig unterliegen.

---

der europäischen Niederlassungen in Indien: „Ganz Europa hat Soldaten, aber nur Deutschland hat Feldherren." v. A.

Zwölftes Buch. 1762.

Das englische Parlament hatte das Kriegsbudget vor Weihnachten erledigt, ohne daß das Ministerium einen Antrag auf Erneuerung des am 12. Dezember 1761 ablaufenden Subsidienvertrages gestellt hätte. Bute widerstand dieser Erneuerung nicht grundsätzlich, er fürchtete lediglich die Verpflichtung des Vertrages, wonach „kein Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsvertrag ohne gegenseitiges Einverständnis abgeschlossen" werden durfte. Er wollte für die Einleitung des Sonderfriedens mit Frankreich freie Hand haben und überging daher die Erneuerung des Hilfsgeldervertrages mit Stillschweigen.

Friedrichs Hauptquartier in Breslau in dem größtenteils zerstörten Schlosse war gänzlich einsam. „Ich wohne hier in meinem Hause," schreibt er an d'Argens, „zwischen Schutt und Trümmern, einige Zimmer sind wiederhergestellt, in den anderen ist das Oberste zu unterst gekehrt." Er bleibe ausschließlich auf sich selbst, also auf recht schlechte Gesellschaft angewiesen, verschlinge seine Bücher; wenn er diese nicht hätte, würde er befürchten, daß ihn die Hypochondrie ins Irrenhaus brächte. „Ich habe ohne Zweifel sehr heftiges Reißen im Kopfe, das mich des Schlafes beraubt und zusammengesetzt ist aus russischen, österreichischen, gallischen und schwedischen Schmerzen — genug, um einen Ochsen umzubringen, und wäre es der Gott Apis selber." . . . . „Die Schule der Geduld, die ich durchlaufe, ist hart, lang, grausam, ja barbarisch. Ich habe mich meinem Geschicke nicht entziehen können; alles, was menschliche Voraussicht an die Hand zu geben vermochte, ist angewandt

worden, aber nichts ist geglückt. Wenn Fortuna fortfährt, mich derart unbarmherzig zu behandeln, werde ich zweifellos unterliegen; nur sie kann mich aus meiner Lage herausreißen. Ich rette mich aus alledem, indem ich die Welt im großen und wie von einem entfernten Planeten aus betrachte; dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich um solch geringes Ding so viele Mühe machen."

Zweifellos war Friedrich am Ende seiner Widerstandskraft angelangt. Sechs Jahre voll Hangens und Bangens hatte er gegen eine Welt von Feinden gerungen, um die politische Existenz seines Volkes, um seine nationale Ehre. Mit eiserner Willenskraft und Zähigkeit hatte er sich der Vernichtung entgegengestemmt; nun sah er das Verhängnis sich unaufhaltsam heranwälzen, wenn ihm keine Hilfe aus dem Orient kam. Er war selbst allmählich mürbe geworden. Dieser verzweifelten Stimmung gibt ein Schreiben vom 6. Januar an Finckenstein beredten Ausdruck: „Ich glaube, Ihnen die Gründe genügend ausgeführt zu haben, die alle militärischen Unternehmungen unnütz und vergeblich machen, wenn sich die Lage nicht ändert, das heißt, wenn wir nicht sicher sein können, Hilfe von der Pforte zu erhalten." Bis das entschieden ist, etwa Mitte Februar, will er noch zusehen, dann will auch er versuchen, für seinen jugendlichen Neffen durch Verhandlungen das zu retten, was die Habgier seiner Feinde von seinem Staate gutwillig übrig lassen werde. Aber für ihn selbst ist in einem derart verstümmelten Staate kein Raum mehr. „Wäre ich der Türken sicher, so würde ich ohne Zweifel die Engländer zum Kampfe ermuntern; aber wenn meine Anstalten in Konstantinopel fehlschlagen, können sich

die Engländer mit vollem Rechte über mich beklagen, wenn ich ihnen jetzt die schönsten Hoffnungen mache und mein Neffe in vier Wochen genötigt sein wird, diese Hoffnungen Lügen zu strafen."

Seinem Bruder Heinrich, dessen nüchterner Sinn die zuweilen sanguinische Denkungsart Friedrichs nie begriff, und der auf die Mitteilung seiner Pläne mit dem Khan kühl fragte, welche Maßregeln er zu ergreifen gedächte, wenn sich diese Pläne nicht verwirklichten, antwortete er in ganz anderer Tonart. Hier brauchte er kein übersprudelndes Naturell zu zügeln, hier mußte er den allezeit Starkdenkenden herauskehren. Er schrieb, dann sehe er allerdings kein Mittel mehr, wie man dem Untergange entrinnen könne, dann halte er es für das beste, alle Streitkräfte zusammenzuraffen, um entweder zu siegen oder zu sterben. Es käme auf eines heraus, ob man zuhauf oder stückweise zugrunde gehe. Auf die Entgegnung des Bruders: „Dieser Ausweg erscheine ihm der allerverzweifeltste; denn mit derartiger Zusammenballung der Streitkräfte gebe man überall, wo man den Rücken kehre, Magazine und Provinzen dem Feinde preis. Auch lehre die bisherige Erfahrung, daß ein Heer nicht ohne weiteres zermalmt werde. Müsse gestorben sein, so komme es lediglich darauf an, festzustellen, welcher Tod der langsamste sei, um die Gunst unvorhergesehener Zwischenfälle nicht zu verscherzen." Als Antwort erinnerte der König an die beiden Ärzte in der französischen Fabel, den Doktor Tant pis und den Doktor Tant mieux, die unter denselben Hut zu bringen ein Ding der Unmöglichkeit sei: „Ich habe einen Kranken zu behandeln, der im hitzigen Fieber liegt; in diesem verzweifelten Falle verordne ich ihm eine Gewaltkur Sie wollen

ihm ein Palliativmittel geben." Seinem getreuen d'Argens aber schrieb er zu derselben Zeit: „Ich denke wie die großen Männer des Altertums, und ich finde, wenn man ihr Verhalten prüft, so kann man ihnen nur Beifall zollen. Mögen hohle Schreier in ihrer Schulweisheit anders gedacht, mögen sie über diese Fragen absurde Paradoxen aufgestellt haben, daran braucht man sich nicht zu halten; und sicher wären die verständigen Leute zu bedauern, wollten sie sich in ihrem Urteile nach diesen Schulpedanten richten, die die schönsten Handlungen und den erhabensten Seelenadel der Alten herabzusetzen versucht haben." Der 20. Februar soll entscheiden für den Staat zwischen Kampf und Verhandlung, so kündet er auch diesem Freunde an, entscheiden für den König zwischen Leben und Tod: ob er es „mit Cato halten" oder ob er „Cäsars Kommentare zur Richtschnur nehmen" wird.

Da kam plötzlich die Hilfe von anderer, unerwarteter Seite. Am 19. Januar erhielt Friedrich aus Warschau die Nachricht vom Tode der Zarin Elisabeth, die am 5. einem Blutsturze erlegen war. Ihr folgte ihr Neffe, der Herzog von Holstein-Gottorp als Zar Peter III. Aber trotzdem König Friedrich den neuen Herrscher als seinen eifrigen Bewunderer kannte, faßte er die Kunde von seiner Thronbesteigung doch höchst skeptisch auf. „Ein großes Ereignis, das vielleicht auf geringe Wirkung hinauslaufen wird. Sie wissen, was uns der Tod des Königs von Spanien eingetragen hat. Ich fürchte, daß dies eine zweite Auflage sein wird", schrieb er an Finckenstein. Am 27. traf die Nachricht ein, daß der russische Oberst Gudowitsch als Abgesandter Peters nach Magdeburg, dem damaligen Sitze der preußischen Regierung, unter-

wegs sei. Sofort schrieb Friedrich an Finckenstein, Gudowitsch möchte zu ihm nach Breslau kommen. Da dessen Ankunft sich verzögerte, sandte er den zum Obersten und Flügeladjutanten ernannten Legationsrat v. d. Goltz mit einem Glückwunschschreiben an Peter, und um es nun mit diesem nicht von vornherein zu verderben, empfahl er seinem Residenten in der Türkei, der Tataren-Khan möchte seine Angriffe nicht gegen Rußland, sondern gegen Ungarn richten. Peter selbst gab im April die Erklärung ab, er habe wider diese Angriffe des Khans gegen Österreich, den bisherigen Verbündeten Rußlands, nicht das mindeste einzuwenden. Er hatte unterdessen den Wunsch geäußert, den Schwarzen Adlerorden und ein preußisches Regiment verliehen zu erhalten. Friedrich war hierüber höchst erstaunt, da er sich doch mit Rußland noch im Kriege befand, beeilte sich aber, Goltz den Orden und die Verleihungsurkunde des Regiments Syburg an den Zaren zuzustellen. Dagegen bat sich Friedrich die Verleihung der russischen Schuwalow-Dragoner aus. Goltz erreichte seinen Zweck überraschend schnell. Schon am 5. Mai unterzeichneten er und Woronzow, der russische Großkanzler, die Friedensurkunde, wonach der Zar das eroberte Preußen und Hinterpommern innerhalb zweier Monate zu räumen versprach. Ebenso wurden die Gefangenen gegenseitig ausgewechselt. In einem Sonderartikel wurde ein Bündnis mit Preußen in Aussicht gestellt.

Peters Aufforderungen an die anderen Mächte, mit Preußen Frieden zu schließen, fanden aber keinen günstigen Boden. Besonders Frankreich antwortete hochfahrend, König Ludwig werde keine anderen Ratschläge annehmen, als solche, die von Ehre und Redlichkeit eingegeben seien; er würde sich der Abtrünnigkeit

schuldig bekennen müssen, wenn er auf geheime Verhandlungen einginge und seinen Ruhm durch Preisgebung seiner Verbündeten befleckte. Die Antwort aus Wien lautete bedeutend zahmer. Auch sie betonte zwar die Verpflichtungen den Verbündeten gegenüber, wies jedoch gleichzeitig auf die bereits getanen Schritte zur Herbeiführung der Friedensverhandlungen hin und versicherte, daß, sobald die Mächte gesonnen seien auf Beschleunigung des Friedens hinzuarbeiten, die Kaiserin-Königin gerne dazu die Hand bieten würde. Der Warschauer Hof und der schwedische Reichsrat beteuerten ihre Neigung zum Frieden, der erste allerdings unter der Bedingung des Schadenersatzes und der schleunigsten Räumung Sachsens.

Mitte Januar war das britische Ministerium offen mit dem Vorschlage an Friedrich herangetreten, er möge mit dem Wiener Hofe unter dem Anerbieten entsprechender Gebietsabtretungen unterhandeln; das sei das einzige Mittel, nun in Deutschland, das man nicht gänzlich preisgeben, jedoch auch nicht mit Aussicht auf Erfolg weiter verteidigen könne, zum Frieden zu gelangen. Selbst des Königs eigene Vertreter in London, Knyphausen und Michell, unterfingen sich, ihren Gebieter „sehr ehrfurchtsvoll zu ermahnen", doch auf die von England vorgeschlagenen Gesichtspunkte einzugehen. Friedrich wies alle diese Vorschläge schroff ab. Als die Kunde vom Tode der Zarin nach London kam, hatte Lord Bute mit dem dortigen russischen Botschafter Gallizin eine Unterredung, wobei dieser sich von der Auffassung der Zarin Elisabeth nicht freimachen konnte und es als selbstverständlich annahm, daß Preußen auf den Besitz von Brandenburg beschränkt werden müsse. Bute erklärte dagegen, daß England seinen bisherigen

Verbündeten ehrenhalber nicht völlig im Stiche lassen könne, wohl aber habe man Friedrich bereits darauf hingewiesen, daß er ganz ohne Gebietsabtretung nicht zum Ziele gelangen werde. Den Bericht seines Botschafters über diese Unterredung ließ Zar Peter im März an Friedrich gelangen. Kurz darauf meldete Knyphausen eine den Interessen Preußens ganz zuwiderlaufende Anfrage des britischen Ministeriums über diesen Gegenstand beim Wiener Hofe, auf die Kaunitz kühl ablehnend geantwortet habe. Ende März war der König bereits fest entschlossen, auf die englischen Hilfsgelder zu verzichten, da, wie er sich an Knyphausen ausdrückte, es doch unmöglich sei, den Frieden aufs Geratewohl, »à la hurlu-burlu«, zu schließen. Man müsse also ruhig abwarten, bis Bute sich von selber wieder melde auf die Gefahr hin, daß man dieses Jahr keine Subsidien erhalte. Schließlich kam es zwischen Bute und Newcastle, dem britischen Staatsschatzsekretär, wegen der Subsidien zum Bruche. Newcastle wollte diese aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen beim Unterhause noch einmal befürworten, Bute war gegenteiliger Ansicht, und Newcastle reichte seine Entlassung ein. An seiner Stelle übernahm nun Bute auch das Lordschatzamt.

Am 19. Juni schlossen Rußland und Preußen ein Bündnis, wonach Peter gegen das Versprechen des Eintretens Friedrichs für seine holstein-gottorpschen Erbansprüche 20000 Russen unter Tschernyschew unmittelbar zu Friedrichs Verfügung stellte.

Der sonderbare Umstand, nunmehr dieselben Truppen beim preußischen Heere zu sehen, die dieses seit sechs Jahren mit Erbitterung bekämpft hatten, schien sowohl den Preußen als Österreichern ein Traum zu sein. Die kaiserlichen Offiziere, die in Breslau gefangen

waren, die folglich alles mit eigenen Augen sahen und mit eigenen Ohren hörten, hielten das Ganze für ein ersonnenes Gerücht, um den Mut der Truppen zu beleben. Als Tschernyschew nebst anderen russischen Generalen sich von ihren Truppen entfernten und nach Breslau mit einem großen Aufzuge zum Könige kamen, behaupteten sogar gefangene kaiserliche Generale, daß dies alles nur Blendwerk und die mit russischen Ordensbändern geschmückten russischen Befehlshaber verkleidete preußische Offiziere wären[1].

Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da sich das russische Korps im Juni mit der Armee des Königs wirklich vereinigte; denn Theresia verwarf den Plan Loudons, diese ihr gefährliche Vereinigung mit Gewalt zu hindern. Auch die Schweden waren des Krieges müde und machten aus Furcht vor den Russen am 22. Mai ebenfalls mit Preußen Frieden. Die Königin Ulrike von Schweden war dabei Vermittlerin; auch erklärte ihr Bruder dem Senat in Stockholm ausdrücklich, daß er bloß um ihretwillen die Sachen auf dem alten Fuße ließe. Friedrich pflegte oft über diesen Krieg zu scherzen, und als der Friedensantrag erwähnt wurde, sagte er lächelnd, er wüßte von keinem Kriege mit den Schweden; zwar hätte er von Händeln gehört, die Belling mit ihnen habe, dieser General aber würde sich wohl wieder mit ihnen vergleichen.

Der Krieg nahm nun eine andere Gestalt an. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die

[1] Der Verfasser selbst, der damals in Breslau im Winterquartier stand, hat diese sonderbaren Urteile zu seinem Erstaunen gehört; ein Beweis, wie wenig man den Charakter des großen Fürsten kannte, mit dem man so lange Krieg führte. v. A.

äußersten preußischen Grenzen, waren jetzt von den Feinden befreit und keine verheerenden Einfälle mehr zu befürchten. Der Monarch war jetzt wieder heiter und scherzte wie in früheren Zeiten. An d'Argens schrieb er: „Eine süße Stille lebt in meiner Seele wieder auf, Hoffnungsregungen, deren Gewohnheit ich seit Jahren abgelegt hatte, trösten mich für vergangene Unruhen."

Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahre 1762, dem auch sein Neffe, der Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm beiwohnte. Dieser begann jetzt im ersten Jünglingsalter die kriegerische Laufbahn, wie alle Prinzen seines Hauses. Der Prinz war immer an der Seite des Königs und mußte mit ihm alle Gefahren teilen.

Friedrich ließ sich nun zu einer ungerechten Maßregel verleiten, indem er den Offizieren die „Winterdouceurgelder" entzog, die für die große Menge armer Offiziere, die bloß von ihrem geringen Solde lebten, zu ihrer Ausrüstung für den neuen Feldzug unentbehrlich waren. Ein jeder Subalternofffzier erhielt 50, ein Kapitän 500 Reichstaler, und so stiegen die Summen mit dem Range. Aus diesem Gelde wurde der Abgang der Pferde und der im verflossenen Feldzuge unbrauchbar gewordenen Feldausrüstung ersetzt. Außerdem mußten die Kompagniechefs dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen[1].

[1] Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß der König eine derartige allgemeine Maßregel getroffen hat. Bekannt ist nur eine Kabinettsorder vom Frühjahre 1760, die folgendes bestimmt: „Da S. M. in diesem Jahre starke Ausgaben gehabt hat, so können an Winterdouceurgeldern nicht mehr gegeben werden als: vor jeden Eskadron- und Kompagniechef 200 Taler, durch die ganze Armee, so im Felde Dienst tat, davor die Kapitäns

An die Stelle dieser Gelder traten scharfe Verordnungen, die unbedeutende Formalitäten betrafen. Im Laufe des Krieges hatten sich die Offiziere auf Märschen gewöhnlich des Degens anstatt des Espontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich, ja hinderlich war und zur Verteidigung nichts taugte. Nun aber mußte dies Paradezeichen bei allen Gelegenheiten wieder gebraucht werden, und so ging es mit vielen anderen Kleinigkeiten, die jetzt erst hervorgesucht wurden.

Friedrich erhielt diesen Winter auch eine zweite Gesandtschaft vom Tataren-Khan, die für den Frühling die bereits gegebenen Versprechungen wiederholte. Der Gesandte wurde wieder mit vielen Geschenken entlassen; auch hielt der Khan anfangs Wort. Die Tataren rückten ins Feld, um einen Einfall in Ungarn zu machen. Der General Werner sollte sodann bei Ofen mit einem kleinen preußischen Korps zu ihnen stoßen. Von dieser Operation war viel zu erwarten, da die damals äußerst bedrückten Protestanten in Ungarn sich wahrscheinlich sogleich empört haben würden. Allein die Tataren kamen nicht; sie zogen eine Zeitlang an den polnischen Grenzen umher, und hernach kehrten sie wieder in ihr Land zurück.

Der König verstärkte nun alle Teile seiner Armee, besonders aber seine leichten Truppen. Es wurden

---

nur das allernötigste sich anschaffen sollen, jedem Subalternoffizier 50 Taler, den Generals nebst Suite, Adjutanten, Ingenieuroffiziere nichts." Gegen einzelne Truppenteile ward diese Maßregel öfter als Strafe für schlechtes Verhalten vor dem Feinde verhängt, so z. B. gegen das Infanterieregiment Tresckow im Winter 1758/59, weil es seine Schuldigkeit während der Belagerung von Neiße nicht getan hatte. Vermutlich handelt es sich um eine Verwechslung mit einer derartigen Maßregel in der Erinnerung des Verfassers. v. D.

neue Freibataillone errichtet, desgleichen Freihusaren und Freidragoner. Die Bosniaken, eine Art Reiter, türkisch gekleidet und so wie die Ulanen mit Lanzen bewaffnet, waren nur eine Schar von hundert Mann gewesen; jetzt wurden sie bis auf tausend vermehrt[1]. Auch die Artillerie, deren große Wirkung bei einem zweckmäßigen Gebrauche Friedrich erst in diesem Kriege erfahren hatte, wurde bedeutend vermehrt. Um ihr leichtere Bewegungen zu verschaffen und von ihrer furchtbaren Wirkung den bestmöglichen Nutzen zu ziehen, erfand er eine vortreffliche Methode, die die Österreicher bald darauf nachahmten. Er machte einige hundert Artilleristen beritten, die unter dem Namen der reitenden Artillerie neben dem leichten Geschütz hertrabten und auf diese Art imstande waren, der Kavallerie zu folgen und ihre Attacken wirksam vorzubereiten[2].

---

[1] Diese Vermehrungen waren wohl in dem angegebenen Umfange geplant, kamen jedoch nicht mehr vollständig zur Ausführung. Sie betrafen die „Schwarze Brigade Favrart", die in Lübeck und Hamburg geworben und in Breslau aufgestellt ward. Das Freikorps sollte aus Infanterie, Jägern, Dragonern und Husaren bestehen, es kam jedoch nur zur Aufstellung eines Bataillons, das noch an den kriegerischen Unternehmungen teilnehmen konnte. Auch das „Tatarische Ulanen- oder Bosniakenkorps", das in Polen geworben und in Kosel zusammentreten sollte, kam nicht in dem beabsichtigten Umfange zur Aufstellung. Nach der Kapitulationsurkunde sollten vier Fahnen (Eskadrons) am 1. März, die anderen vier am 1. Mai 1762 gestellt werden. Infolge der Schwierigkeiten, die dem Kommandeur, Oberst Kreczowsky, in Warschau gemacht wurden, mußte dieser die ersten vier Fahnen im Februar wieder auseinandergehen lassen und in der Walachei neu werben. Diese Verzögerung verhinderte den Abschluß der Errichtung.

v. D.

[2] Durch Kabinettsorder vom 17. März 1762 befahl der König, daß das bisherige, aus 2 Bataillonen mit im ganzen

Zwei französische Offiziere, Bayern von Geburt, Generalmajor Geschray und Oberstleutnant Thürriegel, waren über die Behandlung in ihrem seitherigen Dienste mißvergnügt und traten in Friedrichs Heer ein. Beide waren in der Tätigkeit und Führung leichter Truppen wohl erfahren und anfangs eng befreundet. Später scheint Geschray auf Thürriegel eifersüchtig geworden zu sein. Er errichtete ein Freikorps seines Namens, aus 1 Bataillon Infanterie und 6 Kompagnien Dragonern bestehend, das am 1. August 1761 auf den Etat übernommen wurde, jedoch im nämlichen Jahre Thürriegel noch zum Kommandeur erhielt.

In Leipzig war die Kontributionssache des vorigen Jahres durch die Hilfe des Berliner Kaufmanns Gotzkowsky in Ordnung gebracht worden, und die Stadt genoß für ein Jahr Ruhe[1]. Der andauernde Krieg veranlaßte nun abermals eine Forderung von drei Millionen Reichstalern. Diese neue Summe sollte ungeachtet des so sehr verminderten Handels, des gesunkenen Kredits und der überhandnehmenden Armut durch gewaltsame Mittel herbeigeschafft werden. In dieser dringenden Not nahm die Stadt abermals

---

16 Kompagnien bestehende Feldartillerieregiment künftighin in 2 Regimenter zu je 3 Bataillonen zu je 15 Kompagnien eingeteilt werden sollte. Diese Order war am 10. Oktober ausgeführt.

Die 2 Kompagnien reitender Artillerie (artillerie volante) wurden bereits im Mai 1759 im Lager bei Landeshut errichtet. Kommandeur der „Brigade" war Leutnant Schwebs. Bei Kunersdorf fiel sie in Gefangenschaft, wurde im gleichen Jahre im August im Lager von Fürstenwalde neu errichtet, geriet bei Maxen abermals in Gefangenschaft und ward im Frühjahre 1760 zum drittenmale errichtet. Eine weitere Brigade errichtete Prinz Heinrich im Juni 1760 in Landsberg a. d. Warthe. Beide Brigaden wurden nach dem Friedensschlusse wieder aufgelöst. v. D.

[1] Vergl. S. 393 ff.

ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der sich auch sofort zu Friedrich nach Breslau begab und ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen machte. Die Antwort des Monarchen war: „Es sind so viele von meinen Ländern in den Händen der Feinde, wo soll ich Geld zur Fortsetzung des Krieges hernehmen?" Er verringerte jedoch die Summe bis auf 1 100 000 Reichstaler, wofür Gotzkowsky ihm seine eigenen Wechsel geben und allein dafür haften mußte, obgleich ihm die Stadt von der vorigen Kontribution noch 200 000 Reichstaler schuldig war.

Das fortdauernde System des Wiener Hofes der Nichtauswechslung der Gefangenen veranlaßte in Küstrin einen ernsten Auftritt. In dem von der Beschießung stehengebliebenen Teile der Vorstädte wohnten die noch übrigen Bürger und hier waren auch die Quartiere der Besatzung. Die anderen Vorstädte wurden allmählich wieder aufgebaut. Die alten Bewohner der Stadt fanden sich nach und nach ein und trieben ihr Gewerbe, so gut sie konnten. Die preußische Besatzung bestand aus 550 Garnisonsoldaten und Landmiliz, unter denen sich nicht wenige Invaliden befanden; diese sollte nicht allein die Wälle der Festung besetzen, sondern auch gegen 5000 österreichische Kriegsgefangene bewachen. Von ihnen gehörten 4000 zu den regulären Truppen, die man seit einiger Zeit hierher gebracht hatte; der Rest waren Kroaten.

Diese waren in der Schlacht bei Prag gefangen worden und warteten nun schon fünf Jahre auf ihre Auswechslung. Ihr Zustand war erbärmlich. In ganz zerrissenen Kleidungsstücken lagen sie in den Kasematten aufeinandergedrängt, wo es ihnen sogar an Stroh fehlte. Da sie von ihrem Solde nicht leben konnten, so dienten sie den Bürgern für ein geringes

Geld bei den Bauarbeiten; endlich aber beschlossen sie, alles zu wagen, um ihre Freiheit zu erlangen. Sie machten daher den kühnen Anschlag, die Wachen zu überrumpeln, sich in den Besitz der Festung zu setzen, die Bürger auszuplündern und sodann, mit Munition und Kanonen versehen, nach Kottbus zu marschieren, wo ein österreichisches Korps ihnen entgegenkommen sollte. Die anderen Gefangenen weigerten sich, mit den Kroaten gemeinschaftliche Sache zu machen, und überließen ihnen allein die Ausführung des Planes, deren glücklichen Erfolg sie jedoch sich ebenfalls zunutze machen wollten. Der Anschlag blieb ein Geheimnis, obwohl einige tausend Menschen darum wußten.

An einem Junimorgen früh 5 Uhr leiteten die Kroaten die Unternehmung durch Überrumplung der Hauptwache ein, indem sie sich der Gewehre bemächtigten und die Wachmannschaft vertrieben. Sodann teilten sie sich in drei Abteilungen; die eine sollte sämtliche Tore besetzen, die zweite aus einem Pulverturme Munition holen, die dritte die Kanonen auf den Wällen unbrauchbar machen. Zum Pulverturme fehlte aber der Schlüssel, und das Gebäude war derartig massiv, daß es allen Versuchen, einzubrechen, widerstand. Unterdessen war die Besatzung alarmiert worden, und ein Leutnant Thiele, der eine Wache von etwa 30 Mann kommandierte, fand eine Ausfallpforte von den Kroaten unbesetzt. Er sammelte von den herbeieilenden Mannschaften noch einige Dutzend und besetzte den Wall an einer besonders günstigen Stelle. Hier kam es zu einem heftigen Gefechte, in dem den Meuternden, ungeachtet sie bei weitem in der Überzahl waren, bald die karge Munition zu fehlen begann. Der Kommandant war zu Anfang

des Tumultes schwer verwundet worden. Thiele selbst wurde im Laufe dieses Gefechtes tödlich verwundet[1].

Der Garnisonprediger Bernecke hatte inzwischen die beiden österreichischen Soldatenpfarrer aufgesucht, die den Segen des Himmels für das Gelingen des Unternehmens an gesichertem Orte erflehten. Seiner Beredsamkeit gelang es, diese von der Unmöglichkeit der Ausführung zu überzeugen und sie zu bewegen, ihn auf den Kampfplatz zu begleiten und den Meuterern ins Gewissen zu reden. Durch die gemeinsamen Bemühungen der Geistlichen ließen sich die Kroaten überzeugen, daß, wenn es ihnen auch gelänge, die Festung zu verlassen, sie draußen unfehlbar entweder einem preußischen oder russischen Korps in die Hände fallen würden. So streckten sie denn die unrechtmäßig sich angeeigneten Gewehre und ließen sich willig wieder in ihre Gefängnisse abführen. Auf Friedrichs Befehl wurden die fünf Rädelsführer hingerichtet; von den übrigen erhielt immer der zehnte durch das Los zu bestimmende Mann hundert Stockprügel, und sämtliche gefangenen Österreicher mußten bei der Vollziehung dieser Strafe gegenwärtig sein.

Die Österreicher versammelten nun zur Eröffnung des Feldzuges ihre ganze Macht in Schlesien, nachdem sie ein ansehnliches Korps zu der Reichsarmee geschickt hatten. Sie waren Meister von Glatz, von Schweidnitz und vom Gebirge. Dennoch war ihre Bestürzung über den Übergang der Russen zum Könige von Preußen so groß, daß Offiziere ebenso wie

[1] Johann Jakob Thiele, geboren in Bartenstein in Ostpreußen, Leutnant im Bataillon Heiderstedt, starb infolge seiner Verwundung. Zum Gedächtnis an seine heldenmütige Tat ließ der Herzog Friedrich von Braunschweig-Öls als Gouverneur von Küstrin später eine Tafel in der Mauer errichten. v. D.

die gemeinen Soldaten die Sache ihrer Kaiserin als verzweifelt ansahen.

Da die Kaiserlichen eine Belagerung von Schweidnitz bestimmt erwarten mußten, so hatten sie den ganzen Winter hindurch außerordentliche Anstalten zur Verstärkung der Festung gemacht. 8000 Bauern und Soldaten mußten jede in der Umgebung liegende Anhöhe mit Schanzen versehen. Zudem hatte man der Festung 12000 Mann auserlesener Truppen als Besatzung gegeben und sie reichlich mit Proviant, Munition und allen anderen Bedürfnissen versorgt. Der General Guasco, ein durch Mut und Kriegserfahrung ausgezeichneter Offizier wurde zum Kommandanten ernannt und ihm der General Gribauval, ein Ingenieuroffizier französischer Schule, beigegeben.

In diesem Zustande war Schweidnitz, als der König, mit dem russischen Korps vereinigt, vor der Festung anlangte. Diese Vereinignng konnte erst am Ende des Juni geschehen, wodurch das Unternehmen aufgehalten wurde. Nun aber schickte der König den General Grafen Wied mit einem Korps nach Böhmen, um die Österreicher zu zwingen, ihre hinter sich liegenden Magazine zu decken und sie dadurch von der Verbindung mit Schweidnitz abzuschneiden. Bei diesem Korps befanden sich auch 2000 Kasaken. Diese schwärmten ihrer Gewohnheit gemäß plündernd umher und streiften bis an die Tore von Prag. In Österreich verbreitete sich darüber solcher Schrecken, daß der in Sachsen kommandierende General Serbelloni auf dem Punkte stand, alles zu zu verlassen, um Böhmen zu Hilfe zu kommen. Die Kasaken überhoben ihn jedoch der Mühe; sie eilten, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie truppweise bei der Armee an; viele trafen erst

spät ein, da sie das geraubte Vieh nach Polen getrieben hatten, um es dort zu verkaufen.

Friedrich beabsichtigte durch diese Bewegung im Rücken der feindlichen Armee, Daun von seinen Anhöhen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf herunterzubringen. Dieser blieb jedoch unbeweglich stehen, so sehr auch der preußische Einfall die Österreicher in Verwirrung setzte. Der General Hadik zog sich eiligst nach Braunau, südlich Bunzlau. Auch in Mähren fielen preußische Streifparteien ein, um zu brandschatzen. Der König schrieb am 11. Juli an den Herzog von Bevern: „Da der Feind ganz in Konfusion ist, so müssen wir ihn en detail zu ruinieren suchen."

So groß auch der Unterschied zwischen der österreichischen und preußischen Kavallerie im Äußerlichen war, so konnten ihn die Kasaken doch nicht bemerken. Darum erhielt die ganze preußische Reiterei für den jetzigen Augenblick als Abzeichen von der feindlichen, Federbüsche auf ihren Hüten und Mützen. Die Federbüsche blieben dann als Schmuck; bald wurden diese bei allen Heeren Europas eingeführt.

Inzwischen war in Rußland eine folgenschwere Veränderung eingetreten. Zar Peter wurde vom Throne gestürzt; sein unkluges und verblendetes Betragen hatte dieses Ereignis verschuldet. Die Ehe Peters mit Katharina, einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst, war seit Jahren die denkbar unglücklichste. Peter war von Natur roh und zu Gewalttätigkeiten geneigt; anderseits war er gutmütig und harmlos. Katharina, von Hause aus geistig hochbegabt, überragte ihn in jeder Richtung. Sie fühlte sich nach kurzer Zeit durch seine für eine Frau wenig anziehenden Eigenschaften derartig abgestoßen, daß sie ihre eigenen Wege ging. Schon zu Lebzeiten der Zarin

Elisabeth hatte sie mit deren Kanzler Besthushew eine Verschwörung angezettelt, die ihren Gemahl zugunsten ihres Sohnes, des Großfürsten Paul, von der Thronfolge ausschließen sollte. Dieser Vorfall führte zum Sturze Besthushews. Seitdem blickte Peter zu Katharina mit einer argwöhnischen Scheu empor. In bezug auf eheliche Treue hatten sie beide einander nichts vorzuwerfen. Peter aber nannte in seiner brutalen Weise den jungen Großfürsten öffentlich einen Bastard.

Durch allerhand Neuerungen, für die Rußland nicht im mindesten reif war, gelang es Peter in kürzester Zeit, alle Kreise der Bevölkerung gegen sich einzunehmen. Besonders unklug handelte er durch entschiedene Bevorzugung alles Deutschen zum Nachteile des russischen Adels. Er sprach es offen aus, daß er zugunsten seiner Erbansprüche auf Holstein das ganze russische Reich opfern würde. Er führte das preußische Exerzieren ein, und die an schlaffe Trägheit gewöhnten Garden nahmen diese Neuerung sehr ungnädig auf. Er bildete sich eine Leibwache aus lauter geborenen Holsteinern, löste in seiner blinden Vertrauensseligkeit die geheime Kanzlei und Polizei, das einzige Organ zur Entdeckung staatsgefährlicher Umtriebe, auf, schaffte die Folter ab, begnadigte die Opfer früherer Staatsstreiche, mit Ausnahme Besthushews und suchte, alles nach dem Beispiele König Friedrichs, durch nicht für Rußland geeignete Neuerungen Handel und Ackerbau zu heben. Die Geistlichkeit brachte er durch Nichtachtung der orthodoxen Lehre und durch teilweise Einziehung des Kirchengutes an den Staat auf, und diese schürte wiederum den Haß der Bauern, die über die neueingeführte Kopfsteuer murrten Sein eheliches Verhältnis schien

sich in den ersten Wochen seiner Regierung leidlich gestalten zu wollen. Er behandelte Katharina mit achtungsvoller Rücksicht, und diese gab sich sichtlich Mühe, den äußerlichen Frieden zu erhalten. Bald jedoch demütigte sie Peter in einer übermütigen Laune vor der Hofgesellschaft seiner Mätresse, Elisabeth Woronzow, gegenüber, und Katharina zog sich grollend zurück. Peter aber drohte, sie und ihren Sohn in ein Kloster einzusperren.

König Friedrich hatte von verschiedenen Seiten von diesem unvorsichtigen Verhalten gehört und es an Warnungen nicht fehlen lassen. Er erinerte den Zaren an die Verschwörung gegen seinen Großvater kurz nach dessen Regierungsantritt. Er hatte unter anderem an Peter geschrieben: „Ich bin mit Leib und Seele an Ihrer Erhaltung beteiligt, und wie sollte ich dem nicht tausendfaches Glück wünschen, der allein in ganz Europa mir seine hilfsbereite Hand gereicht hat, und der sich als mein Freund erklärt, während meine Bundesgenossen mich verraten." Peter hatte geantwortet: „Wenn die Russen mir ein Leid antun wollten, hätten sie es lange schon tun können, da sie sehen, daß ich keine Wache um mich habe, mich stets der Obhut Gottes anvertraue und allein zu Fuße über die Straße gehe, wie es Goltz bezeugen wird. Ich kann versichern, wenn man die Russen zu nehmen weiß, so kann man ihrer ganz sicher sein, und, Eure Majestät, was würden diese Russen von mir denken, sähen sie, daß ich im Zimmer bleibe zur Zeit eines Krieges in meinem Heimatlande, sie, die stets nur gewünscht haben, unter einem Herrn zu stehen und nicht unter einer Frau?"

Katharina machte sich alle Fehlgriffe Peters zunutze. Ganz besonders eifrig war sie im Besuche

der griechischen Kirche und in Ehrerbietung gegen deren Diener. Peter hatte den Erzbischof von Nowgorod verbannt und nur aus Furcht vor dessen weitreichendem Ansehen die Verbannung widerrufen. Nun hielt sich Katharina an diesen Kirchenfürsten, hinter dem die ganze Geistlichkeit stand. Ihre sonstigen hauptsächlichsten Vertrauten waren die Gebrüder Orlow, Graf Panin, Oberhofmeister des Großfürsten Paul, der Generalprokurator Glebow, der Peters vollstes Vertrauen besaß, die Gebrüder Bariatinski und endlich die Fürstin Daschkow, eine jüngere Schwester der bereits genannten Elisabeth Woronzow. Diese Vertrauten warben in allen Kreisen Anhänger für Katharina, so daß sich die Anzahl der Verschworenen von Tag zu Tag vermehrte. Obgleich Peter am Tage der Ausführung, dem 9. Juli, auf seinem Lustschlosse Oranienbaum, nahe Petersburg, gerichtliche Anzeige von der Verschwörung erhielt, behandelte er die Angelegenheit völlig sorglos, blieb sogar dort, anstatt in die Residenz zurückzukehren, wo Katharina weilte. Diese hatte die durch Geld gewonnenen Garden in aller Morgenfrühe auf sich vereidigen lassen und darauf durch den Erzbischof von Nowgorod als Vormünderin ihres Sohnes die kirchlichen Weihen empfangen. Alsdann ließ sie sich vom Senate und den übrigen Truppen huldigen. Obgleich die in Oranienbaum anwesende Umgebung Peters ihm die zweckmäßigsten Ratschläge erteilte, verlor er gänzlich den Kopf und schrieb am Morgen des 10. flehendliche Briefe an Katharina, die diese gar nicht beantwortete. Hierdurch gewannen die Verschworenen Zeit, ihm die Verbindung mit Heer und Flotte, die beide zum Kriege gegen Dänemark in Narwa bereitstanden, abzuschneiden. Nachdem er dann in Peter-

hof die Entsagungsurkunde unterzeichnet hatte, ward er nach dem Schlosse Ropscha gebracht und daselbst am 17. Juli beim Gelage, wo es bei der allgemeinen Trunkenheit vom Wortstreite zu Tätlichkeiten kam, ohne Vorwissen Katharinas von den Gebrüdern Orlow und Bariatinski erdrosselt. Öffentlich wurde das Gerücht verbreitet, der Zar sei einem plötzlichen Kolikanfalle erlegen. Friedrich schrieb hierüber an Finckenstein: „Es wird Ihnen, glaube ich, nicht schwer fallen, zu ergründen, welcher Art diese Kolik gewesen ist[1]". Durch allerhand Ausstreuungen mochte bei der russischen Nation das Vorurteil entstanden sein, daß Friedrich ihrem entthronten Kaiser die so allgemein mißfälligen Neuerungen angeraten und seine Entwürfe beeinflußt hätte. Selbst Katharina hielt ihn nicht für ihren Freund. Obgleich in Pommern geboren und nicht ohne Liebe für ihr schon so sehr verheertes Vaterland, gab sie doch dem Strome nach. Das Manifest, womit sie ihre Thronbesteigung kundtat, führte unter anderen Gefahren, mit denen das Reich bedroht sei, auch den Umstand auf, daß „die Glorie Rußlands, die mit Verlust so vielen Blutes durch seine siegreichen Waffen bereits zur höchsten Stufe gebracht worden war, durch den kürzlich mit dessen ärgsten Feinden geschlossenen Frieden bereits tatsächlich unter die Füße getreten sei."

Am 5. Juli war in Königsberg der Friede mit Rußland verkündet und der preußische Adler unter dem Jubel der Bevölkerung wieder aufgerichtet worden;

[1] Der lange Zeit bestehende Verdacht, der Mord sei mit Wissen und Willen Katharinas geschehen, ist völlig unbegründet. König Friedrich hat ihn ebenfalls geteilt; er sprach von der Semiramis des Nordens, die ihrem eigenen Gatten den Garaus gemacht habe. v. D.

am 16. hatte der russische Gouverneur Ssaltykow die Thronbesteignng Katharinas veröffentlicht, den Frieden für aufgehoben und die preußischen Offiziere als Gefangene erklärt. Inzwischen war in Petersburg die Hinterlassenschaft Peters untersucht worden. Zum allgemeinen Erstaunen wurde man dabei gewahr, daß die Briefe Friedrichs lediglich kluge Ratschläge und die ernstlichsten Ermahnungen an den jungen Zaren enthielten, seine Leidenschaften zu mäßigen. Dagegen hatte Friedrich von verschiedenen Neuerungen, die in Rußland so viel böses Blut gemacht hatten, entschieden abgeraten. Namentlich hatte er Peter beschworen, seine Gemahlin, wenn nicht mit Zärtlichkeit so doch wenigstens mit Hochachtung zu behandeln. Katharina hatte also gar keinen Grund, dem König von Preußen persönlich zu grollen. Am 22. Juli ward der Schritt Ssaltykows vom Hofe zu Petersburg aus öffentlich in Abrede gestellt.

Von dem beabsichtigten Kriege gegen Dänemark war selbstverständlich keine Rede mehr. Dieser Staat war der Sorge enthoben, Holstein zu verlieren, dessen Eroberung Peters Lieblingsentwurf war. Schon waren 60000 Russen zu dieser Eroberung bestimmt, zu denen noch 6000 Preußen stoßen sollten. Diese Armee hatte der Zar selbst kommandieren wollen. Die russischen Truppen in Pommern und Preußen unter Rumanzows Anführung hatten sich bereits in Marsch gesetzt. Zu ihrem Unterhalte waren in Greifenberg, Massow, Golnow und Stettin große Magazine angelegt, und 36 russische Kriegsschiffe waren zu Operationen an den dänischen Küsten bestimmt, womit sich auch noch 16 schwedische Kriegsschiffe vereinigen sollten.

In Dänemark war man in äußerster Bestürzung

gewesen. Zu einem Kriege fehlte es hier an allem. Die Flotte war schlecht bemannt und überdies wegen Mangels an vielem Notwendigen ihre schleunige Ausrüstung nicht denkbar. Besonders aber war die Armee in dem elendesten Zustande, und vor allem war kein Geld vorhanden. Da dieses Bedürfnis hier das dringendste war, so wie es nach dem Motto des berühmten Feldherrn Montecuculi die erste und einzige Notwendigkeit bei einem Kriege ist[1], so machten die Dänen der Stadt Hamburg einen Besuch. Sie rückten vor die Tore und forderten im Namen ihres Monarchen eine Million Banko-Taler in Form eines Darlehns. Die erschrockenen Hamburger, die eine Hemmung ihres Handels befürchteten, bewilligten geschwind das Verlangte, worauf die Dänen wieder abzogen.

Friedrich war eben im Begriffe, die Österreicher auf ihren verschanzten Bergen anzugreifen, als er die Kunde vom Sturze des Zaren vernahm. Tschernyschew meldete sie ihm am 18. Juli nebst dem erhaltenen Befehl, mit seinem Korps sogleich die preußische Armee zu verlassen. Diese Begebenheit zerstörte den ganzen Plan des Feldzugs, da zugleich aus Preußen und Pommern Berichte einliefen, daß die Russen sich rüsteten, die Feindseligkeiten von neuem anzufangen. Der König mußte bei den veränderten Gesinnungen des russischen Hofes erwarten, daß auch dieses Korps in wenig Tagen abermals zu seinen Feinden stoßen oder abgesondert gegen ihn operieren würde. Zwei Tage später konnte Tschernyschew ihm die beruhigende Nachricht geben, daß die Zarin den

[1] Montecuculi pflegte zu sagen: „Zum Kriege gehören drei Dinge: das erste ist Geld, das zweite ist Geld und das dritte ist Geld." v. A.

Frieden aufrechtzuerhalten wünschte. Der König hatte an demselben Tage eine lange Unterredung unter vier Augen mit dem russischen General, und es gelang seiner hinreißenden Art, diesen dermaßen zu bezaubern, das er sich bereit erklärte, seinen Abmarsch um vier Tage hinauszuschieben, bis „genügende Anstalten zur Verpflegung seines Korps getroffen seien". Das russische Korps blieb also ruhig in seinem Lager stehen. Während dieser Zeit mußte Generalleutnant Graf Wied, der südwestlich von Schweidnitz gestanden hatte, die Festung in weitem Bogen nördlich umgehen, um den rechten österreichischen Flügel anzugreifen. Wied löste diese Aufgabe vermittels dreier Nachtmärsche, von den Kaiserlichen unbemerkt. Der Angriff war auf den 21. früh festgesetzt. Andere Abteilungen nisteten sich zwischen Burkersdorf und Schweidnitz im Weistritztale ein. Aus dem festen Schlosse bei Burkersdorf wurden am Abend des 20. nach Einbruch völliger Dunkelheit durch vier preußische Bataillone die österreichischen Grenadiere nach erbitterter Gegenwehr vertrieben. Die Preußen besetzten hierauf Dorf und Schloß; während der Nacht wurden 55 schwere Geschütze südöstlich des Schlosses in Batterien eingefahren und diese Batterien durch einen Laufgraben verbunden. Friedrich war aus seinem Hauptquartier Ober-Bögendorf früh 3 Uhr 30 Minuten in Nieder-Weistritz gegenüber Burkersdorf eingetroffen und hatte dem daselbst kommandierenden Generalmajor Moellendorf eingeschärft, nicht früher vorzugehen, als bis er das Feuer des Wiedschen Korps vernehme; dann war er zu diesem geritten.

Daun, der infolge fortgesetzter Demonstrationen Friedrichs in den letzten Tagen sich immer mehr zu

Entsendungen hatte verleiten lassen, hatte jetzt nur noch etwa 30000 Mann, während Friedrich einschließlich der Russen, von deren bevorstehendem Abmarsche die Kaiserlichen noch keine Ahnung hatten, ihm 75000 entgegenstellen konnte. Jetzt, in früher Morgenstunde des 21., wurde zunächst die nach Nordwesten gekehrte Hauptfront Dauns an den verschiedensten Punkten angegriffen, und bald tönte auch Kanonendonner aus östlicher und nordöstlicher Richtung herüber, so daß der Feldmarschall völlig im ungewissen schwebte, wo der Hauptangriff erfolgen werde.

Das Wiedsche Korps hatte sich während der Dunkelheit im Grunde der Peile zum Angriffe formiert. Mit dem Eintreffen des Königs begann seine schwere Arbeit. Vermittelst einer Umgehung durch das langgestreckte Leutmannsdorf gelang es einem preußischen Regimente, die rechte Flügelschanze im Rücken zu fassen, und die Kaiserlichen räumten die Stellung des rechten Flügels. Das Korps hatte, wie sämtliche Berichte bekunden, Wunder an Tapferkeit getan, kämpfte es doch unter den Augen des Königs! Es hatte 25 Offiziere, 1570 Mann eingebüßt und mußte sich nun in dem hinter den Schanzen liegenden Grunde ordnen. Das Feuer der während der Nacht erbauten großen Batterie des Generalmajors Moellendorff hatte für die Kaiserlichen völlig überraschend begonnen. Die erste Lage schlug in ein Kavallerieregiment ein, das am Waldrande abgesessen war und friedlich fütterte. Die entsetzten Pferde jagten mitten in ein Infanterieregimt hinein, rannten dieses nieder, dann rasten sie das enge Flußtal entlang, in dem sich die österreichische Bagage sammelte, brachten diese in Unordnung, um sich dann im Walde zu zer-

streuen. Als nun Moellendorf vom Korps Wied die Nachricht erhalten hatte, daß der Angriff dort vorwärts gehe, ließ er seine aus den Regimentern Garde und Prinz von Preußen bestehende Brigade ebenfalls antreten. Durch Umgehung bemächtigte er sich der Hauptschanze des O'Kellyschen Korps südlich Burkersdorf. Als dann der vor ihr liegende Verhau in Brand geriet, war bei den Österreichern kein Halten mehr. In wilder Unordnung strömten sie zurück, so daß Friedrich der nördlich der Weistritz gegen den linken Flügel O'Kellys vorgehenden Brigade Knobloch den Befehl zusandte, den beabsichtigten Angriff nicht mehr auszuführen, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden; es blieb bei einer Kanonade, und in den ersten Nachmittagsstunden entschloß sich Daun, den allgemeinen Rückzug anzuordnen. Er bezog ein Lager hart an der böhmischen Grenze, westlich der Hohen Eule, zwischen Königswalde und Tannhausen, und gab damit die Verbindung mit Schweidnitz vollständig auf.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages verließ Tschernyschew mit seinem Korps das preußische Lager, vom Könige mit einem goldenen, reich mit Brillanten besetzten Degen und 15000 Dukaten beschenkt.

Der General Werner war in Pommern entbehrlich geworden, ebenso der Herzog von Bevern auf seinem Posten als Gouverneur von Stettin. Friedrich rief beide nach Schlesien. Werner sollte bei Kaschau in Österreichisch-Schlesien den Tartaren-Khan in Empfang nehmen, Bevern die mährische Grenze bedrohen. Aber je mehr der Sommer vorrückte, desto stiller ward es in Konstantinopel. Rexin hatte sich wiederum vergebens abgemüht, den Großwesir zu tätigem Eingreifen zu veranlassen, und Friedrich verbot ihm nun,

auch nur noch einen Groschen an die Türken zu wenden, die Jahr um Jahr alles versprochen hätten, um dann im Sommer immer neue Ausflüchte zu finden. Boscamp, der Resident im Lager des Khans schrieb im August, dieser hätte in der Gegend von Bender haltgemacht und erklärt, er müsse Befehle aus Konstantinopel abwarten. Boscamp nannte den Khan einen Schurken und Hasenfuß, der es lediglich auf schnöden Geldgewinst abgesehen habe. Vor dem Treffen bei Burkersdorf hatte Bevern Befehl erhalten, sich in die Gegend von Kosel, Werner gegen Neiße heranzuziehen.

Nun stand der Weg nach Schweidnitz dem Könige von allen Seiten offen. Er zog Werner und Bevern an sich, denn alle übrigen Unternehmungen mußten jetzt der Eroberung dieser Festung nachgesetzt werden. Die Truppen dieser beiden Generale waren beauftragt, das aus Neiße kommende schwere Geschütz zu bedecken. Friedrich drang unausgesetzt auf Beschleunigung des Marsches, worauf Bevern antwortete, alles, was Menschen und Vieh nur leisten könnten, solle und müsse geschehen. Die Vorbereitungen für die Belagerung waren sehr bedeutend; allein die beiden Kreise Neustadt und Leobschütz hatten 365 Knechte, 730 Pferde und 666 vierspännige Wagen zu liefern.

Friedrich stellte sich mit dem Hauptheere südlich Schweidnitz zwischen Peterswaldau und Bärsdorf auf, um Dauns Lager zu beobachten; ein Kavalleriekorps stand an der Straße nach Landeshut, während Bevern die Straße von Reichenbach nach Frankenstein, westlich Silberberg, sperrte. Dahinter leitete der aus Breslau herangeholte Tauentzien die eigentliche Belagerung. Diese nahm am 7. August mit Eröffnung der Laufgräben ihren Anfang. Das Belagerungskorps war

22 Bataillone 22 Eskadrons stark. Die Belagerung war insofern merkwürdig, weil zwei frühere französische Ingenieuroffiziere, Gribauval und le Fèvre, der erste in, der andere außerhalb der Festung wirkten. Gribauval stand noch in französischen Diensten und war wegen seiner bedeutenden Fähigkeiten von König Ludwig zum österreichischen Heere gesandt worden. Le Fèvre wollte die Festung hauptsächlich durch Minen bezwingen, erfüllte aber sein Versprechen nur unvollkommen, und man war schließlich genötigt, zum alten Verfahren zurückzukehren.

Auf die preußische Aufforderung zur Übergabe der Festung antwortete der Kommandant, General Guasco, „er würde suchen den Ruhm der österreichischen Waffen zu behaupten und sich die Achtung Sr. preußischen Majestät zu erwerben". Nun nahm die Beschießung ihren Anfang und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Ebenso lebhaft war die Verteidigung. Die Artillerie in der Festung wurde sehr wohl bedient, und fast alle Nächte geschahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Dann ermannte sich binnen weniger Tage auf die dringenden Vorstellungen Lacys mit zwei Dritteln der kaiserlichen Armee zu einem Angriffe Beverns, um sich über Reichenbach, also aus südöstlicher Richtung, Schweidnitz zu nähern und die Festung zu entsetzen. Als aber der mit Führung der Vorhut beauftragte General Beck die als vorteilhafteste Stellung bezeichneten Höhen eben besetzen wollte, fand er zu seiner größten Überraschung, daß sie unmittelbar zuvor durch Bevern besetzt worden waren. Am 16. August kam es nun zu dem Treffen bei Reichenbach, zu dem die Kaiserlichen vier Kolonnen unter den Generalen Lacy, O'Donnel, Beck und Brentano

gleichzeitig in Bewegung setzten, um Bevern vorn, auf beiden Seiten und im Rücken anzugreifen. Offenbar war dem Herzog eine Niederlage ähnlich der Fincks bei Maxen zugedacht. Gegen Mittag war der Aufmarsch der Österreicher vollendet; Daun ordnete an, daß abgekocht und Zelte aufgeschlagen werden sollten, nnd es schien, als ob er an diesem Tage auf den weiteren Angriff verzichten wolle. Aber um 3 Uhr traten die Kaiserlichen wieder an, und gegen 5 Uhr sah sich Bevern, dem nur etwa 7000 Mann zur Verfügung standen, von allen Seiten mit Übermacht angeriffen. Aber er hielt mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit stand, je mehr sich die Gefahr steigerte; er hatte aus den Breslauer Erfahrungen vor fünf Jahren eine heilsame Lehre gezogen. Selbst als der Feind anfing die Bagage zu plündern und einige Unterführer baten, dagegen eingreifen zu dürfen, erwiderte er ruhig: „Wenn wir geschlagen werden, so dürften wir kaum etwas von der Bagage retten; siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser sein[1]". Allein der König hatte mit dem Herzog verabredet, daß sie sich, falls einer von ihnen mit Übermacht angegriffen würde, gegenseitig unterstützen wollten, und bereits nach Verlauf einer Stunde kam er auf seinem Rotschimmel Cäsar an der Spitze der braunen Husaren angesprengt, 9 Bataillone und weitere 20 Schwadronen folgten. Die reitende Artillerie kam hier, im letzten von Friedrich geleiteten Treffen, das er deshalb bezeichnenderweise „das eigentümlichste Gefecht des ganzen Krieges, eine kleine Schlacht" nennt, zum ersten Male dazu, gegen Kavallerie ihr Feuer derart

[1] Ähnlich verfuhr Friedrich in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745. v. D.

zu eröffnen, daß diese völlig überrascht in große Verwirrung geriet. Infolgedessen wurden O'Donnels Schwadronen von den braunen Husaren geworfen, ehe das preußische Kürassiertreffen auch nur zum Einhauen kam. Dann wartete das Eintreffen der preußischen Infanterie gar nicht ab und befahl den Rückzug in die Stellungen, die seine Truppen vor dem Gefechte innehatten. Dafür ließ er nach dem Treffen gleich den Preußen Viktoria schießen; dennoch aber berichtete er zu gleicher Zeit der Kaiserin, er sehe nun kein Mittel mehr, Schweidnitz zu retten. Am 18. zog er sich deshalb zu Friedrichs freudigstem Erstaunen nach der Grafschaft Glatz zurück, die Beobachtung der Belagerung lediglich seinen Vortruppen überlassend. An Guasco hatte er gemäß des zuvor eingeholten Beschlusses des Hofkriegsrates in Wien die Erlaubnis gesandt, gegen freien Abzug jederzeit zu kapitulieren. Der Verlust der Österreicher im Treffen bei Reichenbach betrug 1200 Tote und Verwundete, 1500 Gefangene und fünf Standarten. Die Preußen zählten 1000 Tote und Verwundete und einige 100 Gefangene. Von ihrer geplünderten, dann aber vom Feinde im Stiche gelassenen Bagage war nur sehr wenig verloren gegangen.

Die Belagerung wurde mittlerweile durch 68 Kanonen und 32 Mörser und Haubitzen beständig fortgesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung auf Entsatz, verlor jedoch den Mut nicht. Es fehlte in der Festung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdies erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Branntwein und des Mittags einen Trunk Wein. Zufolge der Instruktion, die der Feldmarschall Daun gleich nach dem Treffen bei Reichenbach erteilt hatte, wünschte der Kommandant,

zu kapitulieren. Er wollte einen freien Abzug haben, der aber rund abgeschlagen wurde. Tauentzien berief sich dabei auf eine sehr sonderbare Äußerung des Generals Loudon, der, da er noch im vorigen Jahre mit dem Markgrafen Karl von Brandenburg wegen eines Kartells Briefe wechselte, ausdrücklich erklärt hatte, daß sein Hof sich nicht verbunden hielte, weder das dem Könige wegen Auswechslung der Gefangenen gegebene Wort zu halten noch überhaupt irgendeine andere Zusage zu erfüllen. Sechs Tage nachher erneuerte der Kommandant den Antrag, erbot sich, alles Geschütz sowie sämtliche Magazine und Kassen zu überliefern und dabei mit seiner abgezogenen Besatzung in Jahresfrist nicht wider den König zu dienen. Auch dieser Antrag wurde abgewiesen. Bald nachher gelang es einem kaiserlichen Offizier, durch die preußischen Vorposten zu kommen und dem General Guasco den Befehl zu bringen, bis zur äußersten Not auf der Bedingung eines freien Abzuges zu bestehen[1].

Le Fèvres künstliche Minen erforderten viel Zeit und hatten anfangs nur geringe Wirkung. Es waren sogenannte Druckkugeln; eine vortreffliche Erfindung Belidors[2], wodurch die Mineurwissenschaft sowohl

[1] Dieser Umstand beweist zur Genüge wie recht der König hatte, wenn er alle Anträge Guascos, gegen freien Abzug zu kapitulieren, ablehnte. Die 10000 Mann Verstärkung hätten Daun sicherlich veranlaßt, wieder aus dem Gebirge vorzubrechen. Am 14. September beantragte Guasco die Kapitulation unter der Bedingung, daß die Besatzung kriegsgefangen würde; er bat jedoch um die Erlaubnis, zu diesem Entschlusse die Genehmigung Dauns einholen zu dürfen. Der König schlug auch diese Bitte ab, da er der Meinung war, daß die Festung nun in wenigen Tagen fallen müsse. Allerdings währte dies noch bis zum 8. Oktober. v. D.

[1] Belidor, französischer Ingenieuroffizier unter Ludwig XV.,

in ihren Grundsätzen als in der Ausübung eine wesentliche Erweiterung erfuhr. Der mannigfaltige Zweck dieser Druckkugeln war, in einer Entfernung von 30 bis 40 Fuß durch Sprengung der Minen die Galerien der Belagerten einzudrücken, die Konter-eskarpe in den Festungsgraben zu werfen, sich einen neuen gesicherten Angriffsort einzurichten und den gedeckten Weg und die Außenwerke ohne Sturm und Verlust zu öffnen. Anderseits aber konnte man vermittels dieser Erfindung, gegen die Belagerer angewandt, außer dem Eindrücken ihrer Minen und der Zerstörung ihrer Logements auch ihre Breschbatterien in die Luft sprengen. Einige der vielen im Laufe dieser Belagerung angelegten Druckkugeln mißglückten bei ihrer Sprengung. Es wurden unterirdische Horchgänge gemacht, um den Gang und die Nähe der entgegengesetzten Minen auszuspähen. Bisweilen begegneten sich die beiderseitigen Mineure unter der Erde, wo sie dann, solange sie durch Erdwände abgesondert waren, Stankkugeln gebrauchten, die mit dem ekelhaftesten Geruch Rauch und erstickende Dünste verbreiteten, nachher aber, wenn sie einander ansichtig wurden, mit ihren Pistolen kämpften. In einer größeren Entfernung bediente man sich der Dampf-

---

geb. 1698 in Kaledonien, ist Erfinder der »Globes de compressions« (Druckkugeln). Belidor war ursprünglich Professor der Mathematik an der Artillerieschule in La Fère. Seit 1741 Ingenieuroffizier, nahm er an den Feldzügen 1744 und 1745 in Italien und den Niederlanden teil. Die ersten Proben mit den Globes de compressions wurden auf Ludwigs Befehl 1752 und 1753 bei La Fère und Busy gemacht. 1758 wurde Belidor Direktor des Arsenals, bald nachher Generalinspekteur der Mineure. Er starb zu Paris 1761. Le Fèvre führte dem König Friedrich 1754 bei Potsdam eine Druckkugel mit guter Wirkung vor.

v. D.

minen, wodurch, wenn sie glückten, nicht allein die feindlichen Mineure erstickten, sondern auch ihre Minengänge einstürzten.

Die kaiserlichen Mineure waren den preußischen an Anzahl sehr überlegen und vereitelten viele ihrer Versuche. Es war im eigentlichsten Sinne ein unterirdischer Krieg, der mit allen nur erdenklichen Schikanen geführt wurde, und wobei die Preußen anfangs keine Vorteile hatten. Le Fèvre war in der größten Verzweiflung, da hohe und niedere Befehlshaber beim preußischen Heere ihm mit Kaltsinn, ja mit Verachtung begegneten. Sein militärischer Ehrgeiz war auf das tiefste gekränkt. Er weinte über seine fehlgeschlagene Hoffnung als Belagerer und über seine von ihm selbst vernichtete glänzende Theorie, die seinen Namen unsterblich machen sollte, und suchte absichtlich die gefährlichsten Orte auf, um auf diese Art wenigstens einen rühmlichen Tod zu finden. Der König empfand Mitleid mit der Verzweiflung dieses Offiziers und suchte ihn durch gütigen Zuspruch zu beruhigen.

Das Feuer über der Erde wütete indessen unaufhörlich, und jede Stunde, bei Tage und bei Nacht, brachte auf beiden Seiten Verluste. Die Kaiserlichen in Schweidnitz fühlten diese furchtbare Lage am meisten. Ihre Freiwilligen, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen hatten, fingen nun an, dieser überdrüssig zu werden. Alle österreichischen Ingenieuroffiziere waren tot oder verwundet. Die schweren Kanonen hatten keine Lafetten mehr, und bei den leichten Kanonen fingen auch die Kugeln an zu fehlen.

Inzwischen wurde manche ausgezeichnete Tat ausgeführt. Der kaiserliche Hauptmann Brady verteidigte

ein Werk, aus dem seine Soldaten größtenteils geflohen waren, mit 15 Mann gegen 200 stürmende Preußen, die schon zum Teil die Brustwehr erstiegen hatten. Nachdem er die Geschütze hatte abfeuern lassen, ergriff er eine Sense und hieb damit auf die Stürmenden ein; die übrigen folgten seinem Beispiele. So wurden die Preußen zurückgeschlagen, und nachdem Brady Unterstützung erhalten hatte und sie auch im Rücken angriff, mußten sie nach erbittertem Kampfe das Unternehmen aufgeben. Eine andere Heldentat verrichtete der kaiserliche Leutnant Waldhüter in der Nacht zum 27. September, als die dritte Parallele bereits ausgehoben war, mit einer Schar von ihm ausgewählter freiwilliger Ungarn. Die Österreicher hatten nacheinander zwei Gegenminen springen lassen, in deren Folge die Galerie des Belagerers teilweise einstürzte. Ein benachbarter Minentrichter war von sechs preußischen Grenadieren besetzt, die darin mit aufgepflanzten Bajonetten knieten. Waldhüter sprang mit seiner tapferen Schar in den 20 Fuß tiefen Trichter hinab. Einige Ungarn spießten sich in den Bajonetten auf, die anderen aber fielen mit dem Säbel über die Grenadiere her und töteten sie. Die in Reserve stehenden Kaiserlichen benützten den Augenblick zu einem Ausfalle. Sie zerstörten die ganze Galerie und andere Arbeiten der Preußen und verzögerten auf diese Weise den Fortgang der Belagerung ganz bedeutend.

Friedrich besuchte die Laufgräben fleißig und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er traf selbst zweckmäßige Anordnungen, die seine nicht geringe Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen, und ließ auch eine Breschbatterie errichten. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hilfe. Eine preußische Haubitzgranate schlug in ein Pulvermagazin des

Fort Jauernick und entzündete das darin befindliche Pulver. Eine ganze Bastion des Forts mit zwei österreichischen Grenadierkompagnien flog in die Luft, acht Offiziere und 200 Gemeine unter ihren Trümmern begrabend.

Es war ein gewaltiger Riß in dem Festungsbau entstanden, und der Zugang für den Angreifer war erleichtert. In der darauffolgenden Nacht ließen die Belagerer eine Druckkugel springen, die 48 Fuß lang verdämmt und deren Wirkung erstaunlich war. Alle benachbarten Minengänge der Festung stürzten ein; dabei wurde ein Teil des gedeckten Weges in die Luft gesprengt, wodurch eine Bresche entstand; auch war das Gelände von dem Grunde bis auf die Brustwehr mit der ausgeworfenen Erde bedeckt. Nun trafen die Preußen alle Anstalten zu einem Sturme. Guasco aber wartete diesen nicht ab. Er ergab sich am folgenden Morgen, acht Stunden nach Sprengung der Mine. Es war am 9. Oktober, 63 Tage nach eröffneten Laufgräben. Die noch übrige Besatzung, 9000 Mann, wurde kriegsgefangen.

Der König ehrte die vom Kommandanten bewiesene Tapferkeit und zog ihn zur Tafel. Er vergaß großmütig, daß dieser Italiener bei der Eroberung von Dresden sich gegen die preußische Besatzung sehr zweifelhaft betragen und die Kapitulation des Generals Schmettau gebrochen hatte[1]. Die seinige wurde pünktlich gehalten sowie alle anderen, wo die Preußen als Sieger die Artikel unterzeichneten. Sie fanden jetzt in der Festung 352 Geschütze, 55 400 Kugeln, Bomben, Granaten und noch über 1000 Zentner Pulver, desgleichen an Proviant 2000 Zentner Mehl, 740 Zentner

[1] Vgl. S. 276.

Zwieback und 25 000 Brote. Diese Belagerung kostete den Preußen 3033 und den Österreichern 3552 Tote und Verwundete. Jene hatten dabei 172 163, diese 125 453 Bomben- und Kanonenschüsse getan.

Die Gefangenen, sowohl Offiziere als Gemeine, wurden nach Preußen geschickt. Denen, die Geld hatten, gestattete man, zu Lande dahin zu reisen, die anderen aber wurden auf königliche Kosten auf Schiffen von Stettin aus transportiert. Ein heftiger Sturm überfiel diese kleine Flotte. Einige Schiffe sanken mit ihren ganzen Ladungen, andere aber wurden auf die Küsten von Polnisch-Preußen geworfen, bei welcher Gelegenheit sich einige 100 Gefangene in Freiheit setzten und durch Polen ihren Weg nach Hause nahmen.

Das Volk in Wien war allmählich gegen Daun außerordentlich aufgebracht. Diese Erbitterung ging so weit, daß man der Gemahlin des Feldmarschalls, wenn sie zu Hofe fuhr, Spottreden ins Gesicht sagte und ihre Karosse mit einem Hagel von Schlafmützen als Sinnbilder der Untätigkeit ihres Gemahls begrüßte. Bald erschienen Schmähschriften, bald satirische Kupferstiche, die an dem Palaste Dauns, ja selbst an der kaiserlichen Burg angeheftet wurden. Einer dieser Kupferstiche bewies ebensoviel Witz als Wahrheit. Er stellte die Belagerung von Schweidnitz vor. Guasco, auf den Wällen der Festung stehend, schrie um Hilfe. In einer großen Entfernung sah man die Daunsche Armee als Zuschauer der Szene in Parade. Der Feldmarschall saß vor der Front in einem Armstuhl mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe, wobei er den vom Papste empfangenen geweihten Degen mit beiden Händen emporhielt, als wenn er den Truppen seinen Segen geben wollte. Dieser päpstliche Degen steckte in der Scheide, auf der man die Worte las:

„Du sollst nicht töten!“ Zur Linken des Feldmarschalls stand Loudon mit niedergeschlagenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen, zur Rechten Lacy, mit einer Pergamentrolle in der Hand, mit der Überschrift: „Plan des Feldzuges von 1763“; auf dem Pergamente selbst aber stand nichts. Die übrige Generalität war in drei Gruppen verteilt, von denen eine sich schlaftrunken die Augen wischte, die zweite die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und die dritte hämisch lächelte.

Der König machte nun Anstalten, nach Sachsen zu marschieren. Da er jedoch, durch die Erfahrung vorsichtig gemacht, für seine schlesischen Festungen besorgt war, so traf er alle Verfügungen, sie in seiner Abwesenheit gegen Überrumpelung zu sichern. Auch ließ er den Herzog von Bevern mit einem starken Korps in Schlesien zurück. Einstweilen schickte er den General Grafen Wied mit 20 Bataillonen und 45 Eskadrons voran nach Sachsen, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verstärken. Dieser war hier auch sehr tätig gewesen. Durch einen Überfall bei Döbeln am 12. Mai hatte er Serbelloni, der in diesem Jahre sowohl die Reichstruppen wie das diesen zugeteilte österreichische Korps kommandierte, mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden gestanden, hatte Mecklenburg verlassen und Heinrichs Armee verstärkt. Nun hielt sich der Prinz für stark genug, vorzurücken und lange Zeit die Vereinigung der Österreicher mit den Reichstruppen zu verhindern. Ehe sich diese wieder aus Franken hervorwagten, konnte einige Zeit verstreichen. Heinrich beschloß, diese auszunutzen und Seydlitz und Kleist in Böhmen einfallen zu lassen. Am 1. August hatten sich beide am Fuße des Gebirges bei Johndorf

vereinigt. Fürst Löwenstein, der mit einem österreichischen Korps bei Dux lagerte, war in der Nacht zum 2. August gegen Teplitz marschiert und hatte dort eine starke Stellung bezogen, in der ihn Seydlitz trotz des Widerratens Kleists anzugreifen beschloß. Der Angriff schlug fehl, und Seydlitz war genötigt, mit beträchtlichem Verluste den Rückzug nach Sachsen anzutreten, wo er dicht an der Grenze ein Lager bezog. Er entsandte Belling über Zwickau und Greitz, um die Reichstruppen zu beobachten, mit denen Prinz Stollberg am 9. August von Bayreuth aufgebrochen war in der Absicht, die österreichische Armee bei Dresden auf einem Umwege über Böhmen zu erreichen. Er hatte den General Rosenfeld mit einem kleineren Korps bei Hof zurückgelassen. Gegen diesen rückte nun Belling vor, aber Rosenfeld wich schleunigst über Bayreuth auf Nürnberg zurück, während Stollberg über Eger nach Teplitz marschierte. Belling hatte am 22. August Bayreuth erreicht und wandte sich nun ebenfalls nach Böhmen. Dort durchstreifte er brandschatzend die Umgegend von Eger. Prinz Heinrich sandte ihm Befehl, nach Sachsen zurückzukehren, weil er seine Kräfte beisammen haben wollte, und Belling traf am 15. September wieder beim Heere ein. Mittlerweile hatten die Reichsvölker über Teplitz Dresden erreicht. Gleichzeitig fand ein Wechsel im Oberkommando statt. Der Hofkriegsrat war mit der Führung Serbellonis höchst unzufrieden, und dieser schob wiederum die Schuld für die aus Böhmen einlaufenden Klagen über Brandschatzungen in den Grenzkreisen auf die fehlerhaften Anordnungen des Hofkriegsrates und bat um Enthebung vom Oberkommando. Sein Nachfolger ward am 7. September General Hadik. Diesem gelang es am 15. Oktober, den Prinzen Heinrich in seiner rechten

Flanke zu umgehen und ihn mit Verlust von mehr als 2000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, 12 Kanonen und 13 Feldzeichen auf Nossen an der Mulde zurückzudrängen.

Graf Wied war am 19. Oktober aus der Gegend von Hirschberg aufgebrochen und am 28. Oktober bei Radeberg, 18 km nördlich Pirna, eingetroffen. Aber Daun hatte den Reichstruppen ebenfalls Verstärkungen zugesandt, und da Heinrich voraussah, daß diese früher als der Graf zur Stelle sein würden, so entschloß er sich, Stollberg unverzüglich selbst anzugreifen, ehe Hadik eintraf. Dieser Entschluß führte zur Schlacht bei **Freiberg** am 29. Oktober, der ersten Feldschlacht Heinrichs und der letzten des Krieges.

Am Abend des 28. traten die Preußen in drei Kolonnen den Vormarsch an. Kleist führte die Avantgarde, Seydlitz den rechten aus drei Grenadierbataillonen und der Mehrzahl der Kavallerie bestehenden, Forcade den linken Flügel. Kleist stieß unerwartet auf das Korps des Generals Meyer, doch ließ der Prinz auf seinen Rat nur eine Brigade dagegen stehen; die übrigen Truppen führten der Disposition gemäß die weitere Umgehung der linken Flanke des Gegners aus, von Seydlitz aufs wirksamste unterstützt. Da gleichzeitig auch Zentrum und linker preußischer Flügel den Feind aufs lebhafteste angriffen, so sah sich Stollberg nach dreistündiger tapferer Gegenwehr zum Rückzuge über die Mulde genötigt. Zwar setzten die leichten preußischen Truppen nach, die Masse war jedoch infolge des vorhergegangenen Nachtmarsches außerstande, nachdrücklich zu verfolgen. Die Preußen hatten einen Verlust von 1400 Mann, der Gegner einen solchen von über 7000; davon waren allein 25 Offiziere und mehr als 1000 Mann von den Reichs-

völkern und 54 Offiziere, 3330 Mann Österreicher gefangen. Außerdem fielen den Siegern 31 Kanonen und 9 Fahnen in die Hände.

König Friedrich war hocherfreut über diesen glänzenden Sieg seines Bruders. Er schrieb ihm: „Die guten Botschaften haben mich um 20 Jahre verjüngt; gestern war ich 60, heute bin ich 18 Jahre alt. Sie leisten dem Staate so schwerwiegende Dienste, daß ich nicht genug danken kann und mir vorbehalte, dies persönlich zu tun." Er schenkte dem Prinzen zwei Herrschaften im Halberstädtischen und beförderte seine sämtlichen Adjutanten.

Am 7. November war Friedrich selbst in Torgau angekommen. Er plante eine Eroberung Dresdens, vorausgesetzt, daß diese nicht zu teuer erkauft werde. Im Besitze der sächsischen Residenz gedachte er bei den Friedensverhandlungen mit Nachdruck die Rückgabe von Glatz fordern zu können. Aber wenige Tage genügten, ihn davon zu überzeugen, daß die Kaiserlichen dieses Jahr ebensowenig an die Aufgabe Dresdens dachten wie im Jahre zuvor. Demnach blieb nichts übrig, als den Feldzug in Sachsen für beendigt anzusehen. Dort, wie in Schlesien, kam man überein, während der Winterquartiere Waffenruhe zu beobachten.

Die Verbündeten hatten den Feldzug mit ungünstigen Aussichten eröffnet. Das neue britische Ministerium war, wie oben gesagt, dem Kriege in Deutschland sehr abgeneigt und zeigte daher nicht den geringsten Eifer, Ferdinands Operationen zu unterstützen. Da es jedoch dem Lord Bute noch nicht ratsam schien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu sprechen, so wurde im Frühling eine Anzahl Rekruten nach Deutschland geschickt, wo der Eifer, den Krieg fortzusetzen, nirgends nachgelassen hatte. Das

englische Korps sollte 22500 Mann stark sein, in Wirklichkeit zählte es nur 14400. Die Gesamtstärke des verbündeten Heeres betrug Mitte April rund 80000 Mann. Da die verheerten Länder in Westfalen und Niedersachsen nur geringen Unterhalt gewährten, so ließen die Regierungen eine Menge Lebensmittel und Getreide in England und in den Häfen der Ostsee aufkaufen.

Die zwischen Broglie und Soubise wegen des für die französischen Waffen so unglücklich verlaufenen Treffens bei Vellinghausen entstandenen Streitigkeiten waren von der Partei der Pompadour im Interesse ihres Günstlings Soubise ausgebeutet worden. Obgleich Broglie nach seiner Rückkehr nach Paris im Herbste 1761 dem Könige eine Rechtfertigungsschrift eingereicht hatte, entschied dieser doch zu seinen Ungunsten. Der Herzog empfing im Februar ein Kabinettsschreiben, das ihn der Gouverneurstelle im Elsaß für verlustig erklärte und ihn auf seine Familiengüter verwies. An seiner Stelle übernahm d'Estrées wieder den Befehl über die Hauptarmee, und da er kränklich war, wurde ihm Soubise zur Unterstützung beigegeben. Das für die Operationen am Niederrheine bestimmte Korps befehligte der fünfundzwanzigjährige Prinz Ludwig Condé.

Der Wechsel im Oberkommando kam Ferdinand bei seinen verhältnismäßig geringen Streitkräften sehr zustatten, denn Broglie war ein weitaus gefährlicherer Gegner gewesen als d'Estrées, der es offen aussprach, daß er das Ende des Krieges herbeisehne. Aber Frankreich machte in diesem letzten Kriegsjahre noch bedeutende Anstrengungen. Das Hauptheer war über 100000 Mann stark, Condé hatte 35000. Die Verbündeten setzten sich mit Be-

ginn des Frühjahres in Bewegung, um den Feldzug zu eröffnen.

Der Erbprinz griff das Schloß Arnsberg an, das von den Franzosen besetzt und zur Erhaltung ihrer Verbindung mit Kassel sehr notwendig war. Der Kommandant Muret verlangte freien Abzug. Diesen gestattete der Erbprinz nicht, sondern ließ das Kastell mit großer Lebhaftigkeit beschießen. Nach einer sechsstündigen Kanonade ergab sich Muret mit 240 Mann. Mit Ausnahme eines verwundeten englischen Offiziers waren auf beiden Seiten keine Verluste. Der Erbprinz benutzte seine Vorteile und näherte sich dem Rheine, hob allenthalben Rekruten aus, brandschatzte und nahm Geiseln mit. Diese Fortschritte trieben die französischen Marschälle ins Feld.

Man wurde bald gewahr, daß andere Führer an der Spitze der französischen Streitmacht standen. Eine Menge Unfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen befielen, rächten die Ungnade, in die Broglie unverdient bei seinem Hofe gefallen war. Ferdinand rückte nun vor, ging am 24. Juni mit Tagesanbruch in sieben Kolonnen über die Diemel und überraschte die bei **Wilhelmsthal** sorglos lagernden Franzosen. Der Führer der weit nach Norden vorgeschobenen Vorpostentruppen, General de Castries, hielt den Vormarsch anfangs für eine Furagierung und mußte sich, hart gedrängt und von der Hauptarmee nicht unterstützt, zurückziehen, wobei das Reiterregiment Fitzjames von den hessischen Dragonern übel zugerichtet ward. Als das verbündete Heer gegenüber dem Lager der Hauptarmee aufmarschierte, trat diese erst in Gefechtsbereitschaft. Gleichzeitig erschien Lord Granby mit dem Reservekorps im Rücken des französischen Lagers. Er hatte diese Umgehung vermittelst eines Nachtmarsches aus-

geführt. Der Anblick dieser Kolonne in einer gänzlich unerwarteten Richtung erregte allgemeine Bestürzung. Die Bagage wurde nach Kassel abgefahren und sofortiger Rückzug befohlen. In diesem Augenblicke der Verwirrung rettete General Stainville, der mit seinen Vortruppen in nordwestlicher Richtung vorgeschoben war, durch einen beherzten Entschluß das Heer. Er besetzte ein Waldstück, ehe Granby es erreichen konnte. Hierdurch wurde die Armee befähigt, weiter rückwärts Stellung zu nehmen, um den Abmarsch der Bagage zu decken. d'Estrées sandte Stainville Kavallerie zu Hilfe, und dieser wies drei Angriffe Granbys ab. Aber zuletzt ward Stainville von allen Seiten angegriffen und vollständig abgeschnitten. Die Aufforderung, die Waffen zu strecken, lehnte er jedoch ab, und es gelang ihm, sich mit einem kleinen Teile durchzuschlagen, der größere Teil aber wurde von der einbrechenden Reiterei niedergeritten oder gefangen. d'Estrées und Soubise ordneten hierauf den Rückzug in der Richtung auf Fulda an, ohne daß die Hauptkräfte ihres Heeres überhaupt am Kampfe sich beteiligt hätten. Stainville blieb mit 15000 Mann am Kratzenberge bei Kassel stehen. Die Verbündeten hatten nur etwa 700 Mann und zwei Kanonen eingebüßt; der französische Verlust belief sich auf mehr als 6300 Mann, sowie zwei Geschütze und sieben Feldzeichen.

Um die Franzosen auch aus ihrem festen Lager bei Kassel zu vertreiben, schnitt ihnen Ferdinand die Verbindung mit Frankfurt ab. Der französische General Rochambeau, der diese deckte, ward am 1. Juli in Homberg an der Efze, einem Nebenflusse der Schwalm, 15 km südwestlich Melsungen, angegriffen und nach einer hartnäckigen Gegenwehr

in die Flucht geschlagen. Die ansehnlichen Magazine bei Rotenburg fielen dadurch in die Hände der Verbündeten. Ein anderer Sieg wurde am 23. Juli bei Lutternberg von ihnen erfochten, wo das Korps des Prinzen Xavier angegriffen und nach überaus tapferer Gegenwehr geschlagen wurde. Man machte 1130 Gefangene, meist sächsische Grenadiere, und erbeutete 13 Kanonen und 3 Standarten. Inzwischen war es dem Prinzen Friedrich von Braunschweig gelungen, Stainville durch Beschießung vom Kratzenberge zu vertreiben.

Das halb zerstörte Schloß Friedewald, 10 km östlich Hersfeld, das dem Landgrafen von Hessen-Kassel gehörte und nahe am Sollinger Wald lag, hatte Leutnant Steigleder mit 60 hessischen reitenden Jägern besetzt, nicht um die Franzosen abzuhalten, sondern um die Straßen gegen die Räuber des Waldes zu sichern. Diese Besatzung, die vermutlich ausgesprengte Gerüchte vergrößert hatten, anzugreifen, setzte sich General Stainville am 6. August nachts mit 1000 Karabiners, 3000 Mann leichter Kavallerie und 4000 Grenadieren, die acht Kanonen und zwei Haubitzen bei sich führten, in Marsch, umringte Schloß und Dorf und ließ von drei Seiten gleichzeitig angreifen. Die Jäger machten einen Ausfall und trieben die Franzosen zurück, die keinen neuen Versuch zum Sturme machten, sondern das Schloß beschossen. Die heftige Kanonade währte den ganzen Tag. Die Jäger verteidigten sich so lange, bis Rauch und Flammen sie aus ihrer Burg trieben, denn schon waren zwei von ihren Pferden im Qualm erstickt. Die Franzosen wollten von keinem Pardon hören und beschlossen, alle niederzuhauen, was Stainville verhinderte. Dieser nahm an, die schwache Abteilung sei nur ein Teil der Be-

satzung und fragte nach den übrigen. Hierauf hörte er zu seinem Erstaunen, daß sich 60 Mann in einem elenden Orte einen ganzen Tag gegen 8000 gehalten hatten.

Die Franzosen wurden durch diese Unfälle so geschwächt, daß der Prinz Condé der großen Armee in Hessen eiligst zu Hilfe marschierte. Der Erbprinz rückte ihm entgegen und griff ihn am 30. August auf dem Johannisberge bei Nauheim an. Das Glück erklärte sich anfangs für die Verbündeten, allein die vorteilhafte Stellung und Überzahl der Franzosen entschieden deren Sieg. Der Erbprinz wurde am Unterleibe verwundet. Ferdinand, der sich in der Nähe befand, unterstützte ihn noch rechtzeitig, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Verbündeten verloren an diesem Tage 1400 Mann, darunter 960 Gefangene, 1 Standarte und 10 Geschütze.

Durch diesen Erfolg ermutigt, beschlossen die Franzosen, wieder angriffsweise vorzugehen, besonders um das bedrohte Kassel zu retten. Zu diesem Zwecke mußten sie sich des wichtigen Übergangspunktes über die Ohm, Amöneburg, bemächtigen. Dies Städtchen mit festem Schlosse liegt auf steilem Basaltkegel am linken Ufer der Ohm. Das Schloß hatte bereits seit längerer Zeit eine ständige Besatzung von 600 Mann der britischen Legion unter Hauptmann Kruse. Bei der Annäherung der Franzosen übertrug Ferdinand die Verteidigung dem Korps des Generals Zastrow. Am 20. September abends erschien General Castries vor Amöneburg, um Stadt und Schloß einzuschließen, und ließ während der Nacht auf der West- und Südwestfront Batterien anlegen. Unweit des Schlosses liegt das Gehöft Bäckermühle und in dessen Nähe eine alte Schanze. Diese ließ Castries sofort

besetzen und längs der Ohm einen Laufgraben ausheben.

Jenseits des Flusses hatten die Verbündeten vor der steinernen Brücke eine Redoute als Brückenkopf erbaut und mit 300 Hannoveranern besetzt. Außerdem war die Brücke durch Barrikaden gesperrt. Oberhalb der Redoute stand das Zastrowsche Korps, sechs Bataillone, zwei Kavallerieregimenter und acht schwere Kanonen. Am 21. früh 5 Uhr eröffneten die Franzosen bei dichtem Nebel das Feuer gegen das Schloß, eine Stunde später auch gegen die Redoute und die Brücke. Zastrow ließ es sogleich aus seinen schweren Geschützen erwidern. Unterdessen war auch Ferdinand selbst an Ort und Stelle eingetroffen. Er ließ im Laufe des Tages die Besatzung des Brückenkopfes mehrmals ablösen, so daß nacheinander Engländer, Hannoveraner, Bergschotten und Hessen ihn verteidigten. Die Franzosen zogen ebenfalls Verstärkung unter Prinz Xavier heran. Aber bis zum Einbruche der Dämmerung war es ihnen nicht gelungen, den Brückenkopf zu nehmen, obgleich dessen Brustwehr völlig eingeschossen war, so daß die braven Hessen, um vor dem vernichtenden Feuer einige Deckung zu haben, die Lücken mit den Leichen der Gefallenen ausfüllten. Um 7 Uhr abends dringt eine französische Kolonne wieder bis zur Redoute vor, aber auch dieser Sturm wird vom hessischen Regiment Malsburg abgeschlagen. Nun gab der Feind den Kampf auf.

Während so den ganzen Tag über um die Brücke heiß gekämpft wurde, war auch die Beschießung des Schlosses ununterbrochen fortgesetzt worden. Nachdem der größte Teil der Mauer und drei Türme zusammengeschossen waren, versuchten die Franzosen nachmittags einen Sturm, und als dieser abgeschlagen worden war,

abends gegen 10 Uhr den zweiten, der ebenfalls zurückgewiesen wurde, diesmal aber allerdings mit Verlust von 50 Gefangenen. Nun ging allmählich die Munition zu Ende, und die Verteidiger waren zudem aufs äußerste erschöpft. Als daher der Gegner sich zum dritten Sturme anschickte, kapitulierte Hauptmann Kruse. Die Besatzung marschierte mit kriegerischen Ehren aus und streckte dann das Gewehr. Mit dem Verluste des festen Schlosses war auch die übrige Stellung auf die Dauer nicht haltbar; Herzog Ferdinand beschloß deshalb den Rückzug. Die Verbündeten hatten einen Verlust von rund 800, die Franzosen von 1170 Mann. Die Generale Castries und Guerchy waren verwundet.

Noch ist eines schönen Erfolges zu gedenken, den der hannoversche General Freytag am 27. September über den französischen General Poyanne davontrug. Dieser war ausgesandt worden, um einen Mehltransport von Ziegenhain nach Kassel zu führen. Freytag überfiel den Transport bei Gränzebach an der Schwalm und trieb die Truppen Poyannes in die Gegend von Alsfeld, 20 km südlich Ziegenhain, vor sich her. Dieser Sieg hätte, wie Ferdinand in sein Tagebuch schrieb, zur Vernichtung des französischen Korps führen können, wenn der hannoversche General Wangenheim und der Engländer Lord Granby nicht „mit untergeschlagenen Armen westlich Alsfeld stehen geblieben wären". Das war das Ergebnis der Politik des Lord Bute [1].

König Friedrich schrieb dem Herzog Ferdinand

[1] Lord Granby war übrigens sonst ein hervorragend tüchtiger General, dessen strenge Ehrenhaftigkeit und regen Pflichteifer Ferdinand bei verschiedenen Anlässen rühmt. Sein Anteil an der Schlacht bei Wilhelmstal (S. 509) war hervorragend. v. D.

hocherfreut über seine Erfolge: „Gott segne Soubise, oh, wie billige ich die Wahl der Pompadour.“ Gleichzeitig ermahnte er aber den Herzog, sich vor einem entscheidenden Treffen zu hüten. Er solle nunmehr kleine Vorteile zu häufen suchen, aus denen sich mit der Zeit große ergeben würden; das sei jetzt das passendste Verfahren, wo der Krieg seinem Ende zuginge, besonders in Anbetracht der Politik, die das britische Ministerium Preußen aufnötige. Denn bereits seit Beginn des Jahres wurden zwischen den Höfen von London und Versailles Friedensverhandlungen gepflogen. Anfangs suchten sardinische Diplomaten zu vermitteln, seit Ende September aber führten die öffentlichen Bevollmächtigten beider Staaten die Verhandlungen, vonseiten Englands der Herzog von Bedford, von französischer Seite der Herzog von Nivernais. Ferdinands Lage wurde von Tag zu Tag peinlicher. Ende August hatte ihn der britische Staatssekretär Grenville benachrichtigt, die Verhandlungen mit Frankreich seien so weit gediehen, daß demnächst von beiden Höfen Gesandte zur Beratung der Präliminarien abgehen würden, aber seither hatte er keine weitere Mitteilung mehr erhalten. Seine untergebenen Generale erhielten dagegen fortgesetzt Briefe, daß der Friede vor der Tür stünde. Die Folge war, daß sie teilweise unlustig wurden und ein laxer Dienstbetrieb immer mehr überhandnahm. Wiederholte Befehle, die dem Heere klarmachen sollten, daß dem Oberkommando von einem Friedensschlusse offiziell nichts bekannt sei, verfehlten ihre Wirkung vollständig, was bei einer derart bunt zusammengesetzten Armee weiter nicht wundernehmen konnte. Mehrere Male kam es vor, daß Klosterbrüder den französi-

schen Truppen Beihilfe leisteten und die Posten der Verbündeten überfallen wurden. Diese Zustände veranlaßten, daß Ferdinand sich zeitweise mit dem Gedanken trug, sein Kommando niederzulegen.

d'Estrées war bereits im Juli derart von den fortgesetzten Erfolgen der Verbündeten niedergedrückt gewesen, daß er Münden und Göttingen hatte aufgeben wollen; ja, er hatte auch an die Räumung Kassels gedacht. Soubise, der in eifrigem Briefwechsel mit Choiseul stand, hatte diese Absicht in einem Kriegsrate bekämpft, dieser aber entschied nach d'Estrées Ansicht, und so war im Sinne dieses Beschlusses nach Versailles berichtet worden. Mittlerweile trafen aber neue Weisungen vom französischen Hofe ein, der trotz seiner Friedenssehnsucht immer noch eine hochfahrende Sprache redete, wo dies weiter nichts verschlug. Zunächst war Choiseul empört darüber, daß sich die französischen Heerführer bei Wilhelmsthal am hellichten Tage hatten überfallen lassen, und sprach die Befürchtung aus, daß dieses fortgesetzte Zurückgehen zu wenig günstigen Friedensbedingungen führen werde. Dann aber folgte eine königliche Kabinettsorder, die befahl, daß Kassel und die Stellungen an der Fulda und Werra unter allen Umständen behauptet werden müßten, selbst wenn die Armee des Ober- und des Niederrheines bis auf den letzten Mann geopfert werden sollte. Dann würden einfach neue Heere nachgesandt werden, aber solange es eine französische Armee in Deutschland gebe, wolle König Ludwig es nicht dulden, daß sie hinter den Rhein zurückgehe. In einem besonderen Schreiben teilte Choiseul dem Prinzen Soubise den Stand der Verhandlungen mit dem britischen Ministerium mit und fügte bei, daß man allen Grund habe, mit dessen Vorschlägen zu-

frieden zu sein. Sollten sich aber je die günstigen Aussichten nicht erfüllen, dann sei es immer noch Zeit, Göttingen und Kassel aufzugeben. Daraufhin besetzten die französischen Generale Göttingen noch einmal, um es am 16. August abermals zu räumen; zu einer Offensive aber vermochte sich auch Soubise nicht aufzuraffen.

Nun war allmählich der Winter vor der Tür. Da der Friede für Preußen noch keineswegs gewiß war, so mußte Ferdinand den Feldzug durch einen bedeutenden Erfolg beschließen und richtete seine Augen auf Kassel, die Residenz des Landgrafen. Er beauftragte mit der Ausführung den Prinzen Friedrich von Braunschweig, den jüngeren Bruder des Erbprinzen. General Diesbach, Kommandant von Kassel, war nun an Stelle des Grafen Broglie, der nach der Ungnade, in die sein Bruder bei Hofe gefallen war, den Dienst gleichfalls verlassen hatte, getreten. Schon seit zwei Monaten hatte man die Stadt berannt und beschossen, jetzt am 16. Oktober eröffnete man die Laufgräben. Die 6700 Mann starke Besatzung machte mutige, aber fruchtlose Ausfälle. Doch war die Stadt auf keine lange Belagerung vorbereitet, und es fehlten alle Bedürfnisse, besonders das Brennholz. Das Brunnenwasser wurde der Besatzung sofort abgeschnitten. Gleich anfangs wurde Pferdefleisch ausgegeben, wovon man einen beträchtlichen Vorrat eingesalzen hatte und Brot aus Hafer, Stärke, Reis und Kürbissen gebacken.

Die Einwohner litten am meisten unter dieser Hungersnot, und sie stieg bald zu solcher Höhe, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit zwei Gulden bezahlte. Die Metze Rüben galt einen Taler und das Maß Milch einen Gulden.

Dieser große Mangel an dem Notwendigsten zwang die Besatzung, sich am 1. November zu ergeben; sie erhielt einen ehrenvollen Abzug. Zwei Tage nachher wurden die Präliminarien unterzeichnet, die den Krieg zwischen Frankreich und England beendigten.

Ferdinand entließ nun seine Truppen mit einer rührenden Rede. Er dankte ihnen für ihr bewiesenes Vertrauen und für ihren Gehorsam und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so braven Völkern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen würde. Alles war in Großbritannien voll von dem Lobe dieses großen Heerführers. Der britische Senat schickte ihm durch den Sprecher des Unterhauses, Mr. Cust, ein sehr ehrenvolles Danksagungsschreiben für die ausgezeichneten Dienste, die er England geleistet, und setzte ihm dabei eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling auf Lebenszeit aus. Die englische Armee trat nun ihren Rückmarsch über Holland an, wo englische Transportschiffe auf sie warteten.

Das mächtige Frankreich ersehnte jetzt von allen kriegführenden Mächten den Frieden am meisten, da seine Finanzen völlig erschöpft, sein Handel außerordentlich geschwächt, seine Seemacht vernichtet und fast alle seine Kolonien in Asien und Amerika von den Briten erobert worden waren. Dazu kam, daß auch in sämtlichen französischen Provinzen großer Mangel an barem Gelde herrschte, weil ungeheure Summen nach Deutschland geschickt oder durch englische Kaperschiffe erbeutet worden waren. Auch die patriotischen Opfer, die Stände, Geistlichkeit und große Handelsstädte für den Bau neuer Schiffe gebracht hatten, waren vergebens gewesen. Die Blindheit, womit Frankreich seine Heeresmacht für die Interessen

Österreichs in Deutschland einsetzte, anstatt sie jenseits der Meere gegen England zu verwenden, rächte sich bitter, und Voltaire schrieb mit Recht: „Frankreich ist durch sein Bündnis mit Österreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden als durch die Kriege gegen Österreich in einem Zeitraume von zweihundert Jahren."

Die frohen Hoffnungen, die Choiseul an das Bündnis mit Spanien geknüpft hatte, waren in keiner Beziehung in Erfüllung gegangen. Ein einziges Jahr hatte genügt, daß die Briten Spanien außerstande setzten, den Krieg länger fortzuführen. Die Havanna, der Schlüssel zu den amerikanischen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silbermärkte, war nebst den großen dort angehäuften Schätzen ebenso wie das reiche Manilla verloren gegangen. Das von den Spaniern schon halb eroberte Portugal war fast gänzlich befreit. Die blühende Stadt Pondichery in Asien war von Grund aus zerstört sowie die Handelsniederlassungen der Franzosen an den afrikanischen Küsten erobert worden, und Kanada nebst allen wichtigen französischen Inseln in Amerika befanden sich in britischen Händen. Der Dreizack Neptuns war nun auf Jahrhunderte den Engländern gesichert; ihre gewaltige Seemacht war den Flotten aller anderen Völker überlegen. Obgleich somit England in der Lage gewesen wäre, seine Forderungen so hoch als möglich zu stellen, legte Bute bei Verhandlung der Präliminarien zu Fontainebleau einzig auf die britische Alleinherrschaft in Nordamerika Wert, die allerdings von sehr kurzer Dauer sein sollte, und Spanien wie Frankreich kamen glimpflich genug davon. Die meisten Eroberungen, die Britanniens tapfere Söhne mit Einsetzung so vielen Blutes gemacht hatten,

wurden großmütig zurückgegeben. Spanien trat einzig Florida an England ab; Kuba und die Philippinen erhielt es zurück. Frankreich mußte auf Kanada verzichten, ebenso seine Ansprüche auf Neuschottland, Neufundland und das Ohiobecken aufgeben; in Amerika blieben ihm nur die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon als Fischereistationen. An Spanien mußte es Louisiana als Ersatz für dessen Verluste abtreten. Dagegen erhielt es in Ostindien seinen vollen Besitzstand von 1749, also sowohl die Malabar- wie die Koromandelküste, wieder. In Afrika trat es zwar den Senegal ab, behielt aber die Insel Gorea, und endlich erhielt es beinahe sämtliche westindischen Inseln wieder.

Von Preußen war dagegen in Fontainebleau kaum die Rede. Die in den zuletzt abgeschlossenen Vertrag aufgenommene Bedingung, wodurch keine der beiden Mächte einen Separatfrieden ohne Wissen und Willen der anderen schließen dürfe, schien von England völlig vergessen. Die preußischen Besitzungen am Rheine, Geldern, Mörs und Cleve, die von den Franzosen besetzt waren, sollten zwar von diesen geräumt werden, konnten aber nach dem Wortlaute ebensogut von Österreich sofort besetzt werden.

Die Londoner Bevölkerung bewarf den Wagen Butes bei der Auffahrt zum Parlament mit Kot und Steinen, und Pitt hielt eine Rede von dreieinhalbstündiger Dauer, worin er die Handlungsweise des Ministeriums einer schonungslosen Kritik unterwarf und die Ausschließung Preußens von diesem Frieden als „hinterlistig, trugvoll, gemein und verräterisch" kennzeichnete. Er hielt der britischen Volksvertretung noch einmal vor, daß Amerika in Deutschland erobert worden sei, denn wenn Frankreich nur

einen Teil der Hunderttausende, die es lediglich dem Wiener Hofe zuliebe und aus Haß gegen den König von Preußen Jahr für Jahr nach Deutschland gesendet habe, über dem Weltmeere verwandt hätte, so hätte es Kanada allemal behauptet. Nun aber blieb alles bei der vollendeten Tatsache. König Friedrich war schnöde von England verlassen worden.

Gegen diesen am 10. Februar 1763 zu Paris unterzeichneten Frieden legte Knyphausen, soweit er Preußen betraf, förmlich Berufung ein. Das Verhalten Englands machte auf Friedrich den tiefsten Eindruck und erzeugte bei ihm eine unüberwindliche Abneigung für sein ganzes Leben sowohl gegen den schuldigen Hof, wie auch gegen die unschuldige englische Nation, die ihn hoch verehrte.

Am 13. November hatte der König den Husarengeneral Kleist[1] mit 4 Bataillonen, den Fußjägern und 30 Eskadrons, im ganzen 6000 Mann, von Chemnitz abgesandt, um in Franken einzufallen[2], mit dem Auftrage, Kriegssteuern einzutreiben, Pferde auszuheben und den Reichsständen noch einmal deutlich vor Augen zu führen, daß sie von Österreich keinerlei Schutz erwarten dürften. Zunächst kam Kleist nach Bamberg, wo er eine Brandschatzung von einer Million Talern erhob, dann kamen Windheim und Rotenburg ob der Tauber an die Reihe. In der Reichsstadt Windheim setzten sich die Bürger zur Wehr, weshalb sie geplündert ward und noch 12000 Gulden Kriegssteuer zahlen mußte; Rotenburg hatte freiwillig seine Tore geöffnet und kam mit 30000 Gulden

[1] Der sogenannte „grüne Kleist". v. D.

[2] Die vereinbarte Waffenruhe bezog sich nur auf die preußische und österreichische Armee und galt lediglich für Sachsen und Schlesien. v. D.

davon. Nürnberg machte ebenfalls Miene, sich zu verteidigen, als aber Kanonen vor dem Frauentore auffuhren, erschien eine Abordnung des Magistrats mit einem unendlich verklausulierten Vertragsentwurfe. Kleist versprach auf alles zu antworten, sobald er in der Stadt sei. Dort entnahm er aus dem Zeughause 12 Kanonen und erhob zwei Millionen Gulden Kriegssteuer, deren prompte Zahlung er sich durch Mitnahme von Geiseln sicherte. Alle Reichsfürsten Süddeutschlands ergriff großer Schrecken. Der preußische Gesandte beim Bundestage, Plotho, ward von allen Seiten um Hilfe angefleht. Ende November eröffnete dieser den Reichsständen zu Regensburg, daß Seine Majestät drei besondere Korps ins Reich abgesandt habe, um die Stände zu zwingen, ihre Truppen von der Reichsarmee zurückzuziehen. Endlich am 3. Dezember kam das kursächsische Korps den Main herauf, was Kleist nötigte Nürnberg zu verlassen. Er sandte Geldwagen, Geschütze und Geiseln nach Leipzig voraus und langte selbst am 21. Dezember in seinen Winterquartieren im Altenburgischen an. Die kaiserlichen Truppen hatten sich durch Waffenstillstand gebunden gehalten und der ganzen Unternehmung gelassen zugesehen. Endlich kam aus Wien Befehl, daß Prinz Stollberg mit den Reichsvölkern durch einige österreichische Regimenter verstärkt, nach Franken rücken sollte. Er kam jedoch erst am 21. Dezember in Nürnberg an, an demselben Tage, da Kleist in seine Winterquartiere einrückte.

Als die Reichsstände mit Erstaunen wahrnahmen, daß die Franzosen in Bereitschaft standen über den Rhein zurückzugehen, und welch ein entscheidendes Übergewicht Preußen jetzt über Österreich errungen hatte, gaben auch sie ihre Abneigung kund, den Krieg

fortzusetzen. Bayern machte den Anfang. Die kurfürstlichen Truppen besetzten die Pässe an der Donau und verweigerten den Österreichern den Durchzug; auch waren die Bayern und Pfälzer die ersten, die sich von der Reichsarmee trennten und ohne auf den Protest der Reichsgeneralität zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarsch nach Hause antraten. Der Kurfürst von Bayern bat nun förmlich um Frieden, ihm folgte der Kurfürst von Mainz; ein gleiches tat der Bischof von Würzburg und Bamberg, Adam Friedrich, Reichsgraf von Seinsheim. Mecklenburg hatte schon im Dezember einen Separatfrieden mit Preußen geschlossen und 120000 Reichstaler Kontributionsreste bezahlt, die der König von Dänemark vorschoß.

In Wien wandte man gegen den französisch-englischen Friedensschluß um so weniger ein, als Frankreich sich trotz seiner finanziellen Nöte verpflichtet hatte, weitere Subsidien an Österreich zu zahlen, solange dieses sich mit Preußen im Kriege befinde. Den Vorschlag, die preußischen Rheinlande durch kaiserliche Truppen zu besetzen, begrüßte man anfangs auf österreichischer Seite freudig. Aber bereits marschierten preußische Truppen durch Westfalen nach dem Rheine, und die Kaiserin fürchtete für ihre Niederlande und verzichtete darauf, die rheinischen Besitzungen ihres Gegners als Faustpfand zu besetzen.

Bereits nach dem Falle von Schweidnitz hatte Daun seiner Gebieterin die traurige Ebbe im Staatssäckel kurz und bündig mit den Worten geschildert: „Wenn aus den Präliminarien nichts werden sollte, folglich kein Friede zu hoffen, so sehe ich nicht,

wie Ew. Majestät den Krieg werden fortführen können, da nach den obwaltenden Umständen sehr zu besorgen, daß die Armee nicht einmal mehr den Winter hindurch zu erhalten sein wird." Obgleich die Nachrichten aus Konstantinopel seit neuester Zeit für Österreich durchaus günstig lauteten, war Maria Theresia daher doch von dem heißen Wunsche nach Frieden beseelt. Fast bereute sie, die Vermittelung der Zarin Katharina seinerzeit abgewiesen zu haben, denn an ein Anrufen Englands oder Frankreichs war, wie sie wohl wußte, gar nicht zu denken. Bereits erwog sie in der Stille den Gedanken, ob sie sich nicht selbst an König Friedrich wenden solle. Da erschien wie ein rettender Engel Mitte November der sächsische Geheime Rat Saul in Wien, um die Dienste seines Hofes, der den Frieden aus naheliegenden Gründen am sehnlichsten wünschte, anzubieten. Kaunitz griff freudig zu. Seinem gewandten Blicke entgingen die Vorteile nicht, die gerade in der Vermittlung Sachsens lagen: erstens war der Kaiserstaat mit einem Male des so oft gegebenen Versprechens einer Schadloshaltung ledig, und überdies nahm der Warschauer Hof die Demütigung, um Frieden zu bitten, auf sich. Kaunitz erklärte daher Saul zunächst, wie die Kaiserin unablässig sich um die Befreiung Sachsens bemüht habe, daß Österreich bereits für den kommenden Feldzug eifrig rüste, und daß nur die Rücksicht auf Sachsen es veranlassen könnte, an baldigen Friedensschluß zu denken, weil man wohl einsehe, daß der Kurstaat bei noch längerer Besetzung durch Preußen vollends zugrunde gehen werde. Es war verabredet, daß der Kurprinz Friedrich Christian den dem Könige bereits persönlich bekannten Freiherrn von Fritsch ins preußische Hauptquartier senden solle. Friedrich empfing Fritsch am

29. November in Meißen, doch verlief diese erste Audienz ziemlich ergebnislos.

Der russische Botschafter, Fürst Repnin, der seit Juli im preußischen Hauptquartier weilte, hatte inzwischen mehrfach die Frage der Vermittlung durch Rußland berührt, aber, so berichtet er der Zarin, der König habe sich jedesmal ärgerlich von ihm abgewandt. Nunmehr entschloß sich Katharina am 28. November, eigenhändig an Friedrich zu schreiben. Unter einem Schwalle artiger Redensarten verstand sie geschickt die drohende Wendung zu verbergen, daß sie nach Peters Sturz die Ergebnisse der russischen Kriegführung geopfert habe, während sie ganz anders hätte handeln können und noch handeln könne. Sie schloß wörtlich: „Ich weiß, daß der Wiener Hof zum Frieden geneigt ist. Ich könnte Ihnen Eröffnungen übermitteln, wenn ich solche von Seiten Euer Majestät erwarten könnte, aber unglücklicherweise haben Sie Sich dessen geweigert, und ich fürchte sehr, daß meine besten Absichten vereitelt werden und daß ich mich auf Erwägungen hingedrängt sehen werde, die meinen Wünschen und Neigungen sehr entgegen sind." Friedrich erwiderte unterm 22. Dezember ebenfalls in höchst artigem Tone. Er habe die Absicht gehabt, eine Vermittlung erst dann anzurufen, wenn über das Schicksal seiner rheinischen Besitzungen klar entschieden sei; das sei jedoch bis heute nicht der Fall. Er rief der Zarin ihre beim Regierungsantritte gegebene Erklärung ins Gedächtnis, daß sie dem Kampfe zwischen Preußen und Österreich fernbleiben wolle; er bat um Entscheidung der Frage, wer mehr den Frieden liebe, Österreich, das Eroberungen zu machen wünsche, oder Preußen, das nur erhalten wolle was es besitze, obgleich es das Recht

habe, mehr als alle am Kriege beteiligten Mächte Entschädigungen zu fordern.

Der Brief Katharinas war an demselben Tage, dem 19. Dezember, in Leipzig eingetroffen, da Friedrich dem Freiherrn v. Fritsch die zweite Audienz gewährte. Auf dessen schüchtern vorgebrachte Frage: „Was machen Ew. Majestät aber mit uns armen Sachsen?“ antwortete er lakonisch: „Ich gebe euch euer Land zurück, aber rechnet nicht darauf, ein Dorf oder einen Groschen von mir dazuzuerhalten.“ Bei der nachfolgenden Mittagstafel sprach er dann mit besonders starker Betonung aus, daß er an eine Räumung des Kurfürstentums oder an die geringste Linderung der ihm auferlegten Lasten gar nicht denke, ehe der Friede unterzeichnet sei. In Warschau war man der günstigen Aufnahme Fritschs froh, aber man rechnete dort wie in Wien noch immer mit einem, wenn auch bescheidenen Länderzuwachs, vielleicht Erfurt oder die preußischen Enklaven in der Lausitz, in Wien aber mit der Abtretung der Grafschaft Glatz.

Um die Weihnachtszeit war es gelungen, die Abgesandten der Höfe von Berlin, Wien und Warschau, den Legationsrat Hertzberg, den Hofrat Collenbach und den Geheimen Rat Fritsch im sächsischen Lustschlosse Hubertusburg ihre Beratungen beginnen zu lassen. Collenbachs Instruktion hatte nach Dresden gelautet, während Friedrich mit Fritsch Leipzig als Verhandlungsort verabredet hatte. Der etwas umständliche Collenbach war vom kurprinzlichen Paare für Leipzig umgestimmt worden, als er während seiner Überfahrt auf der Meißener Fähre von den Zuschauern die Worte vernahm: „Da kommen die Wiener, die gehen zum Könige". Das erweckte neue Bedenken in seinem mimosenzarten Gemüte, und in Wermsdorf, wenige Meilen von Leipzig, erklärte er, keinen Schritt mehr weiterfahren zu wollen. In Wien ward sein Entschluß belobt, man fand die Zumutung Friedrichs, die Verhandlungen in seinem Hauptquartier zu führen, unerhört, das bedeutete doch nichts anderes als seine Anerkennung vor den Augen Europas als „Friedensdiktator". So schlug man denn Hubertusburg vor, unter der Begründung, daß daselbst das Geheimnis der Verhandlungen besser gewahrt werden könne. Friedrich, der von Anfang an erklärt hatte, er lege auf die Wahl des Ortes nicht den mindesten Wert und sei gerne bereit, seine Unterhändler nach Wien zu senden, stimmte zu. In der ersten Sitzung am 30. Dezember stellte Collenbach im Namen seiner Regierung die Forderung, die noch besetzte Grafschaft Glatz zu behalten, unter der Begründung, das „Interesse eines dauerhaften Friedens" verlange dies, weil die Grafschaft so weit südlich in

das böhmische Gebirge hineinrage; für den „reellen Verlust" bot man eine Geldentschädigung an. Auf preußischer Seite ward der Forderung entgegengehalten, Daun habe Glatz für das Bollwerk von Schlesien erklärt; die angebotene Geldentschädigung lehnte der König schroff ab. Nun bot man in Wien den im Breslauer Frieden österreichisch gebliebenen Teil des Fürstentums Neiße als Tauschobjekt, und als dieser Vorschlag ebenfalls abgewiesen wurde, gab man die Wiedereinräumung der Grafschaft zu, verlangte aber eine Schleifung der Festungswerke. Auch dies lehnte Friedrich rund ab. Da fügte sich endlich die Kaiserin, in den bedingungslosen Verzicht zu willigen.

Über diesen Verhandlungen war das Ende des Januar herangekommen. Die übrigen beiderseits gestellten Bedingungen erledigten sich ohne große Schwierigkeiten, so daß schon nach Verlauf weiterer vierzehn Tage am 15. Februar die Friedensurkunden unterzeichnet werden konnten. Zwei Tage nachher begrüßte Friedrich seinen Unterhändler in Hubertusburg mit den Worten: „Ihr habt den Frieden gemacht wie ich den Krieg, einer gegen mehrere. Ich danke Euch für diese dem Staate geleisteten wichtigen Dienste." Am 5. April erfolgte Hertzbergs Ernennung zum Staatsminister an Stelle des bereits 1760 verstorbenen Grafen Podewills.

Der König brachte die Zeit vom 19. Februar bis Mitte März auf dem Bünauschen Schlosse Dahlem zu, um den Abmarsch seiner Truppen aus Sachsen zu leiten und die während des Krieges errichteten Freitruppen aufzulösen. In den letzten Monaten hatte er eifriger als je auf Bezahlung der rückständigen Summen in Sachsen gedrängt. Die Einwohner

glaubten, da nun Friede werde, so brauchten sie sich damit nicht zu übereilen. Friedrich war anderer Meinung. Im Dezember 1762 erhielt der Flügeladjutant Graf von Anhalt Befehl, die Bezirke, in denen noch größere Summen ausstünden, zu bereisen, um die Ursachen dieser Saumseligkeiten zu ergründen. Vermittels allerhand Zwangsmaßregeln, die selbst die gutmütigsten und wohlwollendsten Befehlshaber, immer wieder durch königliche Befehle gedrängt, befolgen mußten, erreichte man schließlich den Zweck und brachte Summen zusammen, an deren Bezahlung man kaum je gedacht hatte[1].

Friedrich beschloß dieses Vorgehen in Sachsen zuletzt noch durch eine höchst eigenartige Maßregel, die jedoch seinen allezeit praktischen Sinn erkennen läßt. Sämtliche Truppenkommandeure erhielten Befehl, daß Soldaten, die preußische Landeskinder seien und Gelegenheit hätten, sich mit bemittelten Sächsinnen zu verheiraten, die Erlaubnis hierzu sogleich gegeben werden solle. Die Befehlshaber scheinen diesem Erlasse anfangs wenig Wert beigelegt zu haben, da sie für den Rückmarsch sich vor dem großen Zuwachse des Trosses an Weibern fürchteten, aber der König

[1] Friedrich hatte dem sächsischen Geheimen Rat Fritsch gelegentlich seines zweiten Empfanges am 19. Dezember nach der Tafel für die Rückreise mit bedeutungsvollem Lächeln ein den Schriftwechsel zwischen der preußischen und französischen Regierung enthaltendes Aktenstück überreicht, als Beitrag zu der Frage, „wie man Länder evakuiere". Darin bestand die französische Regierung auf der Bezahlung der in Cleve ausgeschriebenen Kontributionen bis zum 1. Mai 1763 bei Heller und Pfennig. Der König hatte, wie wir gesehen haben, Sachsen öfter als Gegenstand der Vergeltung für französische Übergriffe behandelt, so auch in diesem Falle. Vergl. auch Lessing, Minna von Barnhelm, 4. Aufzug, 6. Auftritt. v. D.

verlangte die Vorlage von Listen der Neuvermählten, worauf seinem Befehle schleunigst nachgekommen ward.

Am 16. März stattete Friedrich dann dem kurprinzlichen Paare einen Besuch auf der Moritzburg ab[1] und bereiste dann Schlesien, um den Schaden, den der Krieg in dieser Provinz angerichtet hatte, persönlich in Augenschein zu nehmen. Am 30. März kehrte er nach Berlin zurück, nachdem er diese seine Residenz seit dem 12. Januar 1757 nicht mehr betreten hatte. Als Vierundvierzigjähriger hatte er sie verlassen, voll Hoffnung, daß dieser Krieg, ähnlich wie seine beiden Vorgänger, „kurz und vif" sein würde, wie er selber in seinen Generalprinzipien vom Kriege geschrieben hatte. Als Greis kehrte er zurück, abgearbeitet, herb und mürrisch, nahezu bar aller Lebensfreude, die ihm in diesen furchtbaren sieben Jahren gründlich vergällt worden war. Fast alles, was ihm das Leben schön und begehrenswert hatte erscheinen lassen, hatten diese sieben Jahre ihm geraubt. Auch in seinem eigenen Menschen war, wie Gustav Freytag treffend sagt, viel Holdes und Anmutiges zugrunde gegangen. Dem Legationsrat Hertzberg hatte er bei seiner Zusammenkunft am 17. Februar in Hubertusburg gesagt: „Der schönste Tag des Lebens ist der, an dem man es verläßt." Und seiner mütterlichen Freundin, der Gräfin Camas, schrieb er in diesen Tagen: „Ich hoffe, Sie ebenso wohl anzutreffen, wie ich Sie verlassen habe. Mich werden Sie gealtert und etwas faselig finden; grau wie ein Esel, alle Tage einen Zahn verlierend und durch die Gicht

[1] Die Gemahlin des Kurprinzen, Maria Antonie, war eine Wittelsbacherin, Tochter Kaiser Karls VII., dem Friedrich auf den Thron des deutschen Reiches verholfen hatte. v. D.

zum halben Krüppel geworden. Aber Ihre Nachsicht wird über die Schwächen des Alters hinwegsehen und wir werden von alten Zeiten plaudern." Und an d'Argens: „Was mich betrifft, ich armer Greis kehre in eine Stadt zurück, von der ich nur die Mauern kenne, wo ich keinen meiner alten Bekannten wiederfinde, wo eine unermeßliche Arbeit meiner wartet, und wo ich binnen kurzem meine alten Gebeine in einem Zufluchtsorte bergen werde, der weder durch Krieg, noch durch Unglücksfälle, noch durch die Verworfenheit der Menschen gestört wird."

Am Einzugstage hatte er über Frankfurt reisend das Kunersdorfer Schlachtfeld besucht, und die dort in ihm aufsteigenden Erinnerungen hatten ihn vollends trübe gestimmt. Es war 8 Uhr abends geworden, als er in Begleitung des Herzogs Ferdinand und des Generaladjutanten Lentulus im Wagen vor Berlin eintraf. Zahlreiche Bürger erwarteten ihn freudigen Herzens unter Führung d'Argens am Frankfurter Tore. Als es zu dunkeln begann, versahen sie sich mit Fackeln. Der König nahm jedoch einen Umweg und kehrte so in aller Stille in seine Vaterstadt zurück.

Die Preußen hatten in diesem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in 16 Schlachten gefochten. Es wurden von ihnen und ihren Feinden 20 Belagerungen unternommen. Die Kriegskosten Friedrichs betrugen 139 Millionen Reichstaler, die er aus den gewöhnlichen Einkünften seiner Staaten, aus Sachsen, aus Mecklenburg und anderen feindlichen Ländern und aus England zog. Theresiens Kriegskosten hingegen überstiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie so sehr, daß der Staat sich mit hundert Millionen Reichstaler neuer Schulden belastet sah. Am meisten aber hatte Frankreich verloren.

Dieser Krieg kostete der Nation 677 Millionen Livres und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staatseinkünfte nur 307 Millionen betrugen.

Die Monarchen Europas befanden sich also nach sieben blutigen Jahren in Ansehung ihrer Eroberungsentwürfe auf demselben Punkte, von dem sie ausgegangen waren, nachdem man in allen Weltteilen gefochten, nachdem Hunderttausende von Menschen ihr Blut vergossen hatten und Millionen Familien elend geworden waren. Dieser Krieg hatte Sachsen allein an Geld und Produkten aller Art 70 Millionen Reichstaler gekostet, und Europa hatte dabei über eine Million Menschen verloren. Alle Staaten, die an dem Kriege teilnahmen, der preußische allein ausgeschlossen, hatten ihre durch Steuern ohnehin hart gedrückten Länder mit ungeheuren Schulden belastet. Das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht verrückt, sondern gänzlich verfehlt. Der Held, dessen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Triumphen an seiner Rettung zweifelte, machte jetzt Friede, ohne auch nur ein Dorf zu verlieren. Napoleon urteilt daher treffend: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, sondern Friedrich der Große."

Nun begann eine glückliche Zeit für Deutschland, wie sie von jeher der Wille des Schicksals bei allen berühmten Völkern gerade nach blutigen Kriegen hervorbrachte. Die goldenen, der spätesten Nachwelt heiligen Zeitalter der Wissenschaften und Künste unter Alexander, unter Augustus, unter den Medici und unter Ludwig XIV. waren es, wo ebenfalls der Ruhm der Griechen, der Römer, der republikanischen Italiener und der Franzosen den höchsten Gipfel erreichte. Auch

Friedrichs Zeit alter brachte den Deutschen dies erhabene Los; gerade damals rangen sie sich glücklich durch die Schwerfälligkeit ihrer Sprache hindurch und begannen den Kampf gegen die Vorurteile der anderen Nationen. Während Europa ihre Taten auf allen Schlachtfeldern staunend bewunderte, pflanzten sie unsterbliche Siegeszeichen im Reiche der Wissenschaft und der Dichtung auf und nahmen als ein hochgebildetes Volk eine Ehrenstelle in Minervas Tempel ein, die nur wenigen Nationen zuteil wurde.

Schlußwort.

Der sieben Jahre währende Kampf König Friedrichs des Großen und sein siegreiches Hervorgehen daraus wird für alle Zeiten im Vordergrunde von Deutschlands Geschichte stehen. Wohl stand sein völliges Unterliegen mehr als einmal auf Messers Schneide. Aber er hat in diesem Kriege die Stellung seines preußischen Staates in der Reihe der europäischen Großmächte behauptet gegenüber einer in Waffen starrenden Welt.

Die unsterbliche Heldengestalt Friedrichs, die sich in ihrem gesunden Optimismus immer von neuem aufrafft, trotz aller noch so grausamen Schicksalsschläge, die hehren Erscheinungen seiner Paladine, seine braven, todesmutigen Soldaten, deren Gottesbewußtsein in den schlimmsten Lagen standhält, sie sind für alle Zeiten uns Deutschen ebenso vorbildlich wie sein stets opferbereites Volk, dem er wahrlich nicht zuletzt den Sieg verdankte. Das alles zeigt, welcher Erhebung die deutsche Volksseele fähig ist, wenn sie tatkräftig und selbstbewußt geleitet wird.

Sicherlich hat Friedrich der Große nur für die Großmachtstellung Preußens gekämpft, der deutschnationale Gedanke war ihm völlig ferne — er lag gar nicht im Zuge seiner Zeit. Der jammervolle Zustand der Zerrissenheit, in dem das damalige Deutschland sich befand, konnte ihn nur mit Verachtung erfüllen. Dennoch geht aus seinem Briefwechsel deutlich hervor, daß er gewillt war, die deutsche Freiheit vor Übergriffen des Reichsoberhauptes sowohl wie vor römischer Priesterherrschaft zu schirmen. Ja, gegen d'Argens spricht er es einmal aus, daß es zugleich mit ihm wohl auch um das

protestantische Bekenntnis in Deutschland geschehen sein werde. Und trotz seiner Vorliebe für französisches Wesen spürte er, wie sein hervorragendster Biograph, Reinhold Koser, so treffend bemerkt, doch bei seinen Siegen über die Franzosen im Herzen eine kräftige Regung des nationalen Stolzes, den das deutsche Volk in seiner Gesamtheit erst wiedergewinnen mußte, wenn er seinen ehemaligen Verbündeten ganz im Tone der überlieferten reichspatriotischen Entrüstung zurief:

Bis in seine tiefste Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß seine Welle
Fremdes Joch ertragen soll.

Archenholtz steht bei seiner Darstellung der Ereignisse entschieden unter dem Einflusse Rousseauscher Philosophie, von der sich ja nur wenige seiner Zeitgenossen ganz frei zu machen wußten: er sieht im Kriege einzig das nationale Unglück. Er übersieht völlig, daß der Krieg zugleich, wie unser großer Moltke es aussprach, die edelsten Tugenden des Menschen, die sonst schlummern und erlöschen würden, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des eigenen Lebens entfaltet.

In zwei Jahren begehen wir die hundertjährige Wiederkehr der größten Zeit, die unser deutsches Vaterland jemals erlebte: der Zeit seiner Erhebung aus tiefster Schmach. Als es damals das Joch des korsischen Eroberers abwarf, ging Preußen voran. Der Staat, den Napoleon am meisten geknebelt wähnte, fand in seiner kernigen tüchtigen Bevölkerung zuerst die innere Kraft der Erhebung. Der Glanz jener Zeiten wurde verdunkelt durch die gewaltigen Siege der Jahre 1870—71, weil sie unter

Preußens Führung den Traum unserer Väter erstehen ließen: das geeinte Vaterland. Wer, wie ich, die 30 deutschen Vaterländer noch gesehen, wer es noch miterlebte, in welchem Grade damals Deutschland im Auslande mißachtet war, der versteht dies wohl; aber darum bleibt der Befreiungskampf unserer Väter doch das bei weitem Erhabenere. Die einmütige Opferwilligkeit jener Tage, die selbstlose, glühende Vaterlandsliebe, mit der das preußische Volk alles freudig hingab für das Gemeinwohl, das mutige Ausharren trotz der ersten schweren Rückschläge, dies alles überragt die Tage von 1870 bei weitem!

Unser Vaterland erfreut sich heute eines vierzigjährigen Friedens. Just ebensolange war Friede gewesen, als unsere Väter die Niederlage von Jena erlebten. Der Kosmopolitismus am Ende des 18. Jahrhunderts hatte zu verweichlichender, friedensseliger Humanitätsduselei geführt. Liegen uns heute derartige Zustände ganz ferne? Sicherlich! Aber je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen, je mehr wir uns gewöhnen, die rein materiellen Genüsse des Lebens zu schätzen, eine ganz natürliche Folge unseres stetig zunehmenden Wohlstandes, um so mehr nimmt auch die Gefahr zu, daß wir uns in den Träumen vom ewigen Frieden wiegen. Und an Aposteln, die diesen ewigen Frieden predigen, ist wahrlich kein Mangel! Deutschlands Handel und Industrie wächst von Jahr zu Jahr. Damit wächst aber auch unbestreitbar die Zahl unserer Neider. Nur das eine ist sicher: Deutschland wird über kurz oder lang eine Probe seiner Wehrhaftigkeit abzulegen haben, das bleibt ihm gewiß nicht erspart. Wird dann eine genügende Anzahl echter deutscher Männer, so wie es bisher immer war, bereit

sein, Gut und Blut einzusetzen für des Vaterlandes Ehre? Gott gebe es!

Darum, du deutsches Volk, rufe ich dir heute zu: Halte dein Schwert scharf, hüte dich vor Verweichlichung, sei allezeit eingedenk des Wortes deines eisernen Kanzlers: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ Beherzige die Mahnung, die ein deutscher Mann seinem Volke zur 25. Wiederkehr des Tages von Sedan zurief:

Im Hause und Haag, in Wirken und Wehr, in Nacht und nagender Not,
Dir, Deutschland, dauernd wie Stahl und Stein, die Treue bis in den Tod.

Berlin, am 40. Jahrestage der Schlacht bei Sedan.

v. Duvernoy.

Register.

Aachener Friede 1.
Achmed Effendi, türk. Gesandter in Berlin 463.
Ahlsfeld 514.
Aire, Bistum 235.
Albrechtsbach (Schlachtfeld von Hochkirch) 191.
Alesia, Belagerung 56.
Allenburg 99, 460.
Alt-Bunzlau, Gefecht 49.
Altstadt von Dresden 272, 326.
Amerika 303, 308.
Amöneburg, Treffen 512.
Amstel, Georg Friedrich von, preuß. General 54 †.
Anhalt, Friedrich, Graf, preuß. Oberstleutnant und Flügeladjutant 529.
Anhalt, Wilhelm, Graf, preuß. Oberstleutnant und Kommandeur eines Grenadierbataillons 529.
Anhalt-Bernburg, preuß. Regiment 329, 342.
Anhalt-Dessau, Leopold, Fürst von 39.
Anhalt-Dessau, Moritz, Fürst von 21, 48, 50, 53, 63, 71, 76, 89, 93, 112, 172, 184, 189, 193, 194, †.
Anhalt-Köthen, Erdmann, Prinz, franz. General 408.
Anklam 101, 104, 244; Einschließung 291.
Anklamer Fährschanze 104.
Ansbach, Markgrafschaft 39.
Apraxin, Stefan Fedorowitsch, russ. Feldmarschall 95, 99, 263.
April, Dr., Kaiserl. Notarius 40.
Arbela, Schlacht 64.
Arenberg, Karl Maria Raimund, Herzog, österr. General 186, 190, 198, 282.
Argens, Jean Baptiste de Boyer, Marquis d', französ. Schriftsteller 196, 344, 378, 429, 437, 468, 471, 476, 531.
Armentières, Graf d', französ. General 214, 222, 304, 305.
Arnsberg 416; Gefecht 509.
Arnstadt 411.
Artillerie, preuß. reitende 479.
Artillerie, preuß.; deren Vermehrung 478.
Asterath, Mitglied des Magistrats von Kottbus 180.
Augsburg 462.
Aumale, Graf, französ. General, Chef der Artillerie 116.
Auras 337.
Ayen, Louis, Herzog von 127.

Bachmann, russ. General 369.
Baden-Durlach, Christof, Prinz von 183, 186.
Bailli de Froullay, Botschafter des Maltheserordens in Paris 308, 309.
Balby, Johann Friedrich, preuß. Ingenieuroffizier 158.
Balkstedt 111.
Bamberg, Bischof, s. Würzburg.
Bamberg, Bistum 90, 242.
Bamberg, Stadt 521.
Bariatinski, Gebrüder 487, 488.
Bärsdorf 494.
Bataillonsgeschütze 19.
Bautzen 74, 177, 182, 198, 277, 281, 325.
Bayern, Karl Albrecht, Kurfürst von 89.
Bayern, Maximilian Joseph III., Kurfürst von 88, 90, 523.
Bayern 523.
Bayreuth, Wilhelmine, Markgräfin von 107, 123, 197 †.
Bayreuth-Dragoner, preuß. 380.
Beauvoisie, französ. Infanterieregiment 111.
Beck, Philipp Lewin, Freiherr von, österr. General 148, 286, 495.
Beckermühle, Gehöft (Gefechtsfeld von Amöneburg) 512.
Bedford, Jone Russell, Herzog, Mitglied des engl. Geheimen

Rats, als Bevollmächtigter zu den Friedensverhandlungen nach Paris gesandt 515.
Beeskow 94, 368.
Behr, braunschw. General 129.
Behrenhorst, preuß. Hauptmann und Flügeladjutant 381.
Belgard 456.
Belgern 271; Gefecht 373.
Belgrad 463.
Belidor, französ. Ingenieuroffizier 498.
Belle-Isle, Charles Louis Auguste Fouquet, Herzog von, Marschall von Frankreich, Kriegsminister 211, 218, 230, 233, 240.
Belling, Wilhelm Sebastian von, preuß. Husarenoberst, später General 291, 458, 475, 504, 505.
Below, preuß. Oberst 321.
Berg, russ. General 455, 457.
Bergen, Graf, österr. Gesandter in Frankfurt 462.
Bergen 293; Treffen 294, 295, 296.
Berlin 92, 122, 152, 169, 210, 255, 259, 271, 277, 281, 353, 390, 530.
Berliner Gießhaus 359.
Berliner Pulvermühlen, Jungfernheide 359.
Bernburg, Prinz von, preuß. General 392.
Bernecke, Garnisonpred., Küstrin 482.
Bernis, François Joachim de Pierres de, Abbé, später Kardinal, Minister des Auswärtigen 3, 121, 155, 235.
Bernstadt, Lager 76.
Bestuchew, Alexej Petrowitsch, Graf, russ. Großkanzler 94, 100, 485.
Beuthen 278, 354.
Bielefeld 301.
Billerbeck, preuß. Major 62, 139.
Bing, engl. Admiral 302.
Birkenbusch (Schlachtfeld von Hochkirch) 187.
Birmingham 395.
Bischofssee (Schlachtfeld von Kunersdorf) 252.
Bischofsseer Heide (Schlachtfeld von Kunersdorf) 252, 253.
Bischofswerda 325.
Blanckensee, Christian Friedrich von, preuß. General 54 †.
Blankenburg 85.
Blumenthal, Joachim Christian von, Präsident der Preuß. Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg 73.
Bober 276, 277, 320, 332.
Bodmer, Johann Jakob, Dichter 428.
Bögenfort (Festung Schweidnitz) 442.
Böhmen 12, 15, 48, 156, 162, 163, 211, 267, 274, 277, 280, 283, 284, 317, 348, 390, 433, 440, 447, 460, 483, 504.
Borne (Schlachtfeld von Leuthen) 144.
Boscamp, Karl Adolf, preuß. Resident beim Tataren-Khan 494.
Bosniakenkorps, tatarisches 478.
Bossen 251.
Bourgogne, Jone, engl. General 303.
Brabant 226.
Brady, österr. Hauptmann 500.
Brandenburg, Kurfürstentum 39, 90, 234, 279, 347, 353, 363, 373.
Brandenburg, Landstände von 72.
Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Großer Kurfürst von 210.
Brandenburg, Karl, Markgraf von, preuß. General der Infanterie 19, 168, 178, 402, 498.
Brandeis 71.
Branderode 111.
Branick 60.
Braunau 432, 433, 484.
Braunschweig, Albert Heinrich, Prinz von 415 †.
Braunschweig, Ferdinand, Herzog von, preuß. General der Infanterie 7 12, 87, 89, 112,

117, 129, 151, 215, 223, 224, 227, 228, 229, 230, 232, 233, 251, 271, 289, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 302, 307, 346, 389, 403, 404, 405, 407, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 417, 419, 422, 427, 466, 507, 508, 510, 512, 514, 515, 516, 517, 518, 531.
Braunschweig, Franz, Prinz von 189 †.
Braunschweig, Friedrich, Prinz von 418, 511, 517.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von 79, 129, 151, 215, 216, 225, 226, 245, 287, 293, 294, 298, 303, 305, 306, 404, 406, 407, 408, 409, 412, 415, 416, 417, 512.
Braunschweig, Ludwig, Prinz von 308, 310.
Braunschweig, Herzogtum 81, 85, 215.
Braunschweig, Stadt 418.
Braunschweig-Bevern, August Wilhelm, Herzog von, preuß. General der Infanterie 7, 48, 49, 62, 66, 130, 208, 484, 493, 494, 496, 504.
Braunschweig-Öls, Friedrich, Herzog von 482.
Braunschweig-Wolfenbüttel, Karl, regierender Herzog von 395.
Bréhaut, Marquis, französ. General 80.
Breitenbach, hannoverischer Oberst 79.
Bremen 86, 214, 215, 297, 392, 419.
Bremervörde 86.
Brentano, Josef von, österr. General 275, 353, 373, 495.
Breslau 131; Schlacht 132; Einschließung und Einnahme 147, 317, 319, 330; Belagerung 332, 334, 335, 336, 343, 346, 431, 433, 444, 448, 450, 451, 468, 475.
Breslauer Friede 2.
Brieg 448, 451.
Briot, französ. Artillerieoberst 116.
Brissac, Jean Paul Timoléon, Herzog von, französ. General 298, 304.
Broglie, Graf, französ. Gesandter in Dresden 32.
Broglie, Charles François, Herzog von, französ. Marschall 86, 214, 224, 245, 293, 294, 296, 297, 298, 299, 306, 403, 405, 406, 407, 409, 411, 413, 414, 416, 417, 508, 509, 517.
Bromberg 245.
Browne, Maximilian Ulysses, Reichsgraf von, österr. Feldmarschall 9, 18, 22, 48, 49, 54, 73 †, 151.
Bruck a. d. Leitha 401.
Brudnet, engl. Regiment (Bat.) 301.
Brühl, Heinrich, Reichsgraf, sächs. Premierminister 8, 10, 22, 26, 43, 237.
Brühl, Gräfin 45.
Brüssel 226.
Buben, Dorf 58.
Buccow, Adolf Nikolaus, Freiherr, österr. General 186, 387.
Bückeburg 81.
Buddenbrock, schwed. General 103.
Budin 18, 241.
Bülow, russ. General 259.
Bunzelwitz, Lager 434.
Bunzlau 277, 325, 484.
Burgund 56.
Burkersdorf 484; Treffen 490.
Bute, Jone Stuart, Graf, engl. Oberkammerherr, seit November 1760 Mitglied des Geh. Rats, seit März 1761 Staatssekretär des Auswärtigen und erster Lord des Schatzes 424, 466, 468, 473, 474, 507, 514, 520.
Buttler, österr. General 57.
Butturlin, Alexander Borissowitsch, russ. General 263, 431, 433, 435, 436, 437, 452.
Calkoen, holländ. Gesandter am polnischen Hofe 15.

Camas, Sofie Karoline, Gräfin, Oberhofmeisterin der Königin von Preußen 530.
Cambeford, franzöſ. Parteigänger 391.
Canná, Schlacht 53, 197, 376, 388.
Cäſar 56.
Caſtries, Charles Eugène Gabriel, Marquis de, franzöſ. General 407, 509, 512, 514.
Caudinum 24.
Celle 130, 215, 222.
Chabot, Guy Auguſte, Graf 215.
Chambeaux, franzöſ. Geſandter in Hamburg 392.
Charlottenburg, Schloß, Plünderung 361, 370.
Charlottenburg, Stadt 362, 363.
Chemnitz 310, 389, 521.
Chevert, François de, franzöſ. General 80, 228, 230.
Choiſeul, Ambroiſe Etienne François, Herzog von, vorm. Marquis Stainville, franzöſ. Miniſter des Auswärtigen 100, 235, 309, 422, 425, 448, 516, 519.
Choiſeul, Cäſar Gabriel, Graf, Herzog von Braslin, franzöſ. Geſandter in Wien, ſpäter Staatsſekretär des Auswärtigen 448.
Chozenitz 65.
Chriſtiani, öſterr. Kommiſſarius 128.
Cicero Marcus Tullius, röm. Konſul 345.
Clementinum, Jeſuitenkollegium in Prag 57.
Clermont, Gaspard, Graf von, franzöſ. General 212, 214, 221, 224, 225.
Cleve, Herzogtum 77, 83, 124, 223, 230, 407, 520.
Cocceji, Johann Friedrich von, preuß. Hauptmann und Flügeladjutant des Königs 315, 344.
Colignon, Johann Franz von, preuß. Oberſt 311, 312.
Collenbach, Heinrich Gabriel von, öſterr. Hofrat, Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen in Hubertusburg 527.
Colloredo, Anton Graf von, öſterr. General 186.
Colloredo, Karl Graf von, öſterr. Botſchafter in London 156.
Condé, Ludwig II. von Bourbon, Prinz von (der Große) 212.
Condé, Ludwig Joſef von Bourbon, Prinz von 512.
Conradi, Präſident des Stadtmagiſtrats von Breslau 334.
Contades, Louis George Erasme, Marquis de, franzöſ. Marſchall 84, 226, 227, 228, 232, 233, 271, 295, 296, 297, 299, 304, 306.
Coſel, Graf, Gutsbeſitzer in Schleſien 279.
Cuba 520.
Culloden, Schlacht 78.
Cumberland, Auguſt Wilhelm Herzog von 78, 81, 85, 127, 300.
Cuſt, Sir Jone, Sprecher des engliſchen Unterhauſes 518.
Cüſtine, Adam Philipp, Graf, franzöſ. General 122.
Czetteritz, Georg Oswald, Freiherr von, preuß. General 290.

Dahlem 528.
Dalai-Lama 97.
Dammgarten 244.
Dammvorſtadt von Frankfurt a. O. 253, 259.
Dänemark, Friedrich V., König von 81, 315, 523.
Dänemark 236, 316, 487, 489.
Danzig 166, 317, 350, 365.
Daſchkow, ruſſ. Fürſtin 487.
Daun, Leopold Joſef Maria, Graf von, öſterr. Feldmarſchall 65, 73, 130, 141, 144, 163, 178, 181, 185, 191, 195, 198, 203, 212, 249, 263, 265, 266, 271, 276, 277, 281, 282,

283, 284, 287, 289, 323, 325, 331, 332, 337, 339, 341, 343, 348, 349, 363, 372, 373, 377, 381, 387, 423, 431, 432, 433, 459, 460, 484, 491, 493, 497, 506.
Demidow, russ. General 350, 351.
Demmin 101, 104; Einschließung 244, 291.
Detmold 304.
Dettingen, Schlacht 78.
Deutsch-Bohra 283.
Deutschland 228.
Dierecke, Christian Friedrich, preuß. General 286, 331.
Diesbach, französ. General 517.
Dillenburg, Gefecht 403.
Dippoldiswalde 284, 287, 288.
Dniepr, russ. Fluß 95.
D'O, Bartholomäus, preußischer Oberstleutnant, Vizekommandant von Glatz 322, 323, 332.
Dohna, Christoph, Burggraf von und zu Dohna-Schlodien, preuß. General 166, 175, 204. 208, 209, 244, 245, 246, 262.
Doniez 95.
Dommitzscher Heide (Schlachtfeld von Torgau) 375, 376, 381.
Domstadl, Gefecht 160.
Donjeon, Zitadelle von Glatz 322.
Dorset, Lionel, Granfield, Herzog von 303.
Dorsten, Erstürmung 417.
Dramburg 369.
Dransfeld, Gefecht 305.
Dresden 10, 33, 35, 48, 76, 165, 168, 177, 178, 202, 210, 234, 251, 256; Einnahme durch die Österreicher 271, 273, 274, 275, 280, 282, 283, 287, 288, 308, 323, 325; Belagerung 326, 330, 331, 389, 390, 443, 460, 466, 494, 495, 505, 507.
Dresdener Friede 2.
Drewes, General des verbündeten Heeres 297.
Drieburg 416.
Driesen, Georg Wilhelm von, preuß. General 145.
Düben 282; Gefecht 372.
Duderstadt 420.
Düsseldorf, Einschließung u. Einnahme 226, 230, 234.
Du Verney, französ. Staatsminister 105.
Dux 505.

Edelsheim, Ludwig, Baron 308.
Eger 505.
Eichberg, Baron, österr. Rittmeister 200.
Eichel, August Friedrich, preuß. Geh. Kriegs- und Kabinettsrat 69, 324, 341.
Eickstedt, Georg von, preuß. Kammergerichtsrat 108.
Eilenburg 281, 375.
Einbeck, Gefecht 305, 406, 409.
Eisenach 86, 109, 411.
Elbe 153, 169, 210, 311, 325, 333, 336, 373, 376.
Elbing 45, 166.
Elliot, engl. General 408.
Elsbusch (Schlachtfeld von Kunersdorf) 257.
Elsnig bei Torgau 384, 386.
Elster, Fluß 372.
Emden 216, 403, 418.
Emmerich 217, 229.
Emsdorf, Gefecht 404.
England, Georg II., König von, Kurfürst von Hannover 3, 30, 37, 83, 124, 125, 129, 223, 302, 305, 424 †.
England, Georg III., König von, Kurfürst von Hannover 303, 424, 462.
England 155, 307, 346, 391, 410, 425, 448, 465, 466, 473, 508, 518, 520, 524.
Ephraim, Veitel, Söhne und Daniel Itzig, preuß. Hofjuweliere, Bankiers und Münzpächter 358, 394.
Erfurt 90, 310, 326.
Ergänzung des preuß. Offizierkorps 400.
Eschwege 415.
Estagnolle, Leutnant im pr. Freikorps Royal Étrangers 460.

Esterhazy, Nikolaus Josef, Fürst, österr. General 369.
Estrées, Louis Césare, le Tellier, Herzog d', französ. Marschall 77, 81, 84, 117, 151, 306, 508, 510, 516.
Euler, Bernhard, Mathematiker 428.

Fährhaus von Ötscher (Kunersdorf) 259.
Favrard, schwarze Brigade, preuß. Freikorps 478.
Federbüsche der preuß. Kavallerie 485.
Fehrbellin 210.
Fermor, Wilhelm Graf von, russ. General 156, 163, 165, 166, 172, 174, 175, 178, 246, 263, 357, 359, 360, 364,
Finck, Friedrich August, preuß. General 75, 250, 253, 254, 255, 259, 260, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 331, 496.
Finckenstein, Karl Wilhelm Finck, Graf, preuß. Minister 35, 123, 259, 324, 387, 402, 469, 471, 472, 488.
Fitz-James, irisches Infanterieregiment im französ. Solde 111.
Flemming, Ernst Bogislaus, Graf von, preuß. General 258.
Fleury, Andrée Hercule de, Cardinal, französ. Minister 100.
Florida 520.
Folardsche Kolonnen 116.
Fontaine, Kapitän im preuß. Freikorps Royal Etrangers 460.
Fontainebleau 519, 520.
Fontenoy, Schlacht 78.
Forcade, Friedrich Wilhelm Quérin, Marquis de Biaix, preuß. General 174, 506.
Forcade, preuß. Infanterie-Regiment 193, 289, 314.
Foulon, französ. Oberkriegskommissar 84, 234.
Fouqué, Heinrich August, Freiherr de la Motte-, preuß. General 54, 147, 151, 181, 236, 267, 277, 319, 320, 321, 324, 401, 445.
Fouqué, preuß. Infanterie-Regiment 52.
Fraigne, Marquis 240.
Franken 46, 204, 242, 245, 460, 522.
Frankenberg 392.
Frankenstein 319, 494.
Frankfurt a. M., Einnahme durch die Franzosen 291, 293, 295, 307, 392, 412, 419.
Frankfurt a. O. 250, 258, 259, 368, 531.
Frankreich, Ludwig XIV., König von 5, 77, 446.
Frankreich, Ludwig XV., König von 3, 14, 80, 108, 155, 235, 309, 392, 421, 425, 472, 508, 516.
Frankreich, Ludwig, Dauphin von 226, 235.
Frankreich, Marie Josepha, Dauphine von 14, 30, 232, 405.
Frankreich 39, 77, 125, 226, 235, 303, 305, 308, 315, 346, 425, 448, 466, 472, 508, 518, 520, 524.
Franz I., Deutscher Kaiser 137, 149, 237, 242, 398, 444, 445, 465.
Freiberg (Schlesien) 165, 287; Schlacht 506.
Freiburg (Schlesien) 447.
Frese, Arzt 464.
Freyburg a. d. U. 111, 112.
Freytag, Wilhelm von, hannoverischer General 304, 305, 415, 514.
Friedewald, Gefecht 511.
Friedland i. Böhmen 277.
Friedland i. d. Mark, Gut 281.
Friedrichs, hannoverischer Major 304.
Friedrichsfelde, Lustschloß des Markgrafen Karl 368.
Friedrich-Wilhelms-Kanal 266.
Fritsch, Thomas Freiherr, kursächs. Geh. Rat, Bevollmächtigter bei den Friedensverhand

lungen in Hubertusburg 524, 526, 529.
Fritzlar, Gefecht 411, 412, 415.
Fulda, Fluß 415.
Fulda, Stadt, Gefecht 306, 412. 413.
Fürstenstein 319.
Fürstenwalde 262, 265, 268.
Füssen, Friede von 89.

Gabel 73, 168, 277.
Gaisrugg, österr. General 319.
Galgenfort (Festung Schweidnitz) 442.
Gallizin, Alexander Michaelowitsch, Fürst, russ. General 264.
Gallizin, Alexander, Fürst, russ. Kammerherr, Botschafter in London 473.
Garde, I. Bataillon 66, 332.
Geldern 82, 520.
Geldertor, Kolberg 351.
Gellert, Christian Fürchtegott 428, 430.
Gemmingen, preuß. Grenadierbataillon 66.
Gemmingen, Reinhard, Freiherr von, österr. General 282.
General-Prinzipien vom Kriege 143—144, 290.
Genua 105.
Gerlach, Pfarrer in Schönbrunn 450, 451.
Germain, George (s. Lord Sackville) engl. Kriegsminister 303.
Gersdorf, sächs. General 24.
Gersdorff, Otto Ernst, preuß. General 286.
Geschray, Johann Michael von, preuß. General, Chef eines Freikorps 479.
Gesner, Salomon, Dichter 429.
Gießen 296, 307, 412.
Gisors, Louis Marie Fouquet, Graf, französ. Oberst 225 †.
Glasau, preuß. Kammerlakai 36.
Glatz, Grafschaft 163, 423, 497, 526, 527.
Glatz, Festung, Einnahme 322, 330, 331, 390, 399, 401, 445, 507.
Glaubitz, französ. General 404.
Glebow, russ. Generalprokurator 487.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, Dichter 429, 430.
Globes de compressions (Druckkugeln) 499.
Glogau 133, 138, 237, 277, 278, 282, 348, 432, 451, 453.
Gohfeld, Gefecht 303, 304.
Gollenberg bei Köslin 451.
Golnow 489.
Goltz, Karl Christoph von der, Freiherr, preuß. General 194, 348, 370, 392, 432.
Goltz, Bernhard Wilhelm von der, Freiherr, preuß. Legationsrat, Oberst, Flügeladjutant und wirklicher Kammerherr, Gesandter in Petersburg 472.
Goltz, Bernd Henning von der, Freiherr, Flügeladjutant des Königs 257.
Goltz, Karl Alexander von der, preuß. Hauptmann, entsandt zum Tataren-Khan 464.
Gorea 520.
Görlitz 130, 177, 184, 265, 277, 325.
Gotha, Luise Dorothea, Herzogin von 308.
Gotha, Herzogtum 81, 109.
Goethe, Johann Wolfgang von 430.
Göttingen 406, 407, 409, 410, 413, 420, 516, 517.
Gotzkowsky, Johann Ernst, Kaufmann zu Berlin 356, 357, 358, 360, 364, 365, 366, 394, 479, 480.
Gottsched, Johann Christoph, Dichter 429.
Gränzebach, Gefecht 514.
Gräven, brandenburgischer Baron, Rittmeister 369.
Granby, Jone, Lord, engl. General 300, 302, 405, 509, 514.
Greifenberg 489.
Greifswald 291.
Greitz 505.

Grenville, George, engl. Staatssekretär 515.
Gribauval, Johann Baptista Vaquette de, österr. General-Feldwachtmeister, Kommandant des Artillerie- u. Mineurkorps 483, 494.
Griethausen 230.
Grimaldi, Marquis, span. Minister 448.
Grolmann, Georg Arnold, preuß. Oberst, Kommandant von Kolberg 206.
Grolmann, preuß. Garnisonbat. 269.
Gröst 109.
Großbritannien 77.
Großdobritz 323.
Großer Garten, Dresden 330.
Großjägerndorf, Schlacht 99.
Großwig (Schlachtfeld von Torgau) 382.
Grumbkow, Philipp Wilhelm von, preuß. General 383.
Gruna, Überfall 329.
Grünberg, Gefecht 412.
Guasco, Franz, Graf, österr. General 272, 273, 483, 495, 497, 498.
Guben 265.
Gudowitsch, Andreas, russ. Oberst und Generaladjutant Zar Peters III. 471.
Guerchi, französ. General 514.
Guhrau 237, 279.
Guichard, Karl Theophil, preuß. Major (siehe Quintus Icilius).
Gülzow 456.
Gundersdorf, Gefecht 160.
Gundling, Präsident der deutschen Akademie in Berlin 426.
Güstebiese (Schlachtfeld von Zorndorf) 169.

Hadik, auf Futak, Andreas, Reichsgraf, österr. General 91, 151, 209, 250, 259, 260, 281, 347, 389, 484, 505.
Hahnke, F. W. von, Historiker 197.
Halberstadt, Fürstentum 39, 73, 87, 213.
Halberstadt, Landstände von 72.
Halle a. d. Saale 268, 272, 347.
Hagedorn, Friedrich von 428.
Haller, Albrecht von 428.
Haller, ungar. Infanterie-Regiment 65.
Hamburg 86, 391, 392, 396, 490.
Hameln 79, 80, 406.
Hamm 215, 416.
Hanau, Stadt 223.
Hanau, Grafschaft 234, 403.
Hannover, Georg II., Kurfürst von, siehe England, König von.
Hannover, Georg III., Kurfürst von, siehe England, König von.
Hannover, Kurfürstentum 3, 4, 37, 41, 77, 83, 85, 105, 153, 215, 230, 232, 293, 395, 404, 417, 421.
Hannover, Stadt 78, 80, 223.
Harburg 130.
Harsch, Ferdinand Philipp, Graf, österr. General 177, 196, 198, 267, 322.
Hasse, kurfürstl. sächs. Musikdirektor in Dresden 43.
Hastenbeck, Schlacht 78.
Haude, Gottfried Fabian, siehe Rexin.
Haus, Friedrich Christian von, preuß. General, Kommandant von Leipzig 267.
Hautcharmoy, v. Herault, Heinrich Karl Ludwig, Ritter von, preuß. General 54 †.
Havana 519.
Havrincourt, Louis Marquis, französ. Gesandter in Stockholm 38, 102, 214.
Hawke, engl. Admiral 305.
Heiligenberg, bei Gostyn, Gefecht 440.
Helm, kaiserl. Reichsfiskal 40.
Herder, Johann Gottfried von 431.
Herford 297.

Herrenstadt 279.
Hersfeld 412.
Hertzberg, Ewald Friedrich von, preuß. Geh. Legationsrat, Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen in Hubertusburg 13, 527, 528, 530.
Hessen-Kassel, Friedrich II., Landgraf von 395 †, 403.
Hessen-Kassel, Wilhelm, Landgraf von 403.
Hessen-Kassel, Landgrafschaft 81, 84, 105, 226, 232, 234, 296, 406, 410, 411, 413, 421.
Heyde, Heinrich Siegmund von der, preuß. Major, später Oberst, Kommandant von Kolberg 205, 209, 332, 350, 351, 452, 457.
Hildburghausen, Josef Maria, Prinz von 86, 109, 111, 113.
Hirschberg 506.
Hirschstein 283.
Hochkirch 183; Schlacht 187, 199, 204, 207, 337, 390, 445.
Höchster 415.
Hoffmann, Rudolf August von, preuß. Oberst, Vizekommandant von Dresden 275, 276.
Hofkriegsrat, österr. 61, 444.
Hohenfriedberg, Scharmützel 348, 432.
Hohengiehrsdorf, Gefecht 348.
Holderhöfe (Schlachtfeld von Krefeld) 225.
Holderneß, Robert d'Arcy, Lord, engl. Staatssekretär 4.
Holland 238, 391, 397, 410.
Holstein, Friedrich, Herzog von, preuß. Oberst 54 †.
Holstein, Herzogtum 489.
Holstein, preuß. Dragoner-Regiment 301.
Holstein-Gottorp, Georg Ludwig, Prinz von, preuß. General 225, 327.
Homberg, Gefecht 510.
Home, engl. Regiment (Bataillon) 301.
Horn, Friedrich Magnus von, preuß. General, Kommandant von Wittenberg 271.
Hoya 215.
Hoyerswerda 281.
Hubertusburg 370; Friedensschluß 527.
Hühnerfließ (Schlachtfeld von Kunersdorf) 254, 257, 258.
Hülsen, Johann Dietrich von, preuß. General 63, 65, 241, 255, 282, 283, 323, 325, 331, 347, 355, 371, 372, 373, 383, 389.
Hummel (Schlachtfeld von Liegnitz) 341.
Hundt, Herrmann Joachim Gottlieb von, Major bei den Zietenhusaren 339.
Husaren, russ. 95.

Imhof, Philipp, Freiherr von, braunschw. General 129, 228, 229, 305.
Indien 308, 467.
Innhausen, siehe Knyphausen.
Italien 238.
Itzenplitz, August Friedrich von, preuß. General 255.

Jägerndorf 313.
Jakoblew, russ. General 207.
Jauer 433, 434.
Jauernigk, Dorf 130, 434.
Jauernigk, Fort, Festung Schweidnitz 502.
Johannisberg, bei Nauheim, Gefecht 512.
Johnsdorf 504.

Kadettenkorps, Berlin 367.
Kaiser-Husaren, österr. 361.
Kaiserstraße (Schlachtfeld von Kollin) 66.
Kalisch 440.
Kalmücken 97.
Kamenz 325.
Kammin 174, 456.
Kamp, Kloster 408.
Kampersee, bei Kolberg 455.
Kanada 346, 407, 467, 519, 520.
Kannewitz, Lager 197.

Kanitz, Hans Wilhelm von, preuß. General 171.
Kant, Immanuel, Philosoph 428.
Kanth 433.
Kappel, Jäger des Barons Warkotsch 449, 451.
Karl VII., deutscher Kaiser 8, 89.
Karlhof 60.
Karlstadt, in Kroatien 402.
Karthago 67.
Kasaken 96.
Kassel 128, 223, 226, 296, 305, 307, 406, 407, 412, 413, 509, 510, 512, 514, 516, 517.
Katte, Hans Friedrich von, preuß. General 134, 135.
Katzbach 339, 341.
Kaukasus 182.
Kaunitz, Wenzel Anton Dominik, Graf, später Fürst, österr. Staatskanzler 2, 4, 31, 82, 155, 309, 423, 425, 431, 445, 448, 474, 524.
Kaurzim (Schlachtfeld von Kollin) 63.
Kautzenberg, bei Kolberg 351.
Kay, Schlacht 248, 331, 390.
Keith, George, Lordmarischall (erbliche Marschallswürde in dieser schottischen Familie) 68, 128.
Keith, Jakob, preuß. Feldmarschall 11, 18, 33, 50, 54; Denkmal 55, 112, 151, 158, 162, 163, 168, 181, 184, 189 †.
Keith, Robert Murray, Ritter, engl. Botschafter in Petersburg 309.
Kerim Geray Khan Effendum, Großkhan der Krim-Tataren 462, 464, 472, 477, 493.
Kesselsdorf 288.
Kielmannsegge, Georg Ludwig, braunschw. General 406.
Kingsley, engl. Regiment (Bataillon) 301.
Kinsky, Josef, Graf, österr. General 443.
Klausthal 223.
Kleefeld, Wenzel, Freiherr von, österr. General 267, 268, 280.
Kleinseite von Prag 59.
Kleist, Christian Ewald von, preuß. Major 262 †, 428.
Kleist, Friedrich Wilhelm Gottfried Arndt von, preuß. General, Chef eines Husarenregiments 262, 280, 283, 373, 459, 506, 521, 522.
Klemens XII., Papst 212.
Klemens XIII., Papst 195.
Klinggräffen, Joachim Wilhelm von, preuß. Botschafter in Wien 6.
Klitzing, Georg Ernst, preuß. General 257 †.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 428, 431.
Knobloch, Karl Gottfried von, preuß. General 242, 255, 354, 453, 493.
Knyphausen, von Inn- und zu, Dodo Heinrich Freiherr von, preuß. Botschafter in Paris, später in London 32, 466, 473, 474, 521.
Köben 278.
Köhler, Mitglied des Magistrats in Kottbus 180.
Kolberg 205, 210, 234, 315, 350, 432, 451.
Kolin 15, 18, 60; Schlacht 63, 66, 91, 144, 332.
Köln 214.
Komotau 48; Gefecht 241.
Königgrätz 18, 163.
Königsberg 99, 488.
Königsegg, Christian, Graf, österr. General 48.
Königstein, Festung 8, 15, 45.
Königswalde, Gefechtsfeld von Burkersdorf 493.
Konstantinopel 236, 524.
Kopenhagen 43, 316.
Köpenik 355, 368.
Korbach, Gefecht 404.
Korbitz 283.
Kordilleren 182.
Koromandelküste 520.
Kosel 201, 210, 370, 389, 494.
Koeksfeld 230.
Köslin 352.
Kossebaude 289.

Kosten 432.
Kratzenberg, bei Kassel 510, 511.
Kreczowsky, Oberst und Kommandant des preuß. Bosniakenkorps 478.
Krefeld, Schlacht 224.
Kreit, Graf, bayr. General 146.
Kretschmer, preuß. Kanonier 340.
Kreuzkirche in Dresden 328.
Kriegskosten, französ. 532.
Kriegskosten, österr. 531.
Kriegskosten, preußische 531.
Kriegskosten, sächs. 532.
Krim 464.
Kroatenaufruhr, Küstrin 480.
Krockow, Anton von, preuß. General 161, 348.
Krockow, Döring Wilhelm, Graf, preuß. Oberst 56.
Krögis 283.
Kronach, Gefecht 242.
Kronstadt 451.
Krosigk, Christian Siegfried, preuß. General 65.
Krossen 247.
Kruse, Hauptmann bei der brit. Legion 512, 514.
Kunersdorf, Schlacht 251, 252, 257, 272, 277, 289, 290, 331, 390, 436, 445.
Kunzendorf 434.
Kurland 5, 365.
Kurssel, preuß. Infanterie-Regiment 52.
Küster, pr. Stabsfeldprediger 189.
Küstrin 35, 166, 168, 234, 240, 261, 443, 480.
Kyau, Friedrich Wilhelm, Freiherr von, preuß. General 134, 135.
La Bady, de, Baron, Oberst, Chef eines Freibataillons 459.
Lacy, Franz Moritz, Graf, österr. General 198, 284, 285, 325, 331, 339, 341, 353, 356, 361, 363, 369, 376, 377, 382, 384, 495.
Ladendorf, gräfl. Daunsche Herrschaft 195.
Laffeld, Schlacht 78.
Landeshut 168, 181, 249, 295, 319, 320, 321, 331, 390, 401.
Landsberg a. Warthe 175, 368, 373, 440.
Lange, preuß. Garnison-Regiment 92.
Langen, Simon Moritz Wilhelm von, preuß. Major und Kommandeur des II. Bat. Markgraf Karl 189 †.
Langensalza 86; Gefecht 411.
Lantinghausen, Jakob Albrecht von, schwed. General 290.
Lauban 250, 265.
Lausitz 73, 265, 276, 526.
Lauterberg, Eisenhütte 420.
Le Fèvre, Simon Diodat, preuß. Major im Ingenieurkorps 495, 498, 500.
Lehwaldt, Johann von, preuß. Feldmarschall 71, 98, 105, 151, 354.
Leipzig 7, 28, 112, 122, 202, 204, 209, 210, 234, 250, 251, 266, 267, 271, 281, 282, 311, 372, 393, 394, 462, 479.
Leitmeritz 59, 241.
Lentulus, Ruppert Scipio, Freiherr von, preuß. Generalmajor und Generaladjutant 531.
Leobschütz, Kreis 494.
Lessing, Gotthold Ephraim 330, 428, 430.
Lestwitz, Hans Siegmund von, preuß. Major im Regiment Alt-Braunschweig 381, 383.
Lestwitz, Johann Georg von, preuß. General 134, 135.
Lestwitz, preuß. Infanterie-Regiment 257.
Leubus 259, 433.
Leuthen, Medaille 150.
Leuthen, Schlacht 142, 144, 212.
Leutmannsdorf 484, 492.
Lewenhaupt, Graf, schwed. General 103.
Liebenwalde 368.
Lieberose 94.
Liechtenstein, Wenzel, Fürst von, österr. General 398, 443, 445.
Liegnitz 150; Schlacht 337, 338, 341, 348, 422, 423, 433, 434.

Lindstädt, preuß. General 254.
Lippe-Bückeburg, Wilhelm, Graf von 412, 466.
Lipstadt 215, 407.
Lissa, in Polen 237.
Livland 365.
Lobkowitz, Josef Maria Karl, Fürst von, österr. General 156.
Lobosch, Berg 19.
Lochmann, schweiz. General 86.
Lochmann, schweiz. Infanterie-Regiment im französ. Solde 86.
London 44, 425, 515.
Lothringen, Karl, Prinz von, österr. Feldmarschall 49, 50, 55, 58, 73, 76, 130, 135, 141, 148, 212.
Loudon, Gideon Ernst, Freiherr von, österr. General 75, 109, 151, 160, 161, 163, 180, 185, 188, 198, 250, 252, 253, 254, 256, 257, 260, 277, 279, 318, 319, 322, 323, 324, 330, 333, 334, 335, 337, 340, 341, 344, 363, 370, 389, 392, 431, 432, 433, 434, 436, 437, 439, 440, 441, 444, 445, 447, 459, 475, 489.
Louisiana 520.
Louvois, François Michel Le Tellier, Marquis de, französ. Kriegsminister 77.
Löwenstein, Christian Philipp Johann Alexander, Fürst von, österr. General 190, 465, 505.
Lowositz, Schlacht 19, 241.
Luc, Graf, französ. General 405.
Lucchese, Josef, Graf, österr. General 142, 145, 146 †, 212.
Luckner, Nikolaus, Graf von, hann. Oberst 304, 307, 406, 415, 418.
Lüneburg 130.
Lutternberg, Treffen 204, 231, 232; Gefecht 511.
Lüttich, Bistum 226.
Luzinsky, Gabriel, Freiherr von, österr. General 270.
Lynar, Rochus Dietrich, Graf zu, dän. Gesandter 81, 126.
Maas 232.
Macquire, Johannes, Graf, österr. General 272, 273, 274, 287, 326.
Magdeburg, Herzogtum 39, 73.
Magdeburg, Landstände von 72.
Magdeburg, Stadt 5, 11, 35, 87, 106, 121, 240, 241, 271, 312, 330, 393, 459.
Mähren 156, 162, 163, 211, 440, 447, 484.
Main 204, 232, 293.
Mainz, Johann Friedrich Karl, Graf von Ostein, Kurfürst von 523.
Malabarküste 520.
Malachowski, Johann, Graf, Großkanzler von Polen 14.
Malachowski, Josef Paul von, preuß. General u. Chef eines Husaren-Regiments 320.
Malsburg, hess. Infanterie-Regiment 513.
Maltzahn, Hans Dietrich von, preuß. Geh. Legationsrat, Gesandter in Dresden 6, 27.
Mandubier 56.
Manila 519.
Mansfeldscher Garten 56.
Manstein, Christof Herman, preuß. General 65, 75 †.
Manteuffel, preuß. General und Gouverneur von Pommern 104.
Manteuffel, Heinrich von, preuß. General 170, 171, 173, 244, 290, 291.
Manteuffel, preuß. Infanterie-Regiment 318.
Marburg, 127, 216; Treffen 405; Überfall 406, 413; Gefecht 414.
March 159.
Maria Theresia, siehe Österreich.
Maria-Theresien-Orden 68, 446.
Marius 67.
Mark Brandenburg 166, 177, 284, 389.
Mark, Herzogtum 124.
Markgraf Friedrich, preuß. Kürassier-Regiment 380.

Markgraf Karl, preuß. Infanterie-Regiment 187.
Marklissa 249.
Marschall, Ernst Dietrich, Graf, österr. General 90, 158.
Massow 489.
Materni, österr. General 57.
Maxen 283; Kapitulation 284, 288, 289, 290, 313, 331, 390, 496.
Mayr, Johann von, preuß. Oberst 88, 90.
Mecklenburg-Schwerin 151, 243, 353, 458, 523.
Mecklenburg-Strehlitz, Charlotte, Prinzessin von 244.
Mehr, Gefecht 229.
Meier, Karl Friedrich von, preuß. General 506.
Meinecke, preuß. Dragoner-Regiment 256.
Meiningen 293.
Meiningen, Anton Ulrich, Herzog von 420.
Meißen 281, 286, 288, 323, 331, 347, 524.
Melsungen 415.
Memel 100.
Mémoires raisonnées, preuß. Staatsschrift 13.
Mengs, Rafael, Maler 428.
Mentzel, Friedrich Wilhelm, sächs. Kanzleisekretär 6.
Mercières, franz. General 222.
Merlin, Kapitän im preuß. Freikorps Royal étrangers 460.
Merseburg, Gefecht 112, 310.
Meuselwitz 241.
Meyerinck, preuß. Infanterie-Regiment 50.
Michell, Abraham Ludwig, preuß. Legationssekretär, Geschäftsträger in London 473.
Mietzel, Flüßchen (Schlachtfeld von Zorndorf) 169.
Mighazzi, Vincenz, Graf, österr. General 383.
Militärkantone, preuß. 72.
Minden 72, 80; Einschließung 216, 226, 234, 251, 271, 296; Schlacht 297, 298, 300, 301, 303; Kapitulation 304, 306, 406.
Minden, Fürstentum 124.
Minorka 105, 302.
Miquelon 520.
Mischukow, russ. Admiral 350, 351, 451.
Mitchell, Andrew, Sir, engl. Botschafter am preuß. Hofe 125, 176, 341, 429.
Mittlendorf 23.
Mockrehna (Schlacht von Torgau) 376.
Modena, Erbprinz von 55, 58.
Moellendorff, Wichard Joachim Heinrich von, preuß. Oberstleutnant, später General 341, 383, 491, 492, 493.
Mörs 520.
Moldau 50, 53.
Montalambert, Marc René, Marquis de, französ. General und Militärbevollmächtigter im russ. Hauptquartier 213, 214, 260.
Montazet, Graf von, französ. General und Militärbevollmächtigter im österr. Hauptquartier 212, 346, 363.
Montecuculi, Raimund, Fürst 490.
Morangiers, Marquis v., französ. General 216.
Moritzburg 530.
Mosel, Friedrich Wilhelm von der, preuß. Oberst 159.
Moys, Treffen 130.
Mühlberg (Schlachtfeld von Kunersdorf) 254, 255, 256, 257, 248.
Mühlberg 271.
Mulde 372.
Münden 516.
Münster 215, 233, 295, 296 305, 407, 417.
Münsterberg 433, 440, 449.
Muret, französ. General, Kommandant von Kassel 509.
Mustafa Aga, Gesandter des Tataren-Khans 464.

Muy, Louis Nicolaus Victor, Ritter von 405.

Nádasdy, Franz Leopold, Graf von, österr. General 64, 75, 130, 133, 135, 144, 146, 148, 149, 151.
Napire, engl. Regiment (Bataillon) 301.
Narbonne, Vicomte de, französ. General 411.
Narwa 487, 488.
Nassau-Weilburg, Infanterie-Regiment der Reichsarmee 462.
Naugard 456.
Naumburg a. d. Saale 90, 112, 310.
Naumburg a. Queiß 325.
Neapel, Ferdinand IV., König von 314.
Neapel, Karl, König von 314.
Neapel, Königreich 238, 314, 315.
Neiße, Festung 198, 209, 210, 234, 265, 277, 390, 440, 443, 448.
Neiße, Fluß 322, 332.
Netze, Fluß 432.
Neufundland 520.
Neumark 166, 460.
Neumarkt, Gefecht 142.
Neuschottland 520.
Neustädtel 48.
Neustadt von Dresden 272, 326, 327.
Neustadt-Eberswalde 364.
Neustadt (Schlesien), Kreis 494.
Neuß 225, 407.
Newcastle, Thomas Pelham, Herzog, engl. erster Lord des Schatzes 474.
Nidda 294.
Niedenstein 411.
Niederlande 78, 157, 423.
Nieuport 156.
Nimburg 66, 67, 71.
Nippern 143.
Nivernais, Louis Jule, Bourbon, Manzini-Mazdrini, Herzog, als Bevollmächtigter zu den Friedensverhandlungen nach Paris entsandt 515.
Nolken, Freiherr von, schwed. Legationssekretär 102.
Nonnenbusch (Bunzelwitzer Lager) 434.
Norman, preuß. Dragonerregiment 65.
Nossen a. d. Mulde 283.
Nürnberg 91, 242, 522.

Oberbögendorf 490.
Oberg, Christof Ludwig von, hannöver. General 224, 225, 231.
Observationsarmee 77.
Oder 138, 169, 210, 246, 251, 261, 290, 343, 364.
Oderbruch 259.
O'Donell, Karl Claudius, Graf, österr. General 191, 387, 495, 497.
Ohio-Becken 520.
Oehmigke, Berliner Kaufmann 358.
O'Kelly, Wilhelm Freiherr von, österr. General 493.
Olmütz, Belagerung 158, Aufhebung der Belagerung 162, 168, 234, 327, 445.
Oranienbaum, Lustschloß Zar Peters III. 487.
Oranienburg 355, 368.
Ordre oblique 144.
Orlow, Gebrüder 487, 488.
Oschatz 281.
Osnabrück, Gefecht 297, 301, 418.
Ostende 156.
Österreich 4, 37, 41, 42, 125, 155, 236, 392, 423, 444, 448, 449, 519, 520, 522, 523.
Österreich, Josef, Erzherzog, Thronfolger 465.
Österreich, Maria Theresia, Kaiserin, Königin von Ungarn 1, 2, 4, 16, 25, 27, 30, 40, 62, 67, 89, 91, 137, 149, 152, 155, 195, 200, 239, 315, 346, 376, 388, 397, 422, 431, 435, 444, 445, 446, 465, 473, 475 497, 523, 524.

Österreichischer Erbfolgekrieg 1, 78.
Österreichisches Heer, Verminderung 465.
Ostfriesland, Herzogtum 77, 124, 409, 418.

Packhof in Frankfurt a. O. 259.
Paderborn 301, 417.
Palmenbach, russ. General 206.
Panin, Peter Iwanowitsch, Graf, russ. General 175, 355.
Panin, Graf, Oberhofmeister des Großfürsten Paul 487.
Panten (Schlachtfeld von Liegnitz) 340.
Parchwitz 343, 433.
Paris 4, 44, 463, 521.
Parma, Philipp, Herzog von 196.
Parma, Herzogtum 314.
Pasewalk 101, 104, 353.
Paskopol, Berg 49.
Paulmy, Graf, d'Argenson, Marc Pierre de Voyer de, französ. Kriegsminister 81.
Payonne, Marquis de, französ. General 299.
Pechlin, Freiherr von, Edler von Löwenbach, ehemaliger Holstein-Gottorpscher Oberst 309.
Peene 101, 104.
Peenemünder Schanze 104.
Persante 351, 452.
Petersburg 4, 94, 155, 164, 236, 261, 264, 313, 317, 359, 431.
Peterswaldau 494.
Peterswalde, Gefecht 12.
Peterwitz (Bunzelwitzer Lager) 434.
Pfaffenberg, bei Jauernick 438.
Pförten, gräflich Brühlsches Gut 43.
Philippinen 467, 520.
Piacenza 314.
Picardie, französ. Infanterie-Regiment 80.
Piémont, französ. Infanterie-Regiment 111.
Pillau 165.
Pilsen 433.
Pirna, Lager 8, 21; Kapitulation der Sachsen 23 ff.
Pirna, Stadt 28, 76, 165, 461.
Pitt, William, Graf Shatham, engl. Staatssekretär des Auswärtigen 125, 153, 227, 308, 426, 466, 520.
Planjan 16.
Platen, Dubislav von, preuß. General 208, 244, 256, 282, 440, 456, 458.
Plauenscher Grund 287, 288, 289.
Pleiße 372.
Pleßmann, Karl Otto, preuß. Gesandtschaftssekretär in Warschau 47.
Plotho, Erich Christoph, Edler Herr und Freiherr von, kurbrandenburgischer Gesandter am Reichstage zu Regensburg 40, 522.
Plotho, preuß. Oberstleutnant und Kommandeur des Infanterie-Regiments von Treskow 442.
Podewils, Heinrich, Graf, preuß. Minister 69, 184, 528.
Podol 49.
Polen, August II., König von, Kurfürst von Sachsen 18.
Polen, August III., König von, Kurfürst von Sachsen 9, 16, 17, 18, 24, 29, 37, 232, 237, 317.
Polen, Marie Josepha, Königin von, Kurfürstin von Sachsen 12, 14, 75, 123 †.
Polen, Siegmund II., König von 17.
Polen, Sobieski, König von 26.
Polen, Stanislaus Leszczynski, König von 18.
Polen 5, 152, 237, 277, 279, 309, 368, 398, 439, 484.
Pommern, preuß. 5, 71, 151, 152, 166, 234, 262, 291, 352, 389, 451, 453, 460, 488, 490, 493.
Pommern, schwed. 38, 151, 211.
Pommern, Landstände 72.
Pompadour, Jeanne, Marquise de 3, 30, 81, 155, 212, 235, 240, 515.

Posen 166, 245, 279, 432, 440, 474, 484.
Pondichery 346, 519.
Portugal, Josef I. Immanuel, König von 466.
Portugal 519.
Porzellanfabrik Berlin 366.
Potsdam, Schloß 369.
Poyanne, Marquis de, franzöſ. General 514.
Prag, Schlacht 50, 52, 59, 83, 144, 327, 465, 483.
Pragmatiſche Sanktion 1.
Pregel 99.
Prenzlau 104, 291.
Pretzſch 282.
Preußen, Auguſt Wilhelm, Prinz von 73.
Preußen, Eliſabeth Chriſtine, Königingemahlin 197.
Preußen, Friedrich Wilhelm, Prinz von 476.
Preußen, Heinrich, Prinz von 48, 119, 151, 168, 178, 181, 198, 241, 243, 245, 250, 261, 262, 276, 277, 281, 282, 283, 296, 317, 320, 333, 335, 336, 373, 432, 459, 470, 504, 505, 506.
Preußen, Sophia Dorothea, Königinmutter von Preußen 69.
Preußen, Königreich 4, 38, 41, 77, 165, 307, 474, 490, 522, 523.
Prinz von Preußen, Infanterie-Regiment 493.
Prittwitz, Joachim Bernhard von, Rittmeiſter bei den Zietenhuſaren 258, 259.
Prittwitz, Hauptmann beim Regiment Garde 341.
Provinzial-Huſaren, preuß. 72.
Pultawa 67.
Puttkamer, Georg Ludwig von, preuß. General 73, 275.

Quadt, preuß. Oberſt 323.
Quadt, preuß. Garniſon-Regiment 322, 323.
Quartſchen (Schlachtfeld von Zorndorf) 172.
Quebeck 407.
Queiß 332.
Queſtenberg, Oberhofmeiſter der Königin von Polen 75.
Quintus Icilius (Guichard) 370, 426, 430.

Radeberg 506.
Rammler, Karl Wilhelm, Dichter 352, 429.
Randau, Herzog von, franzöſ. General 223.
Rathenow, preuß. Grenadierbat. 339.
Rauſchwalde 188.
Ravensberg 72, 124.
Raynal, Abbé 466.
Rebentiſch, Johann Karl, Freiherr von, preuß. General 184, 282, 285, 286.
Rees 228, 229, 230.
Rega, Fluß 454, 456.
Regensburg 37, 38, 39, 243, 522.
Regiment Garde 493.
Rehberg (Schlachtfeld von Liegnitz) 339, 340.
Reichenbach 494; Treffen 495, 497.
Reichenberg, Gefecht 48.
Reichenau, Scharmützel 348.
Reichhardswerben (Schlachtfeld von Roßbach) 117.
Reichmann, Johann Nikolaus von, preuß. Oberſtleutnant und Vizekommandant von Magdeburg 402.
Reichsexekutionsarmee 41, 168, 181.
Reinhardt, öſterr. General 241.
Reitwein 258, 261, 273.
Repnin, Nikolaus, Fürſt, ruſſ. Botſchafter am preußiſchen Hofe 428.
Retzow, Wolf Friedrich von, preuß. General 183, 192 †.
Rexin, Karl Adolf von, preuß. Geh. Kommerzienrat, Geſandter in Konſtantinopel 472, 493.
Rhein 204, 227, 228, 232, 292.
Rheinberg 224, 408; Gefecht 409.

Richelieu, Louis François Duplessis, Herzog von, französ. Marschall 81, 85, 105, 126, 130, 211, 213.
Ried, Johann Heinrich, Freiherr von, österr. Oberst, später General 92, 93, 376.
Riedesel, Volpert Christian, Freiherr von, General der Reichsarmee 242.
Riesa 271.
Roberdamm, bei Kolberg 455.
Roca, österr. Offizier 441.
Rochambeau, Jean Baptiste Donatien, Graf von, französ. General 510.
Rochow, Friedrich Wilhelm, preuß. General, Kommandant von Berlin 93, 354, 355.
Rochow, preuß. Kürassier-Regiment 65.
Röder, Fluß 332.
Rodewitz (Schlachtfeld von Hochkirch) 187.
Roermonde 226.
Rogosno 245.
Rohdich, Friedrich Wilhelm von, preuß. Major 341.
Röhrgraben (Schlachtfeld von Torgau) 383.
Rom 238.
Ropscha, russ. Schloß 488.
Roques, Prediger in Celle 222.
Rosenfeld, österr. General 505.
Roßbach 104; Schlacht 114, 121, 144, 390.
Rote Furtbrücke (Schlachtfeld von Torgau) 377.
Rotenburg (Westfalen) 415, 511.
Rotenburg ob der Tauber 521.
Rougé, französ. Infanterie-Regiment 415.
Rouillé, französ. Minister 32.
Rouvroy, Johann Theobald, Freiherr von, österr. Artilleriegeneral 332, 335.
Royal Deux-Ponts, deutsches Infanterie-Regiment im französischen Solde 111.
Royal Etrangers, preuß. Freikorps 459.
Rügen 105, 152.
Rumanzow, Peter Alexandrowitsch, russ. General 151, 432, 451, 452, 454, 455, 489.
Rußland, Elisabeth, Zarin von 4, 43, 94, 163, 164, 195, 236, 246, 260, 261, 264, 265, 346, 350, 365, 424, 471 †, 473.
Rußland, Katharina, Zarin von 451, 484, 486, 487, 524, 525, 526.
Rußland, Paul, Großfürst von, Thronfolger 485.
Rußland, Peter der Große, Zar von 18.
Rußland, Peter III., Großfürst, später Zar von 165, 315, 471, 488 †.
Rußland 2, 37, 39, 236, 424, 425, 474, 484.
Rutowsky, Friedr. August, Graf, sächs. Feldmarschall 8, 23.
Ryswijk 308.

Saatz 241.
Sachsen, August II., Kurfürst von, siehe Polen, König von.
Sachsen, August III., Kurfürst von, siehe Polen, König von.
Sachsen, Friedrich Christian, Kurprinz von 44, 524.
Sachsen, Karl, Prinz von 10, 172.
Sachsen, Marie Antonia, Kurprinzessin von, geb. Prinzessin von Bayern 530.
Sachsen, Marie Josepha, Kurfürstin, siehe Polen, Königin von.
Sachsen, Moritz, Marschall von 78.
Sachsen, Xavier, Prinz von 10, 74, 232, 405, 406, 411, 415, 511, 513.
Sachsen, Kurfürstentum 5, 7, 37, 39, 42, 71, 77, 151, 165, 198, 204, 210, 234, 245, 265, 267, 274, 280, 282, 283, 284, 287, 289, 307, 308, 310, 317, 325, 347, 363, 368, 371, 372, 389, 390, 425, 432, 447, 459, 507.

Sackville, Lord George (siehe auch Lord Saint Germain), engl. General 300 ff.
Saint-André, Friedrich Daniel, Freiherr von, österr. General 280.
Saint-Germain, Claude Louis, Graf von, französ. Marschall 215, 225, 304, 305, 405.
Saint-Germain des Près 212.
Saint-Ignon, österr. Dragoner-Regiment 376.
Saint-Pierre 520.
Saldern, Friedrich Christoph von, preuß. General 190, 191, 340, 382, 383.
Salenmon, Konstantin Nathanael von, preuß. General 371.
Salmuth, Friedrich Wilhelm von, preuß. Oberst, Kommandant von Geldern 82.
Sandershausen, Treffen 227.
Sanssouci 369.
Saratoga 303.
Sardinien, Karl Immanuel, König von 315.
Satzbach (Gefechtsfeld v. Vellinghausen) 414.
Saul, Friedrich Ludwig von, kursächsischer Wirkl. Geh. Rat 424.
Savoyen, Eugen, Prinz von, österr. Feldmarschall 446.
Schach von Wittenau, preuß. Oberst und Kommandant von Küstrin 167.
Schäferberg, Fort von Glatz 322.
Schaffgotsch, Philipp Gotthard, Fürstbischof von Breslau 136, 154.
Scheiter, Albrecht von, braunschweigischer General 307.
Schellenhauer, Bastion der Festung Glatz 322.
Schenckendorff, Balthasar Rudolf, preuß. General 254, 321, 339, 455.
Schilda 281.
Schimmelmann, sächs. Kaufmann, später dän. Staatsminister 43.
Schlesien, Preuß.- 2, 4, 48, 162, 168, 181, 182, 198, 204, 210, 234, 265, 267, 277, 279, 284, 315, 317, 318, 319, 323, 324, 330, 336, 348, 363, 368, 389, 390, 399, 423, 424, 432, 444, 453, 460, 465, 504, 507, 530.
Schlesien, Österr.- 493.
Schlesischer Krieg, Erster 1.
Schlesischer Krieg, Zweiter 1.
Schleswig, Herzogtum 316.
Schmettau, Karl Christoph, Graf, preuß. General und Kommandant von Dresden 78, 179, 202, 251, 272, 273, 275, 276, 520.
Schmidt, Pfarrer in Siebenhuben 449, 450.
Schmottseifen, Lager bei 250, 276, 277.
Schoenaich-Karolath, Johann Friedrich Karl, Erbprinz von, preuß General 51.
Schönberg, Otto von, sächs. Kammerjunker 75.
Schönbrunn (Schlesien) 449.
Schönhausen, Lustschloß der Königin von Preußen 362.
Schöning, Immanuel von, preuß. General 54 †.
Schorlemer, Ludwig Wilhelm von, preuß. General 173, 253, 254.
Schräge Schlachtordnung 143.
Schrimm 440.
Schuwalow, Peter, Graf, russ. Generalfeldzeugmeister, Generaladjutant und Senator 424.
Schuwalow-Dragoner, russ. 356.
Schütz, Kaufmann, Berlin 364.
Schwaben 46.
Schwalm 296.
Schwanenberg, russ. General 350, 351.
Schwarz, preuß. Grenadier-Bataillon 261.
Schwarzburg, Fürst 39.
Schweden, Karl XII., König von 67.

Schweden, Luise Ulrike, Königin von 38, 69, 475.
Schweden, Königreich 5, 14, 38, 71, 101, 236, 309, 350, 425, 432, 475.
Schwedt, Markgraf von 317.
Schweidnitz, Belagerung und Einnahme durch die Österreicher 132; Einschließung 149; Belagerung und Einnahme durch die Preußen 157, 168, 234, 319, 343, 432, 433; Einnahme durch die Österreicher 440, 444, 445, 460, 464, 483; Belagerung und Einnahme durch die Preußen 494, 523.
Schweidnitzer Wasser 146.
Schweiz 239.
Schwerin, Kurt Christoph, Graf, preuß. Feldmarschall 18, 21, 33, 48, 52 †, 55; Denkmal 151.
Schwerin, preuß. Infanterie-Regiment 52.
Seckendorf, Friedrich Heinrich von, Graf, sächs. Feldmarschall 240.
Seelow, Herrschaft des Markgrafen Karl, bei Frankfurt a. O. 381.
Serbelloni, Johann Baptista, österr. General 142, 483, 504, 505.
Sers, Philipp Lothar von, preuß. General 132.
Setzling, Mönch 58.
Seydlitz-Kurzbach, Friedrich Wilhelm von, preuß. General 53; Denkmal 55, 65, 94, 114, 119, 151, 171, 173, 176, 186, 189, 251, 256, 354, 459, 504, 505, 506.
Shakespeare, William 431.
Sincere, Claudius, österr. General 283.
Siskowicz, Josef Freiherr, österr. General 160, 183.
Sizilien 314, 315.
Slawisch-Serbien 95.
Sollinger Wald 511.
Solms, Graf, sächs. General 411.
Solms, Viktor Friedrich, Graf, preuß. Gesandter in Stockholm 101.
Sonnenstein, Festung 8, 204, 209, 234.
Soubise, Charles von Rohan, Prinz von, franzöſ. Marschall 81, 109, 111, 113, 117, 204, 219, 223, 226, 231, 232, 292, 293, 409, 413, 414, 416, 417, 508, 510, 515, 516, 517.
Spähn, preuß. Kürassier-Regiment 380.
Spandau 75, 355.
Spanien, Ferdinand VI., König von 314 †.
Spanien, Karl III., König von 314, 448.
Spanien, Philipp von, Infant von 3.
Spanien, Königreich 315, 465, 466, 467, 519, 520.
Spie, Gefecht 457.
Spitzberg, Großer (Schlachtfeld von Kunersdorf) 254.
Spitzberge (Schlachtfeld von Hochkirch) 191.
Splittgerber, David, Bankier, Firma Splittgerber & Daum 358.
Spörcken, Friedrich Freiherr von, hann. General 224, 225, 411, 413.
Spörcken, Moritz August, Freiherr von, sächs. General und Generaladjutant 29.
Spree 332, 336.
Saltikow, Peter Iwanowitsch, Graf, russ. Feldmarschall 246, 248, 249, 250, 252, 254, 258, 260, 261, 263, 264, 265, 277, 279, 317, 335, 336, 337, 344, 348, 350, 356, 445, 489.
Stade 81, 129.
Stadtfeld, bei Kolberg 351.
Stainville, franzöſ. General 411, 510, 511.
Starhemberg, Georg Adam, Graf,

kais. Reichshofrat und österr. Botschafter in Paris 4, 31, 422, 448.
Steiermark 462.
Stettin 35, 38, 72, 101, 104, 261, 290, 317, 452, 456, 489.
Stockholm 39, 214.
Stolberg-Geldern, Christian Karl, Prinz von, Reichsgeneral 268, 269, 270, 505, 506, 522.
Stolpen, Lager bei 181.
Storkow 94.
Stormont, Graf, engl. Gesandter in Warschau 15.
Stralsund 105; 1. Einschließung 166, 210, 211; 2. Einschließung 244, 389.
Strehla 271, 281.
Strehlen (Sachsen), Gefecht 347.
Strehlen a. d. Ohlau 447, 449.
Striegau 433.
Striegauer Wasser 433.
Strohmberg (Schlachtfeld von Hochkirch) 183.
Struppen 15, 23, 25.
Stuart, Charles Edward, Kronprätendent 78.
Stuart, engl. Bataillon 301.
Stutterheim, Joachim Friedrich, preuß. General 255, 377.
Stuttgart 88.
Suchdol 64.
Sulkowski, Alexander Josef, Fürst 237.
Süptitz (Schlachtfeld von Torgau) 375, 382, 383.
Süptitzer Höhen (Schlachtfeld von Torgau) 381.
Swinemünde 104.
Syburg, Friedrich Wilhelm von, preuß. General 377, 411.
Sydow, preuß. Hauptmann 275, 276.

Tamsel, Lager bei 176.
Tannhausen (Gefechtsfeld von Burkersdorf) 493.
Tauentzien, Bogislav Friedrich von, preuß. General 332, 333, 334, 335, 494, 498.
Teich, Großer (Schlachtfeld von Torgau) 377.
Teneriffa, Pic von 182.
Teplitz, Gefecht 505.
Tettenborn, Hanns von, preuß. General 382.
Thiele, Johann Jakob, Leutnant im preuß. Bataillon von Heiderstedt 481 †.
Thorn 45, 166.
Thüringen 76, 87, 204, 310.
Thürriegel, preuß. Oberstleutnant 479.
Tielke, Johann Gottlieb, sächs. Artillerie-Hauptmann u. Militärschriftsteller 170.
Tilsit 95.
Tirol 462.
Todtenhausen (Schlachtfeld von Minden) 298, 299.
Töpferberg 339.
Torgau 7, 10, 90, 202, 204, 210, 234, 250, 251; Belagerung 267, 273, 274, 280, 281, 371, 373; Schlacht 376, 390, 399, 422, 423, 507.
Torgauer Wald 311.
Toskana 157.
Tottleben, Gottlieb Heinrich, Graf, russ. General 354 ff., 358, 359, 361, 389, 451.
Trautenau 48.
Trautschke, Reitknecht des Generals Fougué 320.
Treptow (Pommern) 453, 456.
Tresckow, Joachim Christian, preuß. General 63, 65, 157.
Tresckow, Frau von, geb. von Falkenberg 199.
Tresckow, preuß. Infanterie-Regiment 50, 442.
Trettiner Spitzberge (Schlachtfeld von Kunersdorf) 253, 254, 258.
Troppau 159.
Tschernyschew, Sascha, Graf, russ. General 337, 343, 344, 353, 355, 363, 439, 441, 447, 474, 475, 490, 493.
Türkei, Mustafa III., Sultan von 462.

Uckermark 104, 291.
Úcker 104.
Unna 416.
Unruh, Kaspar Rudolf von, preuß. Major und Kommandeur eines Grenadierbataillons 323.
Urff, General des verbündeten Heeres 304.
Uslar 411.
Utz, Johann Peter, Dichter 428.

Valori, Veit Heinrich Ludwig, Marquis de, französ. Generalleutnant und Botschafter in Berlin 32.
Varus, röm. Konsul 388.
Vauban, Graf, französ. General, Kommandant von Marburg 127.
Vaubecourt, französ. General 323.
Vaux, französ. General 409.
Vehla, österr. General 281.
Vellinghausen, Gefecht 414, 416.
Velten, österr. Rittmeister 193.
Veltez, Baron, österr. Oberst 133 †.
Venedig 238.
Vercingetorix 56.
Verheiratung preuß. Soldaten mit Sächsinnen 529.
Verney, du, siehe Du Verney.
Verpflegung der preuß. Soldaten 396.
Versailles 391, 406, 421, 515.
Versailles, Vertrag von 4.
Ville, Karl, Marquis de, österr. General 267.
Villroy, Herzog von, französ. General 219.
Voigt, Oberst und Kommandeur des österr. Löwenstein-Dragonerregiments 320, 321.
Voltaire, François Marie Arouet de 107, 422.
Votzhöfe (Schlachtfeld von Krefeld) 225.
Voyer, Marc René, Marquis de, französ. General 213, 405.

Wahlstadt, Gefecht 348.
Wakerbart, Johann Anton, Gaboleon, Graf, sächs. Minister 240.
Walachei 478.
Waldhüter, österr. Leutnant 501.
Wallis, Olivier, Graf, österr. Oberstleutnant, Kommandeur des Infanterie-Regiments Loudon 442, 449, 450.
Wanfried 415.
Wangenheim, Friedrich Just von, preuß. Major 13.
Wangenheim, Georg August von, braunschw. General 298, 299, 305, 514.
Warkotsch, Heinrich Gottlob, Baron 449, 450.
Warnery, Karl Immanuel, preuß. General 314.
Warschau 45, 47, 451, 471, 478, 526.
Wartenberg, Hartwig Karl, preuß. General 49.
Warthe 166, 245, 251, 333, 432.
Warthenberg 433.
Wasserfort, Festung Schweidnitz 442.
Wassertrinken auf Märschen 324.
Wedel, Ernst Siegmund, preuß. Major, beim Regiment Garde 169.
Wedel, Karl Heinrich von, preuß. General 204, 209, 247, 249, 250, 251, 255, 282, 283.
Wedel, preuß. Infanterie-Regiment 189.
Wegeli, Berliner Kaufmann 358, 364.
Weichsel 166, 317.
Weida 281.
Weißenfels, Gefecht 112.
Wellemin 19.
Welsh Fusiliers, engl. Regiment (Bat.) 301.
Wendisch Wilmersdorf, gräflich Schwerinsches Gut 369.
Werner, Paul von, preuß. General 75, 151, 350, 352, 353, 389, 458, 477, 493.
Werner-Husaren, preuß. 353.

Werra 304.
Wesel 77, 216, 217, 228, 229, 407, 409, 410.
Weser 153, 215, 227, 231, 297, 304.
Westfälischer Friede 5, 14.
Westfalen 71, 77, 227, 234, 295, 307, 403, 409, 417, 508.
Westindische Inseln 407, 467, 520.
Westminster, Vertrag von 4.
Wetter, Gefecht 305.
Wied, Franz Karl Ludwig, Reichsgraf von 107.
Wied, Friedrich Georg Heinrich, Graf, österr. General 12.
Wied, Karl Ludwig, Graf von, preuß. General 304, 372, 483, 490, 504, 505.
Wieland, Christoph Martin 428, 431.
Wien 5, 56, 68, 156, 264, 289, 313, 317, 325, 342, 425, 432, 461, 465, 466, 473, 522, 523, 526, 527.
Wilhelmstal, Schlacht 509, 516.
Wilsdruff 282, 288, 289.
Wilsdruffer Tor, Dresden 327.
Windecken 295.
Windheim, Reichsstadt 521.
Winkelmann, Johann Joachim, Geschichtsforscher 427.
Winter-Douceurgelder 476.
Winterfeldt, Hanns Karl, preuß. General 17, 24, 52, 54, Denkmal 55, 74, 130, 131 †, 151, 249.
Winterfeldt, preuß. Infanterieregiment 51.
Wischehrad 60.
Wittenberg 7, 20, 251, 270, 280, 282, 347, 371.
Witzenhausen 415.
Wobersnow, Moritz Franz Casimir von, preuß. Generalmajor, Generaladjutant des Königs 237, 245, 246, 249 †.
Woiselwitz 449.
Wolfenbüttel 418.
Wolffersdorff, Karl Friedrich von, preuß. Oberst und Kommandant von Torgau 268 ff.
Wolgast 244.
Wollin 104.
Woronzow, Michael, Graf, russ. Großkanzler 309, 424, 472.
Woronzow, Elisabeth 486.
Wrangel, Baron, französ. General 409.
Wrede, preuß. Grenadier-Bataillon 51.
Würbener Berg (Lager von Bunzelwitz) 434.
Würstler, Berliner Kaufmann 364.
Württemberg, Friedrich Eugen, Prinz von, preuß. General 190, 250, 256, 317, 354, 355, 373, 387, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 458.
Württemberg, Karl Eugen, Herzog von 88, 306, 346, 405.
Würzburg und Bamberg, Adam Friedrich, Bischof von, Reichsgraf von Seinsheim 523.
Wunsch, Johann Jakob von, preuß. General 151, 258, 259, 262, 274, 275, 280, 282, 284, 285.
Wylich, Friedrich, Freiherr von Lottum gen., preuß. General, Kommandant von Dresden 12.

Xanten 224.

Ysenburg, Johann Casimir, Prinz von, hessischer General 226, 231, 233, 294 †.

Zastrow, Karl Anton Leopold, preuß. General, Kommandant von Schweidnitz 440 ff.
Zastrow, Ludwig, hannöver. General 512 ff.
Zauche 248.
Zedlitz (Bunzelwitzer Lager) 434.
Zerbst 240.
Zeuchfeld 109.
Zeuner, Karl Christof von, preuß. General 383.
Zeven, Vertrag von Kloster 81, 83, 125, 156.

Ziegenhain 295, 305, 406, 412, 514.
Zierenberg, Gefecht 406.
Zieten, Christian Wilhelm von, der Jüngere, preuß. Generalmajor 319, 320.
Zieten, Hanns Joachim von, preuß. General 64, 132, 147, 151, 160, 161, 186, 189, 276, 277, 286, 288, 373, 376, 377, 382, 387, 432, 433.
Zieten-Husaren 376.
Ziskaberg (Schlachtfeld von Prag) 52.
Zittau 48, Beschießung 74, 266.
Znin 245.
Zobten 138.
Zorndorf, Schlacht 169, 181, 205, 265, 356.
Zschleipitz 109.
Züllichau 247, 248.
Zweibrücken, Friedrich, Prinz von, österr. General, kommandierender General der Reichsarmee 55, 178, 209, 245, 267, 268, 272, 273, 274, 371, 389.
Zwickau 310, 505.

Altenburg (S.-A.)
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Druckfehlerverzeichnis.

S. 64, Z. 16 v. u. lies Nádasdy anstatt Nádasti.

S. 68, Z. 8 v. u. lies Lord-Marishal anstatt Lord Marshall.

S. 182, Z. 10 v. u. lies Lord-Marishal anstatt Feldmarschall.

S. 254, Z. 6 v. u. muß es heißen: linken anstatt rechten Flügel.

S. 267, Z. 8 v. o. lies Schlesien anstatt Sachsen.

S. 332, Z. 4 v. u. lies Artillerieoberst anstatt Artilleriehauptmann.

Übersichtskarte zur Archenholtz'schen Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Hauptbegebenheiten während des Krieges.

1756. *Anfang des Krieges, 29. August.*
Lemwitz, Friedrich d. Daun, *1. Oktober.*
Pirna, 14000 Sachsen unter Rutowsky vor Friedrich *gefangen 14. Oktober.*

1757. *Prag*, Friedrich d. Karl v. Lothringen. Schwerin † *6. Mai.*
Kolin, Daun d. Friedrich *18. Juni.*
Hastenbeck, d'Estrées d. Cumberland. *26. Juli.*
Gross-Jägerndorf, Apraxin d. Lehwaldt. *30. August.*
Moys, Nadasdy d. Winterfeldt. Winterfeldt † *7. September.*
Rossbach, Friedr. d. Hildburghausen u. Soubise. *5. November.*
Breslau, Karl v. Lothringen u. Daun d. Bevern. *22. November.*
Leuthen, Friedrich d. Karl v. Lothringen u. Daun. *5. Dezember.*

1758. *Krefeld*, Ferdinand v. Braunschweig d. Clermont. *23. Juni.*
Zorndorf, Friedrich d. Fermor. *25. August.*
Hochkirch, Daun d. Friedrich Keith †. *14. Oktober.*

1759. *Kay*, Saltykow d. Wedel. *23. Juli.*
Minden, Ferdinand v. Braunschweig d. Contades. *1. August.*
Hannersdorf, Saltykow u. Loudon d. Friedrich. *23. August.*
Maxen, Finck *kapitulirt mit 11,000 Preussen vor* Daun. *21. November.*

1760. Loudon d. Fouqué. *23. Juni.*
Dresden von Friedrich *belagert 14–30. Juli.*
Liegnitz, Friedrich d. Loudon. *15. August.*
Torgau, Friedrich d. Daun. *3. November.*

1761. *Langensalza*, Spörcken d. die Sachsen. *15. Februar.*
Vellinghausen, Ferd. v. Braunschw. d. Broglie u. Soubise. *15 u. 16. Juli.*
Friedr. *lagert d. Bunzelwitz gegr.* Loudon u. Buturlin. *20. Aug. 26. Sept.*
Belagerung Hellbergs durch Rumanzow. *Vertheidiger Oberst v. d. Heyde.*
Kolberg kapitulirt. 19. August bis 16. Dezember.
Loudon *entsetzt Schweidnitz. 1. Oktober.*
Wenceslaus, Verrath d. Grafen Warkotsch *gegen* Friedr. *30. November.*
Zarin Elisabeth † 25. Dezember. Zar Peter III.

1762. Friede mit Russland. *Petersburg, 5. Mai.*
Friede mit Schweden. *Hamburg, 22. Mai.*
Hilldenhausen, Ferdinand v. Braunschweig d. d'Estrées. *24. Juni.*
Sturz Peters. Elisabeth Zarin. 9. Juli.

1762. *Burkersdorf*, Friedrich d. Daun. *21. Juli.*
Belagerung u. Einnahme v. Schweidnitz. 2. Aug. bis 9. Oktbr.
Reichenbach, Bevern d. O'Donnel. *16. August.*
Freiberg, Prinz Heinrich d. Solms. *29. Oktober.*

1763. *Paris.* Friede zw. England u. Frankreich. *10. Februar.*
Hubertusburg. Friede zw. Preussen u. Österreich. *15. Februar.*

Friedrich behielt Schlesien, Glatz u. einen Theil v. Böhmen, 1745 □Mm. 44 Mill. Bewohner.
Friedrich verlohr seinen Verlust im Ganzen 1756 bis 1763 Mann.
darunter über 1000 Offiziere 31 Generale.

Die Russen verloren	120,000 M.
Oesterreicher	140,000 „
Franzosen	100,000 „
alliirt. Deutsche u. Engl.	140,000 „
Schweden	23,000 „
Reichsvölker	35,000 „
	613,000
Gesammtverlust	853,000 Mann.

Entworfen von J. Lorrenberg

Preussische Länder. Preussische Bundesländer. Oestreichische Länder. Reichsländer. *Schlachtfelder.* *e. besiegt.*

Maßstab 1:3750000

0 12 25 37 50 62 75 87 100 112 125 Mm.

Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Lith. Anst. v. Aug. Kürth, Leipzig.

DD 411 A68
Archenholz, Johann Wilhelm von
Geschichte des siebenjahrigen Krieges in Deutschland

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY